Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

<36620174030019

Um Seinetwillen.

Zweiter Band

Um Seinetwillen.

Roman

von

Karl Berkow.

Zweiter Band.

Berlin 1884.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Es war gegen Mitternacht, als Hector im Schlosse anlangte; in der nächsten Umgebung des mächtigen Gebäudes herrschte scheinbar tiefe Stille, die Volkshaufen hatten sich zurückgezogen, ein Theil der Weiber im Saale der Nationalversammlung Unterkunft gefunden, Lafayette hatte, wie Lieutenant Miomandre Hector mittheilte, sich unter der Versicherung, daß nichts zu befürchten sei, in seiner Wohnung zur Ruhe begeben.

„Es wäre seine Pflicht gewesen, heute Nacht hier zu bleiben, um dem Gesindel Furcht einzuflößen, das er selbst herbeigeführt,“ sagte Hector finster.

„Dasselbe dachte ich auch,“ entgegnete Miomandre, „doch ließ er sich nicht zurückhalten. Man ist unglaublich sorglos gegenüber den Vorgängen des heutigen Nachmittags.“

Hector antwortete nicht sogleich. „Ist Marsac schon hier?“ fragte er endlich.

„Er und Varicourt sind seit einer halben Stunde im Vorzimmer der Königin.“

Die beiden Edelleute begaben sich an ihre Plätze; Hector und Miomandre besetzten die Thür, welche neben der Galerie des Glaces zu den Gemächern Marie Antoinette's führte, die beiden andern Gardes du Corps weilten im Vorzimmer selbst.

Armand schritt im Corridor auf und nieder, der seitwärts des Saales der Garden gegen einen der inneren Höfe führte. Es war eine finstere regenschwere Oktobernacht, eine jener Frühherbstnächte, welche sturmdurchpeitscht und nebelumhüllt Vorboten des nahen Winters sind, oder waren sie es auch des nahenden Unheils, das die dunklen Schwingen enger und enger um das Haupt des Gesalbten schlug? Armand trat an eines der Fenster und lehnte seine Stirn an die kalten Scheiben. War es denn möglich, sich noch länger über die furchtbare Gewalt dieser Volkserhebung zu täuschen, die auf ihrer Bahn unaufhaltsam fortschreitend Alles ihr Widerstehende schonungslos mit sich hinwegriß? Und wie groß war noch die Zahl jener Getreuen, die sich schützend, todesmuthig um den wankenden Thron schaarte? Heute wäre für einen energievollen Monarchen der Moment gewesen, sich an die Spitze seiner Garden, wie der andern hier vereinigten Regimenter zu stellen, um die ihn bedrängende rohe Gewalt mit der Gewalt des Schwertes zu vertreiben. Aber Ludwig, der wohl die Geschichte anderer Reiche und Völker studirt, ohne die Fähigkeit zu besitzen,

die Nutzanwendung auf seine eigene Lage zu machen, hatte aus der Lebensgeschichte Carls I. entnommen, daß dieser Souverain sich seinem Volke verhaßt gemacht, weil er die Waffen auf dasselbe richten ließ; sein Streben war es, durch völlige Milde die Herzen seiner Unterthanen wiederzugewinnen.

Der Marquis sagte sich, daß dies bereits zu spät sei; das Volk, diese unruhige, aus Tausenden von Köpfen, Tausenden von Leidenschaften, Wünschen und Begehren zusammengesetzte Masse ist selten oder nie von dem einmal gefaßten Vorurtheile zu bekehren; wehe dem Herrscher, der das Vertrauen desselben eingebüßt, ob mit oder ohne seine eigene Schuld. Kein Ringen und Mühen, kein noch so großes Opfer wird ihm das Verlorene zurückbringen und mit demselben ist seine Macht dahin, der Zauber zerstört, der jene Millionen von Herzen ihm geneigt und willfährig machte. Armand preßte die Hand fest auf den Griff des Degens, den er an der Seite trug und den er angelegt in dem unbestimmten Vorgefühle, daß er ihn heute noch gebrauchen müsse. Mochte er denn für seinen König, mit ihm fallen; besser, daß sein Leben für eine hohe und heilige Sache endete, als daß es sich verzehrte, wie bisher, in vergeblichem unerreichbarem Sehnen.

Und dennoch war es Verhängniß für ihn, daß das Geschick ihn mit dem Rufe zu dieser Pflicht wieder in die Nähe jenes Wesens führte, das er für immer zu meiden entschlossen gewesen, als er sein zuckendes Herz bezwingend mit eigener Hand ihren

Bund mit jenem Andern geknüpft, den er selbst ihr zugeführt, damit ihr junges Herz ihn lieben lerne, wie es auch so bald, so bald geschehen. Hatte er nicht schwer genug gekämpft, nicht namenlos gelitten mit solcher Ueberwindung, war es nicht Buße genug für seine tödtliche Sünde, ihre Liebe und ihre Seligkeit mitanzusehen, er, dem der Liebe Glück sich nur in Qualen der Verdammniß gewandelt?

Es giebt eine alte Sage, daß die Seelen von Mann und Weib in ferner Ewigkeit ein unauflösliches Eins bilden, doch hier auf Erden, sterbliche Menschen geworden, haben sie getrennt zu irren, rastlos und sehnend nach einander zu suchen, um sich in diesem kurzen Leben fast niemals wieder zu finden. Und haben sie sich dennoch einmal unter Tausenden von Suchern gefunden, die zu einander gehörten, so lagen wohl unbesiegbare Schranken zwischen ihnen, die nur der Heldenmuth der Liebe, doch öfter noch die Leidenschaft der Sünde durchbricht. Oder ist solch Finden nur gegeben, um zu erproben, wie stark, wie felsenfest unsere Kraft gegenüber furchtbarer Versuchung sei? Wie neidlos unser Herz, das von dem Anblicke der Glücklichen sich zu wenden gezwungen, damit es selbst sich nicht erinnere, daß es vergessen an der Freudentafel des Lebens war?

Dunkle Wolken hatten sich am Himmel gesammelt; sie jagten schattengleich an der schmalen Sichel des Mondes vorüber, der sein unsicheres Licht in den matt erleuchteten Corridor warf. Armand

blickte hinauf in die phantastischen Gebilde, die über seinem Haupte dahinzogen, aber sein geistiges Auge sah nicht sie, es schaute in einen hellen Frühlingstag, der in der Zeiten Schooß, wie lange schon! versunken, er sah die Platanen und die Ulmen grünen in seines Vaters Parke und blühende Sträucher auf die gepflegten Kieswege ihre weißen duftenden Blüthen streuen; er sah sich selbst, ein zwanzigjähriger Jüngling, durch die wohlbekannten Gänge schreiten, nach Jahren zum ersten Male von der Hochschule zu Toulouse in sein Vaterhaus zurückkehrend, wo inzwischen eine neue Herrin eingezogen, die sechszehnjährige Tochter des Grafen von Poix, seit drei Jahren seines Vaters Gattin, und heute war der Tag an welchem er die junge Mutter zum ersten Male sehen sollte, die er ohne sie zu kennen, haßte, weil sie der eigenen vergötterten Mutter Platz in Haus und Herzen seines Vaters eingenommen. Die Brust des einsamen Mannes hob ein tiefer Athemzng.

„O Blanche, Du Unvergessene, Du tödtlich Geliebte, Du Längstverlorene! Warum mußten wir uns damals sehen unter den blühenden Bäumen in jener verwirrenden Frühlingspracht, welche Herz und Sinne unbewußt umschmeichelt, uns in ihrem Banne haltend, bis wir selbst auf ewig uns darin verloren? War es Alles, Alles nicht ein Traum, ein anfangs hold berauschender und dann selig, unseliger Traum? Du, dem Kindesalter kaum entwachsen, märchenschön, madonnenlieblich, mit dem lächelnden Geschöpfchen

auf den Armen, von dem Du mir sagtest, daß es mein Schwesterchen sei. — Und warum — warum mußte sie Dir so gleich werden, äußerlich, wie innerlich Dein geliebtes, ach, zu sehr geliebtes Ebenbild? Als Du sterbend mir das Kind, Dein theuerstes Vermächtniß, empfahlest, wußtest Du, welche Qualen Du mir damit auferlegtest? Daß ich fortan unfähig sein würde auf dieser Erde Anderes noch zu lieben, zu vergöttern, als Dein Kind, das Deine Züge trug, das mich mit Deinen Augen anblickte, mit Deinem Lächeln mir das Herz durchbohrte? War ich meinem Gelübde nicht treu, Blanche, für jenes Kindes Glück zu sorgen, mit Opferung des meinen? Nie sollte ihr reiner Sinn es ahnen, was Du mir gewesen, was sie selbst mir wurde, sie, meines zertretenen Lebens einziges Kleinod, die Du vorahnend mit dem holdesten Namen nanntest, dem Namen der Hoffnung, welche dennoch das Schicksal in seiner Blüthe ersticken mußte."

Der Regen peitschte heftiger gegen die Scheiben, der Wind stieß heulend gegen die Zinnen des Schlosses, die Lichter, welche den Corridor erhellten, waren tief herabgebrannt, — es mußte der Morgen nicht mehr ferne sein. Dort zwischen zerrissenem Gewölke zeigte sich ein lichter grauer Streif, die Uhr des Schlosses kündete dröhnend die fünfte Stunde. Da plötzlich, — welch ein Geräusch war das? In dem Hofe gerade unter seinen Fenstern hörte Armand dumpfes Stimmengewirr, — war die Pforte drunten von den Wächtern verlassen, war die

Hinterthür an jener Seite überhaupt nicht geschlossen gewesen? Und jetzt wuchs das Stimmengewirr zu mächtigem Brausen an, jetzt kam es die Treppe hinaufgestürmt, wie eine ganze Schaar von Menschen; Armand stürzte in den Saal der Garden, wo Hector und Miomandre die Thür hüteten.

„Sie kommen!“ rief er, „fort, warnt die Königin, ich halte die kleine Thür, die in den Corridor führt.“

Miomandre eilte hinweg in das Vorzimmer Marie Antoinette's, um die dort schlafende Kammerfrau zu wecken, Hector rollte einen Tisch vor die Ausgangsthür des zweiten Saales, um sich dahinter verbarrikadirend, den Andringenden den Weg abzuschneiden, bis man die Königin gerettet; Armand schloß die Thüre ab, die nach den Gemächern derselben vom Corridore aus führte und warf den Schlüssel zum Fenster hinaus in die Nacht.

Es war die höchste Zeit; mit infernalischem Geschrei kam jetzt eine Bande niedrigsten Pöbels, in der Mehrzahl aus Weibern bestehend, die Treppe hinauf in die Säle des Schlosses gestürmt, unter wilden Drohrufen den Kopf der verhaßten „Oesterreicherin“ verlangend, die sie als ihre Todfeindin und Urheberin ihres Elends ansahen. Der Marquis hörte ihre Fäuste, ihre Waffen gegen die verschlossene Thür des Saales der Garden hämmern, — doch jetzt auch sprang nach kurzem Widerstande die Thür auf, welche auf den von ihm bewachten Corridor führte.

„Hierher, hier geht der nächste Weg zur Oesterreicherin," rief eine Stimme, die ihm seltsam bekannt erschien und ein mittelgroßer Mann in schlechter Kleidung drängte sich durch die entstandene Oeffnung.

Armand hob seine Waffe, sich auf den Eindringling zu stürzen, der Schein eines der Wandlichter fiel hell auf das Antlitz des Anführers einer Mörderbande und die Waffe in der Hand des Edelmannes sank fast zu Boden bei der unerwarteten Entdeckung.

„Monseigneur," sagte er halblaut, „Ihr macht Euch unnütze Mühe; Eure erhabene Anverwandte ist, wie ich hoffe, bereits durch uns gewarnt, entflohen."

Der Herzog von Orléans schrak zurück bei dem Anblicke des ihm wohlbekannten Edelmannes. „Gebt Raum, Marquis," befahl er, sich fassend, kurz, „nicht auf Euch war es abgesehen, — welcher Teufel führt denn Euch hierher?"

„Die Ahnung einer Gefahr für meine Herrin," war die ebenso kurze Antwort, „die nur durch die Ueberraschung übertroffen wird, Euch, mein Prinz, unter Räubern und Mordgesellen zu sehen, welche Ihr nicht verschmäht, selbst gegen Eures Königs Haus zu führen."

Den draußen Harrenden schien die Unterredung zu lange zu währen; sie drängten von Neuem gegen die aus ihren Angeln gewichene Thür, den Spalt zu erweitern, durch welchen der Herzog sich ge-

zwängt. Philipp von Orléans winkte ihnen gebieterisch zu.

„Fort, nach dem Saale der Garden,“ herrschte er sie an, „ich folge Euch, doch mit Diesem habe ich zu reden.“

Die Rotte der Empörer wandte sich nach der angegebenen Richtung; der Herzog trat dicht vor den Marquis, der seinen Platz an der zu bewachenden Thür wieder eingenommen.

Philipp Egalité kannte Armand von Brissac wohl; der Letztere war in seinem Schlosse während seines ersten Aufenthaltes bei Hofe oftmals Gast gewesen, und er war eine der wenigen Personen, welche dem gesunkenen Manne eine unwillkürliche Achtung abnöthigten.

„Noch einmal, gebt die Thür frei, Marquis,“ rief er ihm zu, „auch Ihr sollt mich in meinem Vorhaben nicht hindern.“

„Der Weg ist frei, wenn Ihr ihn über meine Leiche nehmt, Monseigneur,“ erwiderte Armand kalt, „den Schlüssel zu der Thür mögt Ihr Euch drunten im Hofe suchen.“

„Bringt mich nicht zum Aeußersten,“ brauste der Herzog auf, „ich wollte Euch schonen um der Erinnerung früherer Zeiten, doch“ —

Armand richtete die strahlenden Augen fest auf seinen Gegner.

„Die Erinnerung früherer Tage, Herzog von Orléans, in welchen ich in Euch das Mitglied eines Königshauses ehrte, dem ich heute diene, ließ mich

die Waffe senken, die ich gegen den Genossen jener Mörderschaar erhoben. Ich preise meinen Stern, der mich so handeln ließ, denn ich verschmähe es, meinen Degen mit Eurem Blute zu beflecken."

Der Herzog zog das Schwert, welches er unter seiner Kleidung verborgen.

„Wollt Ihr nicht Mord," rief er außer sich, „so vertheidigt Euch, der Edelmann dem Edelmanne gegenüber. Der Schimpf, den Ihr mir anthut, fordert Blut."

Der Marquis machte keine Bewegung, der Herausforderung nachzukommen; wie zuvor hielt er die Spitze seines Degens zur Erde gerichtet.

„Vor kaum einem halben Jahre," sagte er in eisigem Tone, „verweigerte ich einem Bauernsohne meiner Herrschaft die Genugthuung für eine Kränkung, die er durch mich erlitten. Ich sehe ein, daß ich ihm Unrecht that, daß es erlauchte Häupter geben kann, die in der Schätzung eines echten Edelmannes zu tief stehen, um ihnen jemals die Ehre zu erweisen, mit ihnen das Schwert zu kreuzen."

Es war, als wolle sich der Herzog auf Armand stürzen, doch wie von einer inneren Gewalt gehindert, bebte er zurück. Vielleicht regte sich in der Seele dieses elendesten Vertreters einer Dynastie ein Rest jenes Rittersinnes, der vor wahrem Mannesmuthe wider Willen sich zu beugen gezwungen; krampfhaft stieß er seinen Degen in das Getäfel des Fußbodens, daß die Spitze desselben abbrach; dann wandte er sich zum Gehen.

„Wir sprechen uns an anderer Stelle wieder, Herr Marquis von Brissac,“ zischte er zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor, „und dann werdet Ihr mir Eure Worte zu bezahlen haben.“

In dem Saale der Garden hatte sich während dessen ein wüthender Kampf entsponnen. Von den Streichen der hereinstürmenden Mordgesellen niedergestreckt, waren Miomandre und Marsac bereits mit Wunden bedeckt zu Boden gesunken; Hector, dessen rechten Arm die Pike eines der ihn Umringenden durchbohrt, hatte seinen Degen in die Linke genommen, mit der Kraft der Verzweiflung der jetzt von allen Seiten auf ihn Stürzenden sich zu erwehren, — schon fühlte er, daß auch er unterliegen müsse, als ihm plötzlich und unerwartet Hilfe erschien.

In der Thür des Saales zeigte sich die Gestalt eines Mannes in mittleren Jahren, gekleidet in die Uniform der Nationalgarde, der, die ihn Umdrängenden mit Riesenkraft auseinanderstoßend, sich einen Weg zu dem jungen Garde du Corps bahnte.

„Zurück hier,“ rief er mit einer Stimme, die selbst den Lärm im Saale übertönte, „der ist des Todes, der diesem Manne ein Haar des Hauptes krümmt.“

Er war mit einem Sprunge neben Hector, sich schützend vor den bereits zum Tode Erschöpften stellend.

„Zurück von ihm,“ wiederholte er, als die Angreifer Miene machten, sich von Neuem auf den Jüngling zu werfen, „mein ist dieser Gefangene, vorwärts, verlaßt den Saal, die Thür ist frei.“

Er riß Hector von der vertheidigten Thür hinweg, durch die sich jetzt mit tobendem Geschrei der Strom des Pöbels ergoß; vergebens suchte Letzterer seinen Platz wieder einzunehmen, mit seinem Körper vor dem Eingang des Gemaches ein Bollwerk zu bilden, — er vermochte es nicht mehr; ein dichter Nebel legte sich vor seine Augen und er fühlte, wie der Boden unter ihm schwand, den er wenige Minuten zuvor noch mit Löwenmuth vertheidigt. Aber ein starker Arm fing im Zusammensinken die schlanke Jünglingsgestalt auf, bemüht, den regungslosen Körper aus dem Getümmel des Saales in eine entfernte Fensternische zu retten, unbeirrt um das Wüthen der Andern, die sich ihre Beute nicht entgehen lassen wollten.

„Wer giebt Euch ein Recht, Bürger Delavigne, einen verfluchten Aristokraten zu schützen?“ rief ein wüst aussehender Kerl, sich dicht an den Genannten drängend. „Seid Ihr mit denen da im Schlosse im Bunde?“

„Habe ich Euch, Bürger Maillard, Rechenschaft abzulegen über mein Thun und Lassen?“ entgegnete Bertrand barsch. „Geht mir aus dem Wege und dorthin, wo Ihr Wichtigeres zu thun habt, als hier.“

„Ja, gehen werden wir,“ hohnlachte Maillard, „aber zuvor will ich den Kopf dort, den Ihr so sorgsam stützt, auf meiner Pike sehen.“

Der Chor der Weiber, die einen nicht geringen Theil der im Saale Befindlichen bildeten, fiel mit lautem Geschrei in das soeben geäußerte Verlangen

ein; Delavigne richtete sich hoch empor, aus seiner Brusttasche ein Pistol reißend.

„Dem zerschmettere ich den Schädel, der mir zu nahen wagt," rief er verachtend in den Volkshaufen hinein, „versucht es, — ich habe unter Lafayette das Zielen gelernt und mir geht kein Schuß fehl. — Henri," rief er seinem Neffen zu, der soeben in der Thür erschien, „hierher, hilf mir, diesen da aus dem Saale tragen und wehe dem, der mich mit einer Miene daran zu hindern wagt."

Auf rohe Massen verfehlt ein einziges energisches Wort fast niemals seine Wirkung; mehr noch von dem Anblicke des auf das Aeußerste gereizten Mannes, als von seiner Drohung eingeschüchtert, gaben die Angreifer Raum; Bertrand und Henri konnten, den Körper des verwundeten Jünglings tragend, unbehelligt den Saal verlassen, in den jetzt neue Schaaren eindrangen, die furchtbarsten Drohungen gegen die Königin und den König ausstoßend.

„Wohin mit ihm?" fragte Henri seinen Oheim, auf den Bewußtlosen deutend.

„Nach seiner Wohnung," lautete der kurze Befehl, „doch zuvor muß er, so gut es geht, verbunden werden. Im Schlosse unten wird sich ein ruhiger Platz finden lassen."

Sie schritten vorsichtig die Treppe hinab, einer der unteren Räume bot ihnen den gewünschten Platz; Delavigne schnitt mit seinem Messer den Aermel der Uniform des jungen Officiers auf, den verletzten Arm zu untersuchen.

„Eile, etwas Wasser zu besorgen, Henri.“

Der Neffe verließ das Gemach; Bertrand kniete, seine Rückkehr erwartend, auf dem Boden neben Hector nieder und betrachtete unverwandten Blickes das jetzt todtenbleiche Jünglingsangesicht, welches gleich dem einer Leiche von dem schwarzen Marmor des Bodens sich abhob.

„Madeleine, Madeleine,“ flüsterte der Knieende, mit leidenschaftlicher Innigkeit die Züge des Verwundeten betrachtend, in welchen er eine Aehnlichkeit mit Derjenigen zu entdecken meinte, welche starr und todt jenseits des Oceans in ihrem einsamen Grabe schlief. Die breite arbeitsgewohnte Hand des einstigen Goldsuchers strich leise über das lockige Haupt vor ihm und faßte dann wie schüchtern nach der schmalen wohlgepflegten Aristokratenhand, die aus dem goldbordirten Aufschlag der Uniform sich stahl.

Von dem Marmorhofe ertönte jetzt abermals ein entsetzliches Geschrei.

„Die Königin! die Königin!“ hallte es von Tausenden von Stimmen.

Der Ruf in gleicher Weise, wild wie drohend, schien auch das Ohr des Bewußtlosen zu erreichen, er begann sich leise zu regen.

„Die Königin,“ hauchte er kaum verständlich, sich noch in seiner tiefen Ohnmacht der Pflicht erinnernd, der er sich gelobt. Henri trat jetzt wieder in das Zimmer, ein Gefäß mit Wasser in der Hand; die braunen Augen des Jünglings richteten sich verwirrt auf ihn.

„Die Königin," wiederholte er, wie unter dem Druck einer tödtlichen Angst, während draußen die Rufe sich in ein höllenartiges Toben wandelten.

Bertrand Delavigne, der sich soeben damit beschäftigte, einen Verband auf die Wunde Hectors zu legen, blickte fragend zu Henri auf.

„Sie ist gerettet," sagte dieser finster, „es gelang ihr, zum Könige zu entfliehen; das Volk verlangt jetzt, daß sie auf dem Balkon sich zeige."

„Gott sei gelobt," flüsterte Hector, die Augen wieder schließend, und auch Bertrand athmete wie erleichtert auf; weshalb — er wußte es nicht. Er empfand in diesem Momente nur, daß es ihn mit tiefem Schmerze durchzuckt haben würde, dieses Jünglings Entsetzen und Verzweiflung zu sehen.

„Hilf mir, ihn in seine Wohnung zu schaffen," sagte er zu Henri Lablache, „wir haben hier nichts mehr zu thun."

Sie legten schweigend den Weg bis zum Boulevard de la Reine zurück, wo sich die Wohnung des jungen Paares befand: auf Bertrands vorsichtiges Klopfen öffnete einer der Diener die Pforte, die Männer trugen den Verwundeten die Treppe hinan, doch bevor sie noch sein Zimmer erreicht, öffnete sich die gegenüberliegende Thür, Espérance, welche in Sorge und Unruhe die Nacht durchwacht, und durch das ungewöhnliche Geräusch aufmerksam geworden, stürzte mit einem Schrei des Entsetzens auf ihren Gatten zu.

„Seid ruhig, Madame," sagte Bertrand und

seine Stimme klang ungewöhnlich weich, „er ist nicht todt, wie Ihr fürchtet, nur ohnmächtig und seine Wunde ist nicht so gefährlich, daß er in wenigen Wochen nicht völlig hergestellt sein könnte."

Espérance blickte erst jetzt auf den Sprechenden und seinen Begleiter.

„Ihr — Ihr," sagte sie verwirrt, „Monsieur Delavigne und Henri?"

Der junge Lablache lächelte ironisch.

„Marquise Espérance hat mich nicht vergessen," sprach er, „doch auch ich vergaß es nicht, daß sie einst meiner Schwester Kind gerettet; deswegen kam ich heute Nacht hierher."

Sie hatten während dieser Worte Hector in sein Schlafzimmer getragen und ihn dort der Sorge seiner Diener übergeben, um sich dann geräuschlos zurückzuziehen, Espérance eilte von der Seite ihres Gatten hinweg ihnen nach, ihre kleinen Hände griffen nach der Rechten Bertrand Delavigne's.

„Ihr habt mir meinen theuren Hector gerettet und ich habe Euch noch nicht einmal gedankt für Eure hochherzige That," sagte sie mit Thränen in den Augen, „zürnt mir nicht, Monsieur Delavigne, und seid gewiß, daß ich zeitlebens mich in Eurer Schuld betrachten werde."

Bertrand blickte mit einem Gemisch von Haß und Wehmuth das vor ihm stehende liebliche Geschöpf an; war sie doch zumeist die Ursache gewesen, daß er seine Ansprüche an seinen Sohn nicht weiter

verfolgt, dessen Lebensglück in dem Besitze dieses jungen Wesens ruhte.

„Ihr habt mir nicht zu danken, Madame,“ erwiderte er fast rauh, „denn Ihr kennt die Gründe nicht, die mich zu meinem Thun bewogen.“

Sie ließ sich von der barschen Antwort nicht einschüchtern. „Was es auch war, das Euch bestimmte, meinen Mann der Gefahr zu entziehen, ich danke es Euch nochmals von Herzensgrunde,“ sprach sie innig, „vielleicht hattet Ihr, Euch selbst unbewußt, Mitleid mit mir, vielleicht erinnertet Ihr Euch, wie auch Henri, daß wir in Arvillers in seines Vaters Hause noch nichts von der Feindschaft wußten, die jetzt Euch Beide von uns trennt.“

„Fragt Euren Bruder, weshalb ich Euer Feind geworden, Marquise Espérance,“ sagte Henri Lablache bitter, „er wies mit harten Worten mich aus dem Hause, weil ich es gewagt, die Augen zu einer Eures Gleichen zu erheben; ich weiß fortan, welchen Weg ich zu gehen habe, um meine Ziele zu erreichen.“

Der leise Ruf ihres Namens aus dem Schlafzimmer her, ließ Espérance das Gespräch abbrechen, sie wollte zu Hector eilen, Delavigne hielt sie zurück.

„Gestattet mir eine Gunst, Madame,“ sagte er mit Anstrengung.

„Welche, Monsieur Delavigne, welche? Alles sei Euch für den Dienst der heutigen Nacht gewährt.“

„Erlaubt mir wiederzukommen, mich nach Eures Gemahls Ergehen zu erkundigen.“

Sie nickte der befremdenden Bitte hastig Gewährung und eilte dann zu Hector, der unter den Bemühungen seiner Diener soeben wieder zu sich gekommen.

Delavigne und Henri verließen das Haus; der junge Advokat hörte, wie sein Oheim knirschend die Zähne zusammenschlug.

„Wohin gehen wir?" fragte Henri nach einer Pause.

„In unsere Wohnung! Lafayette wird ohne uns mit dem Gesindel fertig."

„Das er, ohne es zu hindern, seinen Unfug treiben ließ."

Delavigne lachte kurz auf. „Er wird gedacht haben, daß ein kleiner Schrecken im Schloß nicht schaden könne, um den König unsern Wünschen unterthan zu machen; morgen, Du sollst es sehen, ist Ludwig mit seiner Familie auf dem Wege nach Paris."

„Und Ihr? Wo gedenkt Ihr zu bleiben?"

„Vorläufig noch hier."

„Um der Versammlung beizuwohnen?"

„Nicht allein das; ich muß den dort," er deutete mit der Hand auf das eben verlassene Haus, „wiedersehen."

Sie schritten eine Weile stumm nebeinander her.

„Mein Oheim!"

„Was wünschest Du?"

„Weshalb macht Ihr noch immer nicht Eure Rechte auf Euren Sohn geltend?"

„Die Stunde ist noch nicht gekommen."

„Ihr werdet zögern, bis Ihr die rechte versäumt.“

„Du urtheilst, wie Du es verstehst, Henri, Du kannst es nicht erfassen, daß es die Liebe zu jenem — Knaben ist, die mich noch schweigen läßt.“

„Sie hieß Euch schweigen, wie Ihr mir mittheiltet, um ihn seine Braut nicht verlieren zu lassen, die nicht das Weib eines Krämerssohnes geworden wäre, den sie in dem Grafensohne kaum vermuthete. Doch jetzt — jetzt haben die Verhältnisse sich geändert; sie ist seine Gattin und liebt sie ihn wahrhaft, wird sie ihm folgen, wohin immer es sei.“

„Ein Schritt, ein gewaltiger, muß noch von unserer Seite geschehen, um meine Handlungsweise von dem Banne zu befreien, der bisher darauf lastete,“ sagte Delavigne, „erst dann, wenn wir das bisher unmöglich Erscheinende erreicht, — wenn wir die Macht des Adels ausgelöscht, wie wir es bereits mit seinen Vorrechten gethan, wenn keine Schranke mehr den freien Bürger eines Reiches von seinem Mitbürger trennt, — dann kann ich Hector Roquenville aus freudigem Herzen meinen Sohn heißen, dem es dann kein Opfer mehr ist, das ich ihm auferlege, den erborgten Namen dahinzugeben.“

Henri lächelte fast mitleidig. „So ist es abermals die Rücksicht für ihn, die Euch bestimmt.“

„Ja, sie ist es; um seinetwillen werde ich noch schweigen, bis jenes Gebäude glitzernden Prunkes zusammengebrochen, in welchem er sich glücklich

fühlt. Du sahst ihn heute in der Erfüllung seiner Pflicht; mit Leib und Seele ist er Jenen ergeben, die wir von ihrer Höhe herabzureißen uns bemühen; seine Freunde sind die Freunde Jener! — Für den ihm bisher unbekannten Vater opfert er sie niemals auf."

„In solcher Weise wird er nie der Eure werden, Oheim."

„Er wird es," rief Bertrand leidenschaftlich, „er wird es werden und sollte ich mit meinem Herzblut ihn mir erkämpfen müssen."

„Es wäre vor Allem wichtig," bemerkte Henri trocken, „Euch die Papiere über seine Geburt, die Abtretungsdokumente zu verschaffen, die Ihr an den Grafen ausliefern mußtet. — Welche Beweise habt Ihr, daß er Euer Sohn sei? Niemand in der Welt, er selbst am Wenigsten, wird Euch glauben, was Ihr behauptet, wenn Ihr es nicht rechtskräftig nachzuweisen vermögt."

„Ich weiß das," sagte Delavigne düster, „obwohl ich stets gehofft, die Stimme der Natur müsse bei Hector endlich für mich sprechen."

Henri zuckte die Achseln. „Dergleichen Stimmen sind oftmals trügerisch; ich gebe nie etwas darauf. Zwingt lieber den Grafen, Euch jene Papiere auszuhändigen, und Euer Sohn gehört Euch."

Delavigne lachte kurz auf. „Du bist nicht umsonst Advokat geworden, Henri," sprach er, „und ich gestehe Dir zu, daß Du Recht hast. Doch meinst Du wirklich, daß ein Mann wie Roqueville, sich

gutwillig zu der Herausgabe jener Papiere herbeilassen wird? Du kennst ihn nicht, wenn Du das voraussetzest."

„So laßt sie mit Gewalt ihm abnehmen; die Bauern in der ganzen Gegend, die er beherrscht, sind längst bereit, einen Schlag gegen ihn zu führen."

„Er wird so wichtige Dokumente nicht im Schlosse aufbewahren und fällt er unter seiner Bauern Wuth, sind sie mir ebenso verloren."

„Ihr werdet mit so viel Bedenken niemals Euer Ziel erreichen."

„Bist Du dem Deinen näher, als ich dem meinen? Auch für Dich bedarf es der Zeit, die ersehnten Früchte zu reifen, die Keinem von uns ohne Ringen und Mühen in den Schooß fallen und diese Zeit wird kommen, dessen sei gewiß. Ich habe einundzwanzig Jahre sie ersehnt, in meinen Träumen sie vor mir erstehen sehen; ich werde Kraft und Muth haben, die letzte Strecke Weges noch auszuharren, auf dem ich oftmals schon zusammenzubrechen meinte."

* * *

Dem Willen des Volkes nachgebend, verließ die Königliche Familie in der That Versailles, um ihre Residenz in den Tuilerien zu nehmen; eine lange qualvolle Fahrt hatte sie nach Paris gebracht, — es war der Weg zum Schaffotte, den sie damit betreten. Philipp von Orléans stand auf dem Balkon seines Landhauses zu Passy, als die Equi-

page, umgeben von der lärmenden Volksmenge, welche auf ihren Piken die Häupter der ermordeten Gardes du Corps trug, vorüberkam; es war ihm offenbar ein Triumph, seine verhaßten Verwandten so tief gedemüthigt zu sehen; Marie Antoinette würdigte ihn keines Blickes, sie wußte durch Fassung selbst ihre Feinde zu beschämen.

Der Herzog lächelte höhnisch auf sie herab; er schrieb an demselben Tage an seinen Banquier, ihm zu verbieten, die verabredeten Summen an die ihm genannten Volksführer auszuzahlen. „L'argent n'est point gagné; le marmot vit encore.“

Vierzehn Tage nach der Abreise des Königs wurde auch der Sitz der Nationalversammlung nach Paris verlegt, in jene bekannte Reitbahn, welche fortan, statt des einen, 1200 widerspruchsvolle Beherrscher Frankreichs in sich beherbergen sollte. Delavigne und Henri waren ihrer Partei gefolgt; bevor jedoch der Erstere Versailles verließ, führte er den Vorsatz aus, der ihn seit jener Nacht des 6. Oktober unausgesetzt beschäftigt: Hector Roquenville noch einmal in seinem Hause zu besuchen.

Der junge Garde du Corps hatte mit nicht geringem Befremden vernommen, daß der nämliche Mann sein Retter geworden, welchen sein Vater ihm als seinen erbittertsten Feind bezeichnet, und er hatte geschwankt, ob er sein Verlangen ihm erfüllen solle, ihn wiedersehen zu dürfen, aber seine natürliche Herzensgüte siegte; er gab seinem Kammerdiener den

Befehl, Bertrand unverzüglich einzulassen, als derselbe ihm gemeldet wurde.

„Ihr kommt, Euch meinen und meiner Frau Dank zu holen, Monsieur Delavigne, für Eure großmüthige That,“ redete er den Eintretenden an, ihm die gesunde Linke entgegenstreckend. „Ihr habt mein Leben gerettet, das bereits halb verloren war, doch hätte ich nie gedacht, daß ich diesen Dienst einem jener Männer schulden würde, die als unsere Feinde auf uns eindrangen.“

„Ihr irrt Euch, Graf Hector,“ entgegnete Delavigne, „wenn Ihr mich zu Jenen zählt, die in der Nacht als Mordbrenner in das Schloß zu dringen suchten. Ich gehöre, ja, ich bekenne es mit Stolz, der Partei des Volkes an, doch was mich am Morgen des 6. Oktober unter jene Menge führte, war einzig das Bestreben, sie an nutzloser Grausamkeit zu hindern.“

„Es freut mich, dies von Euch zu hören,“ sprach Hector, „es wäre mir schwer geworden, einem Manne verpflichtet zu sein, den zu hassen ich im ersten Falle noch einen anderen Grund gehabt.“

„Noch einen andern?“ Bertrand lächelte ein wenig. „Ist es stets geboten, den Gegner unserer Ueberzeugung zu hassen, selbst wenn wir ihm eine Berechtigung zu derselben nicht vorenthalten können?“

„Was nennt Ihr eine Berechtigung, Mr. Delavigne, sich gegen die von Gott eingesetzte Gewalt aufzulehnen?“

„Wenn die Gewalt gemißbraucht wurde, welche

den Machthabern dieser Erde in die Hand gegeben, damit sie dieselbe nicht zum Elend, sondern zum Heile der ihnen Anvertrauten anwendeten."

„Darüber mit Euch zu streiten, steht mir nicht zu; ich bin Edelmann und Officier des Königs, den Ihr mit solchen Worten tadelt."

„Und wie es bei Eurer Jugend nicht anders sein kann, in dem Vorurtheil befangen, daß Alles recht und gut sei, was jene Machthaber thun," bemerkte Bertrand. „Wäret Ihr nicht auf einem Schlosse, wäret Ihr in einer Hütte erzogen, Ihr würdet anderer Meinung sein."

„Vielleicht auch nicht," entgegnete Hector lächelnd, „wenn ich in meiner Armuth mit meinem Loose zufrieden wäre."

Die klugen blitzenden Augen des amerikanischen Bürgers richteten sich forschend auf des Jünglings Angesicht. „Zufriedenheit, Graf Hector, ist ein Vorrecht der geringen und beschränkten Geister, zu denen Ihr nicht gehört und niemals gehören werdet. Doch, als das Schicksal Euch die goldenen Gaben des Glückes freiwillig in den Schooß schüttete, ohne daß eine derselben Euch einen Kampf gekostet, da überhob es Euch zugleich der Nothwendigkeit, Eures Geistes, Eurer Seele Kräfte im Ringen um das Begehrte zu erproben und daran zu erstarken zum Widerstand gegen Die, welche das Geschick vor Euch bevorzugte. Wäret Ihr mein Sohn," es zuckte um die Lippen des Sprechenden, „statt der des Grafen Roquenville zu sein, Ihr

hättet Eure reichen Gaben wahrscheinlich zu anderer, vielleicht besserer, Entfaltung gebracht, als jetzt, indem Ihr sie zu dem Kampfe vorbereitetet, den der von Tausenden auserlesene Geist mit jenen Mächten der Erde führt, welche nur der blinde Zufall zu solchen werden ließ."

„Doch sie beherrschen diese Welt, Mr. Delavigne; ein Reich der Geister, das sich allein dem Uebergewicht, der erhabenen Gewalt des auserlesenen Genius beugt, wird niemals auf dieser Erde erstehen."

„Und darum wird der Kampf ein ewiger bleiben," rief Bertrand erregt, „den das Genie mit jenen Mächten führt und darum wird dasselbe nie aufhören, sich gegen sie aufzulehnen, die ihm den gebührenden Platz in dieser Welt vorweg genommen, um durch tausend Widerwärtigkeiten erst ihn sich erkämpfen zu lassen. Die Welt bedürfte einer Ordnung, welche dem Genie und der Tugend Herrscherrechte über die Armen und Geringen im Geiste einräumen sollte, doch diese Ordnung könnte nur ein Gott der im Dunkel irrenden Menschheit geben."

„Sie wird niemals möglich sein, so lange unser Glück ebensowohl von irdischen Gütern abhängt, wie von jenen, die Ihr im Sinne habt; — ist es diese Ordnung, die Ihr mit dem Bestreben einer allgemeinen Umwälzung bezweckt?"

„Zum Theil ja; doch, um zu dieser zu gelangen, bedarf es zuvor der völligen Gleichheit aller Menschenrechte."

„Glaubt Ihr die Menschheit dadurch glücklicher zu machen?“

„Glücklicher vielleicht nicht, aber besser.“

„Ihr irrt Euch; wenn Ihr einen tödtlichen Kampf herbeiführt, erweckt Ihr eher alle schlimmen Leidenschaften, die den Menschen zum Thiere erniedrigen, — eine Probe lieferte Euch die Nacht, in welcher Ihr mein Retter wurdet.“

„Noch ward kein neues Reich errichtet, ohne daß das alte sich in Convulsionen wand; der neue Morgen badet sich im Blut der Himmelswolken und Blut muß fließen, ehe der Tag des Friedens anbricht.“

„Denkt Ihr so, dann werden wir für dieses Leben wohl ewige Gegner bleiben; Ihr habt Euch einen Feind erhalten, Mr. Delavigne, der Eure Bestrebungen zu vernichten, stets sich sehnen wird.“

„Ihr dient einer bereits halbverlorenen Sache, Graf Hector, und mit dem sinkenden Königthum werdet auch Ihr zu Grunde gehen.“

Ueber des jungen Mannes Antlitz flog ein helles Leuchten. „Ich diene der Sache, der ich meine Treue geschworen, bis diese Hand und dieses Herz im Tode erstarren. Ihr sagtet mir vorhin, ich wäre fähig Größeres zu leisten, wenn mich das Schicksal an einen anderen Platz gestellt. Mag es darum sein, ich bin zufrieden mit demjenigen, an welchem ich in diesem Augenblicke stehe: am Throne des Königs, den auch im tiefsten Unglück ein Roquenville nicht verläßt.“

„Ein Roquenville," wiederholte Bertrand, wie zu sich selbst; seine Hand preßte sich krampfhaft zusammen.

„Und glaubt mir, Mr. Delavigne," fuhr Hector fort, ohne seinen Ausruf zu beachten, „daß auch die glänzendsten Gaben des Geistes vor jener zusammensinken, welche höchsten Opfermuth in sich schließt: der Treue, die, auf jeden Lohn verzichtend, sich der verlorenen Sache weiht."

Bertrand schwieg, er blickte mit einem Gefühle fast stolzer Bewunderung auf den Sprechenden, der sein Sohn und dennoch nicht der Seine war und er begriff es zum ersten Male, wie sein Todfeind sich sträuben mußte, diesen Jüngling von sich zu geben, in welchem sich die Begeisterung eines für alles Edle und Hohe erglühenden Herzens mit der Begabung des früh gereiften Verstandes einte, aber er begriff zu gleicher Zeit auch, was er verloren, als er den Knaben geopfert, den er jetzt in der Blüthe des Lebens als neidenswerthen Besitz eines Anderen vor sich sah.

„Wer pflanzte diese Ansichten und diese Grundsätze in Euch?" fragte er gedankenvoll.

„Mein Vater, der mein einziger Erzieher gewesen," sprach Hector, „ich bin ihm dankbar, daß er es that; ich erkenne erst, seit ich in das Leben hinausgetreten, was er mir damit gegeben."

„Ihr liebt Euren Vater?"

„Welche Frage!"

„Verzeiht, daß ich sie that, es war ein be
stimmter Grund, der mich dazu zwang.“

Hector lächelte.

„Ich glaube ihn zu kennen; sagte ich Euch nich
daß ich doppelten Grund habe Euch zu hassen? Ih
und mein Vater seid Feinde!“

„Ihr hasset mich deswegen, Graf Hector?“

Es klang wie unterdrückter Schmerz durch dies
Worte.

„Nein, man kann mit Dankbarkeit nicht Ha
vereinen und ich bin Euer Schuldner jetzt, wie auc
mein Vater es Euch um meinetwillen ist.“

„Er wird die Schuld nie anerkennen.“

„Darin irrt Ihr Euch; welches auch die Be
leidigung sei, die er Euch, die Ihr ihm zugefüg
mein Vater ist hochherzig genug, sie über dem ge
leisteten Dienste zu vergessen, der ihm seinen Soh
erhielt.“

„Euer Vater hochherzig?“ entgegnete Bertran
bitter. „Ihr seid es, doch nicht er.“

„Ihr sprecht zu seinem Sohne, Mr. Delavigne,
bemerkte Hector ernst.

„Und es ist besser, daß ich das Gespräch ab
breche,“ sagte Bertrand sich erhebend, „ich müßt
Euch sonst Dinge zu hören geben, die Euch zu har
erschienen. — Lebt wohl, Graf Hector, und erinner
Euch, daß ich es stets dem Geschicke danken werde
welches mich am Morgen jenes Oktobertages in da
Schloß eilen ließ, um Euch zu retten.“

„Womit habe ich Euer Wohlwollen, Eure Zu

neigung verdient, während Ihr meinem Vater so feindlich gesinnt seid?" fragte Hector erstaunt.

„Es wird Euch später klar werden, bis dahin gedenket meiner wenigstens nie im Grolle."

Er verließ das Zimmer, um, eine Seitenstraße einschlagend, in die jetzt öden Wege des Parkes zu eilen; sein Antlitz war finster zusammengezogen, sein Auge blickte mit wildleidenschaftlichem Ausdrucke in das Weite, zuweilen ballte seine Hand sich in die Luft, als wolle sie ein unsichtbares Etwas niederschmettern, das drohend sich ihm in den Weg stellte, und seine Lippen murmelten halb abgebrochene Worte vor sich hin, bis er erschöpft auf eine Steinbank fiel und, beide Hände vor das Angesicht schlagend, verzweifelnd ausrief: „Nicht nur den Körper meines Knaben, auch seine Seele hast Du mir geraubt, grausamer Mann, Dein ist er jetzt, ob ich ihn Dir im tödtlichen Kampfe abringe, — daß Du verflucht seiest, — verflucht, — verflucht!"

Zweites Kapitel.

Zu Hectors unendlicher Befriedigung hatte Armand von Brissac mit der königlichen Familie Versailles verlassen; so fühlte er sich doch für einige Zeit wenigstens von dem ihm unerträglichen Schwager befreit und Espérance hatte keine Veranlassung mit ihrem Stiefbruder zu verkehren, bevor Hector nicht völlig hergestellt seinen Dienst bei dem Königspaar wieder angetreten. Ihm war es, als könne er erst jetzt wieder ruhig athmen, seit er seine Frau nicht täglich mehr dem Einflusse des Mannes ausgesetzt wußte, den er als seinen geheimen Nebenbuhler ebenso sehr fürchtete, als haßte.

Er machte sich im nächsten Augenblicke Vorwürfe wegen dieser Empfindung; was hatte er von Armand zu fürchten, dessen Charakter ihm nie anders als hochherzig und willensstark erschienen, dessen allbekannte Sittenstrenge selbst an diesem leichtfertigen Hofe ihm eine Art von scheuer Achtung zu erwerben fähig gewesen? Armand war Held genug, auch jenes Gefühl zu bekämpfen, das dennoch seinen starken Geist

so widerstandslos unterjocht, um ihm die Freudigkeit am Leben, wie der Seele Harmonie unwiederbringlich auszulöschen, — er würde ebensowohl mit der Scham zu ringen haben, daß Hector sein Geheimniß entdeckt und sein maßloser Stolz ihn hindern, sich vor dem jungen Schwager den geringsten Schein der Schwäche zu geben, ja Hector wußte, daß es für einen Charakter, gleich dem Armands, schon ein Martyrium sei, in einer seiner Schwächen auch nur erkannt zu sein und dennoch — dennoch; — warum war er hier, durch seine Gegenwart einen Schatten auf sein junges Eheglück zu werfen?

Und wie Espérance an dem Bruder hing! Was Hector unter anderen Verhältnissen begreiflich, selbst rührend erschienen wäre, wurde ihm im Hinblick auf sein geliebtes schönes Weib zur Qual. Sie war am ersten Morgen seiner Krankheit athemlos, mit Freudenthränen in den Augen, an sein Bett geeilt, ihm mitzutheilen, daß auch Armand dem Getümmel jener Mordnacht glücklich entkommen und auch, sein erstes Gefühl war das des Dankes und der Erleichterung gewesen, seinen nächsten Verwandten nicht unter den rohen Händen einer zügellosen Meute verblutet zu wissen.

„Gott sei gelobt," hatte er geflüstert, „daß er gerettet."

Doch dann war sein Blick auf Espérance gefallen, die in stummem, heißem Dankgebete an seinem Lager auf die Knie gesunken und die Vorstellung hatte ihn gepeinigt, ob ihre Freude, ob ihr Dank

zum größeren Theile Armand gehörte, oder ihm selbst, der ein weit höheres Recht darauf zu besitzen meinte. Und dann, als er Tags darauf im heftigen Wundfieber gelegen, war es ihm gewesen, als ob des Marquis Gestalt plötzlich neben ihm gestanden, als ob seine Gattin ihm entgegengeeilt und aufjauchzend ihre Arme um seinen Hals geschlungen.

Unter allen Leiden, welche Menschen zu erdulden auferlegt, sind die von uns selbst geschaffenen am schwersten zu tragen, denn sie vermögen nicht der Abhülfe zu weichen, welche die bessere Einsicht, welche unsere ruhige Ueberlegung denselben schaffen könnte; Kinder unserer eigenen Leidenschaft, wachsen sie mit der Stärke derselben, groß gezogen durch die Einbildungskraft, welche ihnen fast mit jedem Tage einen bedeutenderen Platz in unserem Leben einräumt. Selten nur besiegt sie eigene Kraft; selten nur die Gründe der Vernunft; sie entschwinden unserem Dasein erst dann, wenn die Leidenschaft entschwand, aus der sie entsprangen, oder wenn andere Schmerzen gleich mächtig, gleich überwältigend, wie Jene, die früheren in den Hintergrund drangten.

In einem solchen Falle befand sich Hector und er litt doppelt unter seiner Eifersucht auf Armand, da er gezwungen war, dieselbe jedem menschlichen Auge sorgsam zu verbergen. Er schauderte vor dem Gedanken, Espérance den wahren Grund seiner Abneigung gegen ihren Bruder zu eröffnen, denn er fürchtete den Eindruck einer solchen Mittheilung, als den Moment einer neuen Gefahr für sein Glück,

aber er empfand, daß unter dem Drucke eines solchen Geheimnisses das gegenseitige Vertrauen zwischen ihm und seiner Gattin schwinden müsse; er belächelte ihre Eifersucht auf die Herzogin von Noailles, die im Hinblick auf seine leidenschaftliche Anbetung für sein schönes Eigenthum ihm ungerechtfertigt und geringfügig erschien, aber er fühlte zu gleicher Zeit, daß er mit seiner verborgenen Furcht, mit seinem wachsenden Argwohne sein junges ahnungsloses Weib quäle, ohne es über sich gewinnen zu können, seine Empfindungen in ihre Schranken zurückzuweisen.

Es waren mehrere Wochen seit der Mordnacht vergangen, als Armand zum Besuche seiner Verwandten in Versailles eintraf; Hector begrüßte seinen Schwager in der gewohnten kühlen Weise, die sich nur schwer zu einer Art verwandtschaftlicher Herzlichkeit zwang und ließ sich dann von ihm die jüngsten Ereignisse aus der Hauptstadt berichten. Espérance hörte mit gleicher Spannung den Schilderungen Armands zu, ohne sich mehr als nothwendig an dem Gespräche zu betheiligen.

„Sahst Du Hortense nicht in Paris?" fragte sie endlich. „Ich erhielt gestern einen Brief von ihr, daß sie die Bretagne verlassen; sie lebt bei ihrer Tante im Faubourg St. Honoré."

„Ich hörte es durch Charles Viomesnil, den Kammerherrn Sr. Majestät," antwortete Armand, „er erwähnte, daß ein Fräulein gleichen Namens

bei seiner Mutter sei; der Beschreibung nach unsere einstige Hausgenossin."

„Und Du dachtest nicht daran, sie aufzusuchen, ihr von uns zu erzählen?" sagte Espérance mit leisem Vorwurfe.

„Es fehlte mir bisher an Zeit," entgegnete der Marquis zurückhaltend, „ich werde vorläufig wohl auch schwerlich dazu gelangen."

„Ich glaube, daß Du ihr genügend zu Danke verpflichtet bist, um ihr dieses Opfer Deiner Zeit wohl bringen zu können," bemerkte Hector, den die anscheinende Theilnahmlosigkeit Armands dem schönen Mädchen gegenüber ärgerte.

„Den Dank für die in meinem Hause geleisteten Dienste meine ich ihr bereits abgestattet zu haben," entgegnete der Marquis gelassen, „ich wüßte nicht, wie ich dazu käme, ihn jetzt nochmals zu wiederholen."

Espérance gewahrte mit Besorgniß, daß ihr Gatte und ihr Bruder schon wieder verschiedener Meinung seien, Grund genug bei ihrer gegenseitigen Abneigung einen Wortwechsel herbeizuführen, der ihr stets sehr schmerzlich war; begütigend legte sie ihre Hand auf Armands Schulter.

„Ich weiß, daß Du in großmüthiger Weise für sie sorgtest," sprach sie sanft, „sie unabhängig machtest von Jedermann; Du kannst ja niemals undankbar gegen irgend Jemand in der Welt sein, der Dir einen Dienst erwies."

„Die Dienste, welche uns die jahrelange Liebe

und Treue Anderer leistet, sind mit Geld nur ungenügend bezahlt," warf Hector ein, „Hortense hat ebensowohl den Anspruch an die Aufmerksamkeit und Höflichkeit ihrer Verwandten, wie Andere, die das Schicksal von vornherein unabhängig werden ließ."

„Du nimmst Dich des Fräulein von Viomesnil mit einer Wärme an, die wirklich befremdend ist," sagte Armand ironisch.

„Weil ich bemerkt zu haben glaube, daß Du sie stets unter ihrem Werthe schätztest," erwiderte Hector gereizt.

„Dies, denke ich, dürfte meinem eigenen Ermessen anheimgestellt bleiben," gab der Marquis ebenso scharf zurück. „Ich hindere Dich nicht, ihr Deine Verehrung zu widmen, bin es jedoch nicht gewohnt, nach dieser Richtung hin mir Vorschriften machen zu lassen."

Er verschwieg es den Verwandten, daß er bereits den Versuch gemacht Hortense zu sehen, sie jedoch nicht in dem Hause ihrer Tante angetroffen; er war im Grunde seiner Seele sogar vollständig Hectors Meinung über die Verpflichtung, die er gegen die Hüterin seiner Schwester hatte, doch war auch seine Antipathie gegen den Gatten derselben groß genug, um ihm selbst eine berechtigte Ansicht nicht zugestehen zu wollen.

„Nun, so erwarte ich wenigstens von Dir, Espérance, daß Du Deine Gefährtin und treueste Freundin aufsuchst, sobald wir nach Paris kommen," wandte sich Hector an seine Gattin, „ich werde nie

aufhören, dessen zu gedenken, was sie Dir und in Dir mir selbst gewesen.“

„Espérance kann dies schon morgen thun,“ sprach Armand ruhig, „denn ich kam eigentlich in der Absicht her, Dir mitzutheilen, meine Schwester, daß die Königin Deine Gegenwart wünscht, ich daher den Auftrag habe, Dich heute noch zu ihr zu geleiten. In zwei Tagen kannst Du wieder nach Versailles zurückkehren.“

Hector machte eine heftige Bewegung des Unwillens. „Wie, ohne mich?“ rief er aus. „In wenigen Tagen melde ich mich von Neuem zum Dienste bei den Majestäten und Du kannst voraussetzen, daß ich meine Frau zuvor nach Paris senden werde?“

„Und weshalb nicht?“ fragte Armand kühl. „Ist Dir mein Schutz nicht genügend, um Espérance bis in die Tuilerien und wieder zurück zu geleiten?“

Hector schleuderte seinem Schwager einen Blick des tiefsten Zornes zu; er antwortete nicht.

„Ich denke überdies, daß der Wunsch der Königin in diesem Falle für die Entscheidung genügend sei,“ fuhr der Marquis fort, „die schwer geprüfte Fürstin hat das Verlangen ein ihr befreundetes Antlitz wieder zu sehen, jetzt, da so Vieles von ihr sich wendet, jetzt, da sie sich inmitten eines Volkes befindet, von welchem sie mit Unrecht gehaßt wird — es ist für Espérance eine Auszeichnung, daß sie nach ihr sendet!“

„Der Meinung bin ich ebenfalls, mein Hector,“

sprach Espérance zärtlich, „Du kannst mich jetzt wohl auf einige Tage schon entbehren, um unserer Herrin willen."

„Um so mehr, als der Wunsch Ihrer Majestät an eine Dame ihres Hofes zugleich ein Befehl ist," ergänzte Armand.

„Du hättest ihr vorstellen können, daß sie auf unser Beider Eintreffen nur noch eine Woche zu harren gehabt, Armand," sprach Hector, „doch traf ihr Wunsch vermuthlich mit dem Deinen zusammen."

Diesmal waren es Armands Augen, die auf den allzu kühnen Sprecher einen leuchtenden Blitz schossen, doch kalt erwiderte er: „Ich gestehe es ein, daß ich dem Auftrage mit Freuden nachkam, um Espérance wiederzusehen."

„Vergiß nicht, daß sie jetzt meine Frau ist, über welche ich allein zu bestimmen habe."

„Doch, bevor sie Deine Frau wurde, war sie meine Schwester, an welche ich die Rechte des Bruders und des Vormundes zugleich besaß."

„So möge Espérance allein entscheiden, wem sie fortan gehorchen will — ihrem Gatten oder Dir," sagte Hector schroff.

Die junge Frau näherte sich ihrem Gemahl, sich bittend an ihn schmiegend. „Dir, mein Hector, will ich gehorchen, wie es die Pflicht der Gattin ihrem Manne gegenüber ist," sagte sie, „doch mache auch Du mir meine Pflicht nicht schwer, indem Du selbst Dein Leben Dir verbitterst durch eine Unnachgiebigkeit gegen die begreiflichen Wünsche Anderer,

hier Armands und mehr noch unserer Königin. Gestatte, daß ich ihrem Befehle folgen darf und sei gewiß, daß ich gleich Dir die Stunden zählen werde, bis ich wieder zu Dir zurückeilen kann."

Hector machte eine Bewegung, als wolle er die zarte Gestalt an sein Herz schließen; ein Blick auf Armand jedoch, dessen großes blaues Auge mit dem Ausdrucke namenloser Zärtlichkeit auf seiner Schwester ruhte, wirkte in gleicher Weise aufreizend und erkältend auf ihn; er begnügte sich, gewaltsam sich zur Ruhe zwingend, in trockenem Tone zu sagen:

„So gehe denn mit Deinem Bruder nach Paris, Espérance, ich sehe es ein, daß es unvernünftig von mir war, einem Befehle Ihrer Majestät, unserer Herrin, mich zu widersetzen."

* * *

„Weshalb, o weshalb, Armand, könnt Ihr nicht Freunde werden, Hector und Du?" fragte Espérance eine Stunde später, als sie mit ihrem Bruder in dem Wagen saß, der sie nach den Tuilerien bringen sollte. „Wenn Du wüßtest, welchen Schmerz es mir bereitet, Euch so feindlich einander gegenüber zu sehen; — o, es ist fast der erste Schmerz, den ich im Leben kennen lernte und er muß mir von Denen kommen, die ich auf der Welt am meisten liebe."

Armand lächelte traurig. „Ich vermag Hector nicht zu lieben, meine süße Schwester; er aber haßt

mich und eine solche Empfindung zu bekämpfen, fällt lebhaften Naturen, wie er eine ist, schwer."

„Doch muß er einen Grund für ein solches Gefühl besitzen, Armand," sprach Espérance, „und oft erscheint es mir als verberge er denselben vor mir; ahnst Du, welcher Art er sei?"

Der Marquis schwieg.

„Ich habe früher geglaubt, Hector hege Groll gegen Dich," fuhr die junge Frau fort, „weil Du Dich weigertest, mich ihm so schnell zur Gattin zu geben, als er es wünschte. Jetzt bin ich sein eigen und Ihr steht schlimmer mit einander als je."

„Wir werden niemals besser mit einander stehen," murmelte Armand.

„Und dennoch war es nicht gegen Deinen Wunsch, daß ich ihn zum Gatten erwählte; Du hast seine Bewerbungen begünstigt, hast ihn selbst mir zugeführt, als ich kaum dem Kindesalter entwachsen; Du schienest Dich zu freuen, daß ich ihn liebte."

Der Marquis hatte ihre Hand ergriffen und sie fest in die seinen geschlossen. „Ja, ich that es, Espérance," sagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme, „ich glaubte in solcher Weise Deines Lebens Glück zu gründen, das mir so unendlich theuer, um kein anderes Streben mehr als dieses zu kennen. Ich wählte unter den Bewerbern meiner jungen, schönen uud reichen Schwester diesen aus, dessen Charakter mir die sicherste Bürgschaft zu bieten schien, daß er mein Kleinod treu behüten werde, wie ich selbst es gethan. Er war von einem vortrefflichen

Vater in den besten Grundsätzen erzogen; er war rein und unberührt geblieben von dem verderblichen Treiben der großen Welt, das ich verabscheute, er liebte Dich um Deiner selbst, denn ihn hatte das Geschick ja mit Gaben des Glückes genugsam ausgezeichnet, um ihm Berechnung fern zu halten; — mein Liebling, mein Engel, meine über Alles geliebte Schwester, muß ich mir dennoch sagen, daß ich das Falsche für Dich gewählt?"

„Nein, nein, Armand, wie darfst Du Dich mit solchen Gedanken quälen? Ich liebe Hector von ganzem Herzen, in Allem, Allem habe ich ihn als gut und edel, als den Besten der Menschen erkannt, er besitzt nur einen Fehler: seine übergroße Leidenschaftlichkeit, welche auch die Liebe zu mir bisweilen in ein klein wenig Tyrannei ausarten läßt. Mitunter bin ich versucht, jene Leidenschaftlichkeit für eine Art stiller Eifersucht zu halten — doch ist es möglich, daß man auf einen Bruder eifersüchtig sein kann?"

Armand erbebte unmerklich; er begriff es, daß Hector ihn seit der Entdeckung jener Nacht zu hassen gezwungen; aber es erfüllte ihn mit tödtlicher Furcht, daß Espérance's reines Gemüth je die Lösung der ihr unerklärlichen Abneigung ihres Gatten gegen ihn selbst finden könne. Und dennoch schien ihr scharfer Verstand derselben näher zu kommen, als er es geahnt; war es möglich, daß ihm zu den kaum überwundenen Qualen auch diese noch beschieden sein sollte?

„Denke nicht, daß ich mich nicht vollkommen glücklich in meiner Ehe mit Hector fühle," sagte Espérance nach einer Pause, „für zwei unerfahrene Menschen, wie wir es noch sind, bedarf es wohl stets längerer Zeit, um sich gegenseitig in einander zu finden, um sich ganz und gar verstehen zu lernen. Nur zuweilen, wenn mich der Kummer über Eure beiderseitige Entfremdung bedrückt, denke ich: es wäre besser für mich gewesen, wenn ich bei Dir geblieben — in dem einsamen und doch so glücklichen Leben auf unserem schönen stillen Schlosse zu Arvillers."

„Nein, nein," flüsterte er halberstickt, die Gestalt der Schwester sanft von sich drängend, die sich, wie sie es in früherer Zeit zu thun gewohnt, leise an ihn lehnte.

„Warum nicht?" fragte sie unter Thränen lächelnd. „Ich wäre bei Dir gewesen, bis wir selbst ein altes Geschwisterpaar geworden; Du hättest eine Herrin auf unser Schloß geführt und ich hätte Deine Kinder erziehen helfen, wie Du einst mich selbst erzogen."

„Thörichtes, süßes Kind Du selbst, trotz Deiner Frauenwürde! Du weißt, daß ich mich niemals verheirathen werde."

„Ich habe es oft beklagt, wenn Du in ähnlichem Sinne Dich äußertest und ich beklage es noch mehr, seit ich selbst verheirathet bin. Ein einsamer Lebensweg, wie Du ihn gehst, kann ja niemals ein beglückender sein!"

„Er ist es auch nicht, Espérance, denn das

Glück besteht allein darin, uns einem anderen Wesen, das wir lieben, zu dem seinen unentbehrlich zu fühlen."

„Und hast Du nie ein solches Wesen gefunden, nur einmal sage es mir, mein geliebter Bruder, — das Deiner würdig war und zu dem Dein Herz Dich zog?"

„Ich fand es, — doch zu spät für uns Beide, Espérance; — sieh darin die Erklärung meines ganzen Lebens. Ich zähle nicht zu Denen, welche leicht vergessen lernen; sie sind die Beneidenswerthen, denn sie besitzen den Muth, sich stets von Neuem ihres Lebens Glück zu bauen, achtlos, wie oft der Bau vor ihren Augen bereits zerschellte. Doch wir, die unsere Liebe mit dem Blute unseres Herzens bezahlten, wir, denen das Geschick einen Blick in jene Wonnen vergönnte, die für den Sterblichen zu hoch und darum ihm versagt bleiben, wir, die wir unseres Glückes Empfinden mit allen Kräften unserer Seele umfassen und es in seinem Uebermaße ausströmen möchten auf eine ganze Welt, mit unserem Reichthum die Glückeslosen zu überschütten: wir erreichen unseres Sehnens Ziel nicht; uns ward des Paradieses Pforte verschlossen, noch ehe wir es betreten, uns in um so tiefere Armuth zurückzustoßen, nachdem wir die Vorahnung unermessener Seligkeiten empfanden."

„O mein Armand, wenn ich Dir helfen könnte, Dich trösten wenigstens, da es mir versagt, Dich glücklich zu sehen."

Er bewegte verneinend das Haupt. „Es giebt

Krankheiten, meine Schwester, die des Arztes entbehren müssen, da ihre Wurzel jedem Auge verborgen bleiben muß. So ist es mit der meinen. Ein einziges Arzneimittel nur hilft sie überwinden: es ist ein ernster Lebenszweck, der uns zum Aufgeben des eigenen Selbst zwingt. Einen solchen glaube ich jetzt gefunden zu haben, mir zeigte ihn die schwere Zeit, der wir entgegengehen und die uns Alle, wir vermögen es nicht zu unterscheiden, in ihr Verhängniß reißen kann. Darum sorge Dich nicht um mich, meine Espérance; es giebt ein Etwas im Leben des Mannes, das selbst das Glück eines ganzen Erdendaseins überwiegt; es ist: vorwurfsfrei gelebt zu haben und würdig zu sterben."

Sie schwiegen Beide eine lange Zeit, dann legte Espérance ihre Hand auf die ihres Bruders. „Verzeih den thörichten Mädchengedanken, den ich in der Zeit hegte, als ich im Begriffe war Dich für immer zu verlassen," begann sie zaghaft. „Ich hoffte zuweilen, wenn ich Dich Hortense so lebhaft rühmen hörte — die auch ich so lieb habe — daß —"

„Daß ich sie zur Gattin nehmen könnte," vollendete er, als sie befangen stockte. „Dein Gedanke befremdet mich nicht, denn auch ich hatte ihn vorübergehend gefaßt. Aber weil ich Hortense so hoch achte, wie wenige Frauen, durfte ich nicht mit dem Ansinnen sie beleidigen, die Gattin eines Mannes zu werden, der ihr seine Hand bot, um — anderen Empfindungen zu entfliehen. Hortense verdient Besseres, als solches."

„Und meinst Du nicht, daß sie in ihrer tiefen Güte es vermocht, von Deinem Schmerze Dich zu heilen?“ fragte Espérance sanft. „Daß Du es nicht gelernt, sie endlich zu lieben, wie Du selbst sagst, daß sie es verdient?“

„Ich weiß es nicht, meine Schwester. Wohl glaube ich, daß sie Mitleid und Güte genug besessen, mit ihres Gatten Seelenkämpfen unermüdete Geduld zu haben, doch zweifle ich, ob dies allein mir genügend gewesen. Kranke, wie ich, bedürfen unendlicher Liebe, wenn sie wirklich genesen sollen und ist Deine Freundin wohl eines anderen Gefühles fähig, als das der Freundschaft, des Wohlwollens, der allgemeinen Menschenliebe für diejenigen, welche unglücklich sind? Erinnere Dich, daß man sie nie anders, als unter dem Namen der ‚marmornen Diana‘ in unseren Kreisen kannte und erinnere Dich, wie kalt und ablehnend sie mir selbst stets begegnete.“

„Dies lag — zürne nicht, mein Armand, vielleicht an Dir,“ wagte Espérance zu bemerken, „Du hast Dich in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in unserem Hause wenig oder nie mit ihr beschäftigt; vielleicht fühlte sie sich durch Deine Nichtbeachtung verletzt.“

„Wohl möglich, Liebling, aber auch, wenn dies nicht der Fall gewesen, ich hätte stets den gleichen Eindruck ihrer Unnahbarkeit gehabt, ich hätte mich gescheut, mit meinem Leid — ja, meiner Sünde,“ fügte er fast unhörbar hinzu, „mich an das Herz einer Frau zu wenden, die mir keiner solchen, nicht

einmal des Verständnisses für dieselbe fähig erschien und hatte ich je einen Beweis, daß sie für mich mehr empfände, als für alle anderen Menschen? Wir Reichen dieser Welt sind außerdem schlimm daran, wenn wir einem armen Mädchen unsere Hand zu bieten gedenken. Liegt nicht der Gedanke gar zu nahe, daß man uns um unsrer selbst nicht wählte? Ich aber, meine Schwester, möchte, daß das Weib, welches sich entschloß, mir ihr ganzes Sein zu weihen, sich nicht erinnerte, daß ich der Gebieter von Arvillers, der Träger eines stolzen Namens sei, ich möchte gewählt sein um meiner selbst willen aus tiefster Liebe, die in ihrer Allgewalt auch das Bewußtsein jedes Opfers verlor."

*　　*
*

Hector befand sich nach der Abreise seiner Gattin in einer jener Stimmungen, welche zwischen Selbstvorwürfen und Trotz die Waage halten. Er war abermals unzufrieden mit seiner Frau, wie mit sich selbst, doch er überredete sich zu Ersterem eine gerechtfertigte Ursache zu haben. Und immer wieder war es Armand, dem er diesen neuen Verdruß verdankte, welchem letzteren sich überdies ein Gefühl der Beschämung beigesellte, in den Augen seines Verwandten kleinlich und vergrillt zu erscheinen. Die vollkommene Beherrschung des Marquis, seine unbewegte Kühle ließen ihn außerdem stets als den Besiegten aus jedem Wortwechsel hervorgehen, den sie miteinander

gehabt; er bewunderte im Stillen seinen Schwager und zürnte ihm zu gleicher Zeit, daß er niemals Ursache fand ihm in seinem Benehmen Espérance und ihm selbst gegenüber auch nur den leisesten Vorwurf zu machen.

Eine solche Stimmung war es, die ihn in einem Gefühle der Auflehnung gegen diejenigen, welche ihm die erstere bereitet, in seine Brusttasche greifen ließ, in welcher seit Tagen sich ein Billet befand, ein rosenfarbenes, duftendes, das er im ersten Augenblicke ungelesen hatte in den Kamin werfen wollen und das dennoch mit seinen feinen, fließenden Schriftzügen ihm das Bild derjenigen vor die Seele zauberte, die jene Zeilen an ihn gerichtet und die noch immer einer Antwort auf dieselben harrte. Das Billet war von Yvonne; sie hatte ihm vor einigen Tagen geschrieben, ihm ihre Theilnahme an seiner Verwundung, ihre Freude über seine Rettung ausgesprochen, doch sie hatte zu gleicher Zeit den Wunsch geäußert, ihn in seinem Hause aufsuchen zu dürfen, um sich persönlich von seiner Wiederherstellung zu überzeugen.

„Kaum wage ich meinen Besuch Eurer reizenden jungen Frau aufzudringen," so hatte das Billet geschlossen, „ohne Erlaubniß vorher zu erbitten, denn ihr Benehmen läßt mir keinen Zweifel übrig, daß ich ihr nie ein willkommener Gast wäre. So frage ich bei Euch denn an, Hector, ob ich von dem Rechte der mütterlichen Freundin Gebrauch machen darf, mich selbst von dem Ergehen meines Pflegesohnes zu

überzeugen; ich bin gewiß, daß Ihr in Eurem Hause Herr genug seid, um meinem Kommen kein Verbot entgegengestellt zu finden."

Hector war von dem Ansinnen der Herzogin einigermaßen überrascht gewesen und er hatte nicht gewagt seiner Frau den Inhalt dieses Briefes mitzutheilen, ja, der angekündigte Besuch Yvonne's hatte ihm selbst ein peinliches Empfinden erweckt, das sich schwer mit seiner Ergebenheit für die schöne Frau vereinen ließ. Doch unter dem Eindrucke der heutigen Scene begann er das Verlangen der Herzogin nicht mehr so ungewöhnlich zu finden, als ihm dasselbe anfangs erschienen; ging nicht Espérance ihre eigenen Wege, unbekümmert um seine deutlich dagegen gezeigte Abneigung? Wer wollte ihm einen Vorwurf daraus machen, einen Beweis der Theilnahme der Frau entgegenzunehmen, welche sich vom ersten Augenblicke an als seine Gönnerin erwiesen?

Rasch entschlossen warf er einige Zeilen auf das Papier, um es versiegelt seinem Kammerdiener zur schnellen Besorgung zu übergeben und dann, nachdem er dies erledigt, dennoch mit einiger Beklemmung des Augenblickes zu harren, da seine schöne Freundin sein Haus betreten würde, in welchem sie nur bei der Erwiderung seines ersten Besuches mit Espérance in formellster Weise bisher erschienen.

Er hatte nicht lange Zeit zu warten, sein Diener hatte die Herzogin angetroffen, als sie im Begriffe war ihren Wagen zur täglichen Ausfahrt zu besteigen; ein kurzer Befehl hieß den Kutscher die

Richtung einschlagen, in der sich die Wohnung des jungen Ehepaares befand, eine Viertelstunde später rauschte das Gewand Yvonne's über den Teppich des Vorzimmers, in welchem Hector mit ehrerbietigem Gruße ihr entgegentrat.

„Ich freue mich," begann die Herzogin unbefangen, „daß Ihr mir meinen Wunsch erfüllt, persönlich Euch meinen Antheil an Eurer Genesung auszusprechen. Kaum durfte ich Euch das Ansinnen stellen vor Eurer muthmaßlichen Abreise nach Paris noch einmal mein Haus aufzusuchen, Ihr werdet eilen, Euren Platz in den Tuilerien wieder einzunehmen, wie Ihr ihn als Held hier zu Versailles behauptet."

Hector hatte die Dame in das anstoßende Zimmer zu einem Fauteuil geführt, um in ehrfurchtsvoller Haltung vor ihr stehen zu bleiben; sie winkte ihm mit der Hand ein Tabouret in ihrer Nähe einzunehmen.

„Ihr wißt, daß ich nicht Held genug gewesen, den vertheidigten Platz behaupten zu können," sagte er lächelnd, indem er ihrem Gebote gehorchte, „ich wäre selbst jener schrecklichen Nacht nicht entkommen, wenn nicht ein Bürger von Paris mein Lebensretter geworden."

„Es wurde mir erzählt; ich hätte gern Näheres über jenes Ereigniß von Eurer Gemahlin gehört, doch wagte ich nicht der Gräfin meinen Besuch aufzudringen, von dem ich kaum vorauszusetzen vermochte, daß ihr derselbe willkommen sei."

„Espérance würde dennoch Eurer Theilnahme sich gefreut haben, Madame," sagte Hector durch den versteckten Vorwurf, den Yvonne ihm machte, peinlich berührt.

„Meint Ihr? Ich denke es nicht, obwohl es mich schmerzt, daß sie eine mütterliche Freundin ihres Gatten mit so wenig Sympathie empfängt."

„Meine Frau, ich beklage es tief, hörte durch Zufall einige Worte, welche Ihr, Madame, über ihr noch unsicheres Benehmen bei Hofe äußertet; Frauen besitzen ihre kleinen Eitelkeiten, auch Espérance ist nicht frei genug davon, um sich durch Eure Kritik nicht verletzt zu fühlen."

„Mein Gott," sagte die Herzogin, nachlässig mit ihrem Fächer spielend, „wie oft hörtet Ihr von mir die nämlichen Dinge, als Ihr ein schüchterner junger Edelmann direkt vom Lande kamet; ich habe nie gewahrt, daß ich Euch damit kränkte."

„Ihr machtet mich auf meine Fehler stets in so liebenswürdiger Weise aufmerksam, daß ich nur Ursache hatte, Euch dankbar für Euren Tadel zu sein."

„So ist es demnach leichter einen Mann zu erziehen, wie mir scheint, als eine vergötterte junge Frau, welche, in allseitiger Anbetung aufgewachsen, sich vollkommen dünken muß," sprach die Herzogin scherzend. „Ich vermag Eurer Espérance kaum zu zürnen und was Ihr zu wenig thatet mit Eurer Liebe für sie, wird der Marquis längst nachgeholt haben; für ihn lebt, wie allbekannt, kein weibliches Wesen, außer seiner Schwester."

Sie hatte bei den wie harmlos hingeworfenen Worten das Haupt leicht zurückgelehnt, scheinbar ohne Hector anzusehen; nur aus den halb geschlossenen Lidern zuckte ein rascher Blick zu dem jungen Manne hinüber, ihr zu zeigen, daß Hector die Farbe gewechselt; der feine Pfeil hatte dennoch seine Wirkung nicht verfehlt.

„Ich bemerkte übrigens des Marquis' Wagen heute in der Stadt," fuhr sie fort, als Hector schwieg, „er hat offenbar Euch oder die Gräfin besucht."

„Er holte Espérance nach Paris," war die kurze Antwort, „die Königin wünschte sie zu sehen."

„Und das gestattet Ihr?" fragte die Herzogin in eigenthümlichem Tone.

„Weshalb sollte ich es nicht? Espérance darf, als Ehrendame der Königin, ihr ohne zwingenden Grund sich nicht entziehen."

„Ich meinte die Begleitung des Marquis," sagte Yvonne.

Abermals schwieg Hector, von der Furcht bewegt, zuviel zu sagen, wenn er sich zu einer Antwort hinreißen ließe. Die Herzogin richtete sich aus ihrer halb liegenden Stellung empor und blickte ihm forschend in das Gesicht.

„Hector!"

„Ihr befehlt, Madame?"

„Soll ich Euch sagen, daß ich den Vorwurf gegen Euch wiederhole, den ich schon einmal aussprach, daß ich Euch zürne, weil Ihr mir Euer

Vertrauen entzogen, auf welches ich ein Anrecht zu haben glaube?"

„Ich habe nichts zu vertrauen, was Ihr nicht wisset, Herzogin."

„Auch nicht den Grund, der Euch zum Feinde Eures Schwagers macht?"

„Auch diesen nicht, Madame," entgegnete Hector fest, „er liegt in den Eigenheiten Armands, in der Heftigkeit meines Charakters, — in nichts weiter."

„So will ich Euch denselben mit besseren Worten sagen, wenn Ihr Euch wirklich noch nicht klar darüber seid," rief Yvonne erregt. „Mich, Hector, mich täuschet Ihr nicht, denn meine Freundschaft für Euch ist groß genug, um in Eurer Seele zu lesen, um zu unterscheiden, welches Gefühl es ist, das Euch bewegt, wenn Ihr die leidenschaftliche Zärtlichkeit gewahrt, mit der Armand an seiner Stiefschwester hängt — um Theilnahme und Verständniß für Eure Sorge, Euren Schmerz zu haben."

„So helft mir davon mich zu befreien, Yvonne, indem Ihr mir versichert, daß der eine, wie die andere unnütz und thöricht seien," erwiderte Hector, „und sind sie es nicht in der That? Ich weiß, daß Espérance mich liebt, ich weiß, daß Armand ein Mann von Ehre ist und ebenso, daß meine Abneigung gegen ihn eine völlig ungerechte."

„Und warum leidet Ihr unter Eurer Eifersucht auf ihn, wenn Ihr so kühl und unparteiisch zu urtheilen vermögt?"

„Ich urtheile klar darüber, wenn ich der Vernunft das Vorrecht über meine Thorheit einräume, doch es ist unmöglich stets vernünftig zu sein, Yvonne.“

Sie war der gleichen Ansicht, als sie jetzt in sein jugendschönes Antlitz blickte; sie empfand, daß ihre Vernunft längst in der tiefen Leidenschaft untergegangen, welche sie zu dem um so vieles jüngeren Manne zog.

„Habt Ihr so felsenfestes Vertrauen zu Beiden?“ fragte sie mit leisem Spotte.

„Ich habe es, Madame; es wäre furchtbar, wenn ich es nicht haben könnte,“ sprach Hector ernst, aber dennoch bebte seine Stimme bei den wenigen Worten.

„Ich bewundere Euch,“ erwiderte Yvonne kalt.

Der junge Mann sprang von seinem Sitze empor. „Macht mich nicht rasend, Yvonne, mit Euren versteckten Andeutungen;“ rief er aus, „erinnert Euch, daß Ihr mit solchen Worten eine Verantwortung auf Euch ladet, daß mit dem Mißtrauen, welches Ihr in mir entfacht, Ihr ein schweres Unrecht begeht und daß einmal Zerstörtes sich niemals, niemals wiederherstellen läßt.“

„Wie tragisch Ihr doch Alles gleich nehmt, thörichtes Kind; kennt Ihr die Welt denn noch so wenig, um keine Sünde, keine Verirrung in ihr für möglich zu halten? Und traut Ihr auch dem Frauenherzen so weit, um das Verlangen nach der verbotenen Frucht ein für alle Mal als undenkbar hinzustellen?“

„Ich habe von der Welt zu meinem eigenen Glücke nicht soviel kennen gelernt, um jeden Glauben an Manneswerth und Frauentugend aufgeben zu müssen," entgegnete Hector, „und ich beklage Jeden, dem der Einblick in die Untiefen des Lebens das Eine, wie das Andere gewaltsam entriß. Als ich aus meines Vaters strenger Obhut entlassen, hierher an den Hof kam, war es der Schutzgeist meiner Liebe zu Espérance, der mich davor bewahrte, in dem wilden Treiben meiner neuen Kameraden unterzugehen, und Eure Freundschaft, Yvonne, half mir oft die Leere überwinden, die mich in dem mir ungewohnten Leben hier ergriff. Vielleicht hätte ich, der, wie Ihr selbst mich nanntet, unerfahrene Landedelmann mein besseres Ich schon längst verloren, wenn nicht die Erinnerung an meine Braut, wenn nicht die Erinnerung an Euer Wohlwollen, Eure Güte mich stets zu mir zurückgeführt; wer soviel Grund hat für alle Gunst des freundlichsten Geschickes dankbar zu sein, kann ohne Kampf unmöglich das Schlechteste für wahr halten. Ich wäre tief unglücklich, wenn ich den Glauben an diejenigen verlöre, welche mir bis zu dieser Stunde der höchsten Achtung wie des höchsten Vertrauens werth erschienen."

„Dann hat Euch das Geschick mit sanfterer Hand geführt, als mich," sagte Yvonne herbe, „ich wäre niemals fähig, Vertrauen zu besitzen, wo ich die Leidenschaft des Herzens annehmen muß."

„Ich habe Männer kennen gelernt, welche jeden

Genuß ihres Lebens der Ausübung der auf sich genommenen Pflicht opferten und Frauen, welche, eine gewaltige Leidenschaft im Herzen, ihr selbstloses Dasein dem Dienste Anderer widmeten, ohne je ihre Kämpfe, wie ihren Schmerz zu verrathen. Lasset mich dieser Beispiele gedenken, wenn mein eigener ungestümer Sinn mich mit dem Schreckbilde ängstigte, das Ihr vorhin berührtet. Die Kraft, die in des einen Menschen Herzen wohnte, und es ihn lehrte sich zum Herrn seiner Versuchungen zu machen, statt ihnen zu erliegen, sie werde ich auch, bis ich thatsächliche Beweise des Gegentheils erhalten, in jedem Andern suchen, den ich bisher achten durfte."

„Glückliche Jugend, die noch an das Götterbild zu glauben vermag, welches wir Tugend nennen," sprach Yvonne von ihrem Sessel sich erhebend, „ich will versuchen Euer Vertrauen zu den Menschen von Neuem zu theilen, vielleicht werde ich dadurch besser, als ich es seit Jahren bin."

Er führte ihre Hand an seine Lippen. „Ihr zürnt mir nicht, daß ich Euren Ansichten in vielleicht zu schroffer Weise entgegentrat?" fragte er ehrerbietig.

„Ich zürne Euch nie, Hector; kann man einem Sohne zürnen? Ihr seid mir theuer, wie ein solcher."

Der junge Edelmann beugte ein Knie vor der schönen Frau; er war bewegt von ihrer Güte, ohne zu ahnen, welche Empfindungen hinter ihren scheinbar uneigennützigen Worten sich bargen. „Möchte mir einstmals die Gelegenheit gegeben werden, Euch zu beweisen, wie innig dankbar ich Euch bin."

Sie blickte ihn einen Moment durchdringend an, als wollte sie dennoch mehr in seiner Seele lesen, als seine Worte sagten und dann plötzlich ruhten ihre Lippen auf seiner Stirn in heißem, hastigen Kusse.

„Lebt wohl, Hector, lebt wohl!"

Sie war aus dem Zimmer entschwunden, ehe er soviel Fassung wieder gewonnen, um sie bis an den Ausgang seines Hauses zu begleiten; als er ihr folgen wollte, die versäumte Pflicht der Artigkeit nachzuholen, hörte er bereits ihren Wagen davon=rollen.

In den Kissen desselben, die seidenen Vorhänge tief herabgelassen, lehnte jetzt Yvonne; ihr Antlitz war trotz der Schminke bleich und ihre Züge trugen einen verzweifelten und zugleich höhnischen Ausdruck; ihre Zähne, die scharf und spitz gleich denen eines Raubthieres waren, gruben sich fest in die Unter=lippe ein. Nein, sie glaubte an keine Tugend mehr in dieser Welt, die ihr in zartester Jugend bereits den Glauben an des Herzens Ideale zertrümmert, um sie ein Spielball ihrer eigenen Leidenschaften durch die Fluth des Lebens treiben zu lassen; sie hatte mit jener Thorheit längst gebrochen, welche sittliche Kraft gegenüber furchtbarer Versuchung für nothwendig hält, wenn doch die Beispiele Aller um sie her, sie davon überzeugten, daß man sein Leben ohne Anwendung derselben leichter und besser ge=nießen könne, aber sie fühlte sich geneigt den Jüng=ling, den sie liebte, um jenen reinen Glauben zu

beneiden, wie ihn zu hassen um desselben Glaubens willen, der seiner eigenen Seele Lauterkeit verbürgte. Ihr schmaler Fuß stampfte unwillig den weichen Teppich, der den Boden des Wagens bedeckte.

„Es giebt nichts Langweiligeres, als diese Tugendmenschen,“ murmelte sie vor sich hin, „will oder kann er mich nicht verstehen und ist seine Liebe zu der kleinen Bäuerin von Arvillers so groß, daß sie kein anderes Empfinden in ihm aufkommen läßt, trotz seiner Eifersucht, die ich allein entdecken konnte, weil ich ihn liebe? Ich war eine Thörin ihn zur Klarheit über sich selbst zu bringen; ich half ihm heute, statt ihn gegen Jene zu reizen, zu der Ueberzeugung, daß er ihnen fester als je vertrauen darf.“

Drittes Kapitel.

Es war wieder Sommer geworden über Frankreichs lachenden Gauen, die Felder standen im Reichthum goldener Aehren, die Bäume bogen sich unter der Last der reifenden Früchte, ein schönes Bild der unerschöpflichen Segensfülle der Natur, die unermüdet weiter schafft und weiter spendet, fragelos ob die Menschen, denen ihre Schöpferkraft zu Theil wird, ihr Werk zu vernichten streben, in wilden, nimmer endenden Kämpfen.

Durch die schimmernden Felder wanderte in tiefen Gedanken Pater Vincent, der Pfarrer von Arvillers, auf die neue Predigt sich vorbereitend, die er am folgenden Tage zu halten hatte. Es war schwer in dieser Zeit der sich immer steigernden Gesetzlosigkeit, in dieser Auflösung aller staatlichen, aller bürgerlichen Ordnung das Wort Gottes zu verkündigen, welches den Hörern Unterwerfung unter die Obrigkeit, Gehorsam und Treue befahl, welches sie an Pflichten mahnte, die sie seit langer Zeit von sich zu weisen strebten und welches den Haß nieder=

zukämpfen sich mühte, der in ihnen gegen alle Gewalthaber und Besitzenden loderte.

Vor dem Ausbruche eines Aufruhres in Arvillers, in Montseauvon und auf den übrigen Herrschaften hatte jenes Dekret des vierten August die Besitzer der umliegenden Güter bewahrt, welches den Bauern Freiheit von den Herrengerichten, feudalen Diensten, geistlichen Zehnten, Binnenzöllen und städtischem Zunftzwange schenkte. Was sie seit so langer Zeit ersehnt, es war ihnen plötzlich ohne Arbeit, ohne Kampf in den Schooß gefallen und in dem Freudentaumel, der durch das ganze Land ging, vergaßen sie für einige Zeit die blutigen Vorsätze, welche sie zur gewaltsamen Erwerbung ihrer Rechte gehegt hatten.

Aber jene Freude dauerte nicht lange; es war der Jubel des Verschwenders der vom Kapitale zehrt; die Befreiung des Bodens konnte nur denjenigen Nutzen bringen, die bereits ein Eigenthum besaßen, auf die ärmeren Klassen fiel die volle Last des Mangels an jedem Kapital, das nicht mehr wie sonst aus den Händen der Edelleute zu kommen vermochte, welche selbst in ihren Einkünften auf das Aeußerste beschränkt waren oder aus Furcht vor gänzlichem Untergange das Land verlassen. Auf den Besitzungen des Marquis von Brissac, des Grafen Roquenville und einiger Anderer waren außerdem die Erleichterungen weniger fühlbar, da der Druck seit langer Zeit nicht mehr so stark gewesen, um sie als solche betrachten zu dürfen; mit

der Lösung des Verhältnisses aber, das Gutsherren und Bauern durch gegenseitiges Erwerben und Veräußern an einander band, hörten naturgemäß auch die Vortheile auf, die der geringe Mann von dem Grundherrn empfing und das Elend, welches man durch jene neu geschaffenen Freiheiten zu beseitigen gehofft, begann sich stärker als je fühlbar zu machen, mit ihm jedoch das Verlangen nach einer weiteren Wandelung aller Dinge, welche den Bauern Besseres noch zu bringen vermochte, als das, was sie bisher erreicht.

All dieser Umstände gedachte Vincent, als er gesenkten Hauptes die Hände auf dem Rücken langsam seinen Weg verfolgte; er bemerkte nicht, daß eine Männergestalt aus dem benachbarten Walde ihm entgegengekommen, bis er seinen Namen rufen hörte. Er blickte auf.

„Graf Roquenville! Welche Ueberraschung, Euch hier zu sehen!“

Der Seigneur von Montseauvon reichte dem jungen Geistlichen die Hand. „Mein Besuch gilt Euch, Pater Vincent; habt Ihr Zeit mich anzuhören?“

„Sicherlich, Herr Graf, beliebt Ihr in meine Wohnung zu kommen oder den Weg mit mir fortzusetzen?“

„Ich werde Euch in Euer Haus begleiten, denn ich fürchte, Euch ziemlich lange aufhalten zu müssen.“

„Und habt Euren Wagen offenbar in der Nähe warten lassen.“

„Nein, ich bin zu Pferde gekommen, mein Reitknecht hat den Befehl, im Walde meiner zu harren, ich wollte es vermeiden mit meinem Besuche bei Euch unnützes Aufsehen zu erregen.“

Sie hatten während seiner Worte den Weg zur Wohnung Vincents eingeschlagen, um eine Viertelstunde später in das mit klösterlicher Einfachheit ausgestattete Studir-Zimmer des Pfarrers von Arvillers zu treten. „Ich bin zu Eurem Befehle, Graf Roquenville; betreffen Eure Wünsche meinen Patron oder irgend einen Auftrag desselben?“

„Nein, ich erhielt vor wenigen Tagen Briefe von ihm und meinen Kindern, die mir Grüße für Euch, keine Aufträge, übermittelten. Armand ist durch seinen Dienst jetzt an den Hof des Königs gefesselt, er scheint vorläufig nicht hierher kommen zu wollen; mein Sohn und seine Gattin hatten die Absicht mich zu besuchen; ich war genöthigt, ihnen davon abzurathen.“

Der Pfarrer bewegte zustimmend das Haupt. „Ihr thatet Recht daran; man kann nicht wissen, was die nächste Zukunft bringt.“

„Ich habe es beklagt, daß ich Hector die Weisung geben mußte, jetzt fern von hier zu bleiben, doch kann ich meine Schwiegertochter nicht einer möglichen Gefahr aussetzen, der wir Männer wohl begegnen können, nicht aber sie. Fast jede Nacht darf ich erwarten, durch den Allarmruf meiner Dienerschaft geweckt zu werden, daß das Schloß in

Flammen stehe und die wüthenden Bauern hereindrängen, mich zu ermorden."

„Ihr habt dieser Gefahr lange Zeit mit unerschütterlichem Muthe getrotzt; die meisten Eurer Standesgenossen sind längst entflohen."

„Mir erschien es wie eine Feigheit meinen Platz zu verlassen, während ich meinem Sohne es als Pflicht der Ehre auferlegt um keinen Preis von dem seinen zu weichen, so lange es in Frankreich noch einen Thron und einen König giebt. Ich hatte die Absicht gehegt, ihm sein Erbe zu vertheidigen, bis zu meinem letzten Athemzuge, doch ich fürchte, daß es mir fortan nicht mehr gelingen wird und es ist überdies entwerthet durch die Ereignisse des letzten Jahres. Hector wird ärmer werden, als ich es einst für ihn gehofft."

„Der jungen Marquise Vermögen und das seine, sollten sie nicht ausreichen ihnen, wo es auch sei, eine glänzende Existenz zu schaffen?" begütigte der Pfarrer. „Eure Vaterliebe macht sich zu große Sorgen um die Zukunft eines einzigen Sohnes, die vollkommen in jeder Beziehung zu gestalten, Euer langjähriges Streben war."

„Ihr habt Recht; ich wollte Hector reich sehen, so wie ich seinem Ehrgeize eine verheißungsvolle Bahn zu eröffnen suchte. Es ist mir beides nicht in dem Maße gelungen, wie ich es erstrebt; seine Zukunft steigt oder sinkt mit der des Königthumes, sein Erbe wird dereinst nicht größer sein, als das eines Edelmannes mittleren Standes. Bald habe

ich ihm kaum mehr zu bieten, als Jener, der mir mein Anrecht auf ihn streitig macht."

„Euch, Herr Graf, Euer Anrecht auf Euren eigenen Sohn?" fragte Vincent erstaunt. „Vergebt, wenn ich Euch nicht verstehe."

Der Seigneur schwieg einige Minuten, bevor er sagte: „Ihr kennt den Schwager des Pächters Mathieu Lablache zu Arvillers?"

„Bertrand Delavigne meint Ihr? Ich sah ihn bisweilen während seiner Besuche bei seinen Verwandten; was hat er mit Euch zu thun?"

„Ihr werdet es erfahren; sagt mir, ob er zu öfteren Malen hier gewesen."

„Zwei oder dreimal in den letzten beiden Jahren; er scheint die hier lebenden Verwandten zu lieben, um seiner verstorbenen Frau willen, mit deren Andenken er eine Art von Kultus treibt. Das letzte Kind, das der Schwiegersohn Lablache's taufen ließ, mußte ich nach ihr Madeleine nennen."

„Madeleine," wiederholte der Graf, wie zu sich selbst sprechend, „ja, er hatte Recht sie zu lieben. Sie war eine schöne stille Frau, wie man sich in vergangenen Zeiten Madonnen und Heilige zu träumen pflegte; sie war zum Dulden geboren, zu jenem unbewußten Märtyrerthum, das alles ihr Auferlegte, die Härte des Schicksals, wie die Sünde der Menschen, als den Willen Dessen ertrug, dem sie in Demuth sich zu beugen hatte."

„Ihr habt sie gekannt?"

„Delavigne lebte mit seiner Frau zu Agen,

damals Beide im tiefsten Elend, das weniger sie selbst, als ein widriges Geschick verschuldet; wenn er, was häufig vorkam, durch seine Gläubiger in Haft genommen wurde, ließ meine verstorbene Frau Madeleine auf das Schloß holen, sie mit Sticken und Nähen zu beschäftigen, womit sie ihren Unterhalt für sich und ihren Mann verdiente."

Er schwieg abermals in Gedanken verloren; Pater Vincent bemühte sich, ihn nicht zu stören, obwohl ihm noch immer der Grund nicht klar war, der den Seigneur der Nachbarschaft gerade zu ihm geführt. Der Graf machte einige Gänge durch das Zimmer, bis er endlich wieder vor dem jungen Geistlichen stehen blieb.

„Ihr seid nicht mein Beichtvater," sprach er „und dennoch komme ich zu Euch, eine Beichte Euch abzulegen, die Euch das Verlangen begreiflich machen wird, welches ich später an Euch stellen werde. Ihr werdet mich verstehen, denn Ihr seid nicht nur ein Priester, Ihr seid ein Edelmann wie ich und nur einem solchen vermag ich mich anzuvertrauen."

Er zog sich einen Sessel an das Fenster dem Pfarrer gegenüber und die Augen auf die Felder in der Ferne, auf die weißen Grabsteine des Friedhofes vor ihm geheftet, begann er Vincent mit der Geschichte seines Lebens zugleich jenes Geheimniß mitzutheilen, welches sich an die Geburt des einstigen Erben von Montseauvon knüpfte.

„Ihr kennt ihn selbst, meinen Sohn," so schloß er seine lange Erzählung, „ihn, den Preis des

Kampfes, den ich mit jenem Manne führe. Nie hätte ich geglaubt, daß eine begangene Sünde sich in solcher Weise rächen könne, ich fühlte mich sicher in dem Besitze jenes Kindes, welches die Natur mit Gaben ausgestattet, die selbst die kältesten Elternherzen mit freudigem Stolze erfüllt hätten; ich dachte nicht daran, daß irgend eine Macht der Welt mir den Knaben wieder rauben könne, an den in langen Jahren meine ganze Seele sich gefesselt und um dessen willen ich bereit wäre jedes Opfer zu bringen. Doch auch Delavigne kennt ihn jetzt; er weiß es, was er dahin gegeben, als er sich von ihm lossagte, er drohte mir einst mit jedem Mittel, das ihm zu Gebote stände, sich sein Eigenthum zurückzuerobern und ich kenne ihn genug, um ihm das Aeußerste in dieser Richtung zuzutrauen. Mir ist bekannt, daß er Hector nicht aus den Augen ließ, seit Jener an den Hof gekommen; er fand sogar Gelegenheit ihm in der Nacht des sechsten Oktober das Leben zu retten, sich in natürlicher Folge mit ihm in persönlichen Verkehr zu setzen und wenn er sich ihm noch nicht erklärt, so geschah es wohl mit aus dem Grunde, weil ihm die Beweise fehlen, seine für Hector unglaubliche Mittheilung zu unterstützen."

„Doch weshalb, Herr Graf, wendet Ihr um Euren Sohn Euch für alle Zeit zu sichern nicht jenes Mittel an, das Delavigne's Ansprüche für immer zur Ruhe bringen müßte? Es ist in Eure Hand gegeben, es zu thun."

„Ich habe dagegen einen doppelten Grund.

Der erste liegt in der Mittheilung, die ich Euch soeben machte, der zweite ist ein Gebot der Klugheit, das ich befolgen muß, nicht um meiner selbst, sondern um Hectors willen. Ich habe meinen Sohn an einen Platz gestellt, der ihm Gefahren jeder Art einbringen kann, und diese werden mit der Zahl der Gegner wachsen, die den Thron und seine Anhänger umlagern. Gewinnt die Zahl der Letzteren die Oberhand, so ist Hector verloren, wenn ihn nicht die Hand eines Freundes, eines Beschützers aus der Gegenpartei hält. Begreift Ihr, Pater, was ich meine?"

„Vollkommen gut; Ihr wollt Eurem Sohne nicht den Schutz eines Mannes entziehen, der in der Gegenpartei die Mächtigsten seine Freunde nennt."

„Das ist es," bestätigte der Seigneur, „so lange Delavigne noch an der Hoffnung festhält, in diesem Kampfe um Hector der Sieger zu bleiben, so lange wird er ihn auch schützen mit aller Energie, deren er fähig ist. Die leidenschaftliche Liebe, die er für sein todtes Weib besaß, er hat sie auf ihr einziges Kind übertragen und sie läßt ihn für dasselbe Alles wagen, ja auch Alles erdulden. Es lebt in diesem Manne eine Art von Heldenthum der Liebe, das auch ich bewundere. Als ich ihn bei dem ersten Anspruche, den er an mich stellte, daran erinnerte, daß er mit demselben Hectors Glück zerstöre, da zwang er sich zu schweigen, denn er war sich bewußt, ihm das nicht ersetzen zu können, was Madeleine's Sohn ihm zu opfern gezwungen gewesen.

Er hat geschwiegen bis zur heutigen Stunde, doch er wird es von nun an nicht mehr. Die Verhältnisse haben sich zu seinen Gunsten geändert; er ist der Reichere jetzt von uns; vielleicht wird er auch bald der Mächtigere sein. Die Befreiung des Bodens läßt uns Edelleute nach und nach verarmen, die Aufhebung der Titel raubt uns die Vorrechte unseres Standes; bald wird kein einziger der Gründe mehr vorherrschend sein, die Delavigne damals jenes Schweigen auferlegten, um Hectors Leben nicht des Glanzes zu berauben, in welchem er sich glücklich fühlte. Mehr noch: ich weiß, daß Delavigne seit Kurzem sich hier in der Nähe aufhält und ich bringe seine Anwesenheit mit der Stimmung in Verbindung, welche ich unter meinen Bauern seit einiger Zeit wieder gewahre."

„Ihr befürchtet einen Gewaltstreich, Graf Roquenville, den jener Mann gegen Euch im Schilde führte?"

„Ich befürchte ihn nicht, Pater Vincent," sprach der Graf ruhig, „denn ich habe nichts, als mein Leben zu verlieren, seit ich für Hector Alles geordnet, soweit ich es konnte. Doch widerstrebt es meinem Stolze mir mit Gewalt abtrotzen zu lassen, was ich freiwillig niemals hergeben würde, deshalb brachte ich die Papiere zu Euch, die Hectors Geburt und die Aussagen Delavigne's und seiner Frau betreffen. Sie sind in dem Archiv meines Schlosses nicht mehr sicher, so wenig wie in den Besitze meines alten Pfarrers, der jeden Tag seinem Ende entgegensieht."

„Ich will sie Euch getreu bewahren, Graf; bei mir, ich bin dessen gewiß, wird Niemand sie vermuthen.“

„Dasselbe meine ich auch; ich übergebe Euch daher die Originale, die ich selbst bisher bewahrte, während mein Advokat zu Agen in versiegeltem Packet die Abschriften hat, welche nothwendig im Falle eines Verlustes sind. Ihr werdet mir geloben, sie bis zu meinem Tode in Eurer Hand zu behalten, einige Zeit nachher mögt Ihr sie an meinen Sohn ausliefern, zugleich mit dem Briefe, den ich beigelegt und der ein Bekenntniß dessen enthält, was Ihr heute von mir erfuhret.“

„Gott und seine Heiligen mögen es lenken, daß ich noch lange Jahre mit dieser Mission zu warten hätte,“ sprach der Geistliche in aufrichtiger Theilnahme.

Graf Roquenville lächelte. „Vielleicht auch nicht, Pater Vincent, denn unter den obwaltenden Verhältnissen ist wohl Niemand seines „Morgen“ sicher. Und nun habt Dank für Eure Geduld mich angehört, für Eure Bereitwilligkeit mir diesen Dienst erwiesen zu haben; gestattet mir zuweilen wiederzukommen, der Verkehr mit einem Manne, wie Ihr, ist ein Trost in schwerer Zeit.“

Es war spät am Abend, als der Seigneur auf seinem Schlosse wieder anlangte; er hatte mit Absicht den Weg durch das Dorf gewählt, sich seinen Untergebenen zu zeigen, doch die Straßen waren, trotz des lauen Sommerabends, still und menschen-

leer, kein Einziger der Bewohner war vor den Thüren zu erblicken, kein Einziger hielt sich für verpflichtet dem Grundherrn die früher gezollte Ehrerbietung zu erweisen. Auf dem Schloßhofe eilte ein Diener ihm entgegen, das Pferd ihm abzunehmen; der Graf bemerkte, wie einer der Reitknechte ein zweites Pferd offenbar zur Abkühlung nach längerem Ritte sorglich hin und her führte.

„Ist Jemand angekommen?"

Ueber das Gesicht des Dieners glitt ein Ausdruck verschmitzter Freude.

„Ein Fremder, der nicht genannt sein will, harrt in der Bibliothek des gnädigen Herrn."

Der Graf nickte gleichgültig, und schritt dann langsam die Treppe hinan, die zu seinen Zimmern führte; doch bevor er sie noch erreicht, wurde hastig die Thür aufgerissen, welche die Bibliothek verschloß, eine schlanke, hohe Jünglingsgestalt kam ihm entgegengeeilt.

„Hector!"

„Mein Vater!"

Die Arme des älteren Mannes schlossen sich um den geliebten unerwarteten Gast, dessen Erscheinen ihm so überraschend war, daß er in seinem Staunen anfangs kein Wort der Begrüßung für ihn fand.

„Wie kommst Du hierher?" fragte er endlich. „Ich vermuthete Dich in Paris."

„Verzeiht, wenn ich Eurem Wunsche ungehorsam wurde, dort zu bleiben," erwiderte der junge Mann, „mir war es, als müßte ich Euch wiedersehen

— und — lacht mich aus, — ich war in Unruhe um Euch, den ich hier inmitten einer undankbaren, treulosen Bevölkerung weiß."

Sie hatten während dieser Worte sich in das Zimmer des Grafen begeben; ein Laut der Glocke rief den Diener herbei, dem der Seigneur einige rasche Befehle gab; dann wandte er sich zu seinem Sohne.

„Die Verhältnisse um uns her, mein Hector," sprach er, „sind nicht schlimmer, als sie es vor einem Jahre waren. Was ich damals erwarten mußte, kann ich auch jetzt gewärtigen, was ängstigte Dich so ganz besonders um mich?"

„Ich weiß es selbst nicht," antwortete Hector ausweichend, „vielleicht macht die beständige Unsicherheit, in der wir leben, uns empfänglicher für düstere Vorgefühle, die uns Unheil verkünden. Mir war es, als müsse ich Euch daran erinnern, daß Ihr in der Gefahr nicht allein stehet, so lange Euer Sohn Euch lebt. Zudem wurde mir jetzt die einzige Gelegenheit geboten, einen kurzen Urlaub von Seiner Majestät zu erlangen; ich konnte ihn nicht besser benutzen als zu Euch zu eilen."

Hector verschwieg den wahren Grund seines Erscheinens auf Montseauvon. Er hatte durch Zufall gehört, daß Bertrand Delavigne sich plötzlich nach dem Süden begeben und diese schnelle Abreise ihm die unbestimmte Sorge eingeflößt, daß derselben ein Vorhaben zu Grunde liege, welches sich gegen seinen Vater wenden könne.

„Ich danke Dir für diesen Beweis Deiner Sohnesliebe,“ sprach der Graf bewegt, „doch Deine Frau? Wie verließest Du sie?“

„Espérance küßt Euch die gütigen Hände, mein Vater; sie wollte mich gar zu gerne begleiten, doch fügte sie sich den Vorstellungen, die ich ihr von der Unmöglichkeit der Erfüllung ihres Wunsches machte. Ich ließ sie unter der Obhut Hortense Viomesnils zurück, die ihr während meiner Abwesenheit eine liebe Gesellschaft ist.“

„Und Armand?“

„Befindet sich im geheimen Auftrage der Majestäten auf dem Wege nach Koblenz,“ sagte Hector mit einer gewissen Befriedigung, „er kehrt erst in einigen Wochen zurück.“

„Hat sich Dein Verhältniß zu ihm gebessert? Ihr waret keine Freunde.“

„Und werden es auch nie sein, aber dennoch fühle ich mich gezwungen, ihn zu achten, selbst zu bewundern.“

„Er ist dessen werth, Hector; was es auch sei, das Dich gegen ihn einnimmt, ich bin gewiß, daß Du ihm Unrecht thust.“

Hector schwieg.

„Ich setze voraus, daß Ihr Euch häufig seht,“ fuhr der Graf fort, „ich möchte es sogar wünschen, denn es ist in dieser Zeit, die alles gegen einander empört und früher Gleichgesinnte zu erbitterten Feinden macht, ein Gebot der Nothwendigkeit fest zu

denen zu halten, welche die Natur uns als Blutsfreunde nahe stellte."

„Wir kommen nicht allzu oft zusammen," antwortete Hector zurückhaltend, „Armand vermeidet unser Haus, soviel er kann; es vergehen Monate, während welcher er seine Schwester nur bei Hofe sieht, wo Beider Dienst sie häufig zusammenführt."

„Ich beklage das und wünsche von Herzen, daß die Zeit es bessern möge," sagte Graf Octave, „und nun erzähle mir, wie die Stimmung der Majestäten in diesen stürmischen Tagen ist."

„Sie ist, wie es nicht anders sein kann, eine wechselnde. Des Königs Langmuth und Nachsicht scheint durch keine Beleidigung zu erschöpfen, die ihm von außen herkommt; die Königin ist tief gedrückt, seit sie den Haß des Volkes in jener furchtbaren Oktobernacht sich gegen sie selbst wenden sah. Dennoch scheint die Revolution zu einem gewissen Stillstande gekommen; der Jahrestag der Erstürmung der Bastille wurde zum Nationalfeste, wie nie zuvor eins derselben gefeiert worden, und man beginnt von Neuem zu hoffen, seit der König die Constitution beschworen."

„Es ist die Windstille, die dem um so größeren Sturme voranzugehen pflegt."

„Dasselbe fürchten wir Alle, die den König umgeben, doch wird unsere Zahl von Tage zu Tage mehr gelichtet, die Emigration dauert fort, die Hofcirkel tragen eine völlig veränderte Physiognomie."

„Noailles schrieb mir davon; er gehört zu den

wenigen, welche zu bleiben entschlossen sind, so lange es angeht. Ist er mit den Uebrigen nach Paris übergesiedelt, oder noch in Versailles?"

„Die Herzogin, seine Gemahlin, hat einen derartigen Abscheu vor dem Volke zu Paris, daß sie darauf bestand noch in Versailles zu bleiben; ich hörte, daß sie erst im kommenden Herbste nach der Hauptstadt sich begeben wollen."

„Deine Freundschaft für die ehemalige Gönnerin scheint etwas erkaltet," bemerkte der Graf.

Hector erröthete ein wenig. „Nicht das, ich werde nie vergessen, wie viel Dank ich ihr schulde, doch fehlte mir die Gelegenheit, mich häufig von Paris zu entfernen und so ist eine längere Zeit vergangen, ohne daß ich sie gesehen."

„Du wirst in Deinem jetzigen Glücke den Verkehr mit Andern nicht vermißt haben."

„Gottlob, nein," sagte der junge Ehemann heiter lächelnd. Sein Vater betrachtete ihn mit sichtlicher Befriedigung.

„Ich freue mich, daß Du so glücklich bist; Dein Aussehen bestätigt Deine Worte, wie Espérance es vielleicht ebenfalls thun würde."

„Es hat auch zwischen uns schon kleine Stürme gegeben, welchen ebenso schnell wieder heller Sonnenschein folgte," sprach Hector scherzend, „ich hoffe, daß sie niemals wiederkehren werden."

„Und kehren sie wieder, mein Hector, so vergiß nicht, daß für zwei Menschen, die sich wahrhaft lieben, es eine Stütze giebt, die auch im heftigsten

Sturme nicht versagt; sie heißt: rückhaltsloses Vertrauen."

Der Diener des Grafen trat ein, seinem Herrn anzukündigen, daß das Abendessen servirt sei, Vater und Sohn begaben sich nach dem Speisesaal, um nach eingenommenem Souper noch einige Zeit an der offenen Thür der Terrasse zu verplaudern. Es war eine warme blüthenduftende Sommernacht, wohl geeignet in dem Genusse derselben die Ruhe zu vergessen; der Graf und Hector hatten sich überdies so lange nicht gesehen, um in stundenlangem Gespräche die Lücken ausfüllen zu müssen, die ein umständlicher Briefwechsel stets in dem Leben zweier Getrennter hinterläßt. Beide erstaunten, als die Schloßuhr die Mitternachtsstunde verkündete und Graf Roquenville erinnerte sich erst jetzt, daß sein Sohn nach der langen Reise der Ruhe bedürfe. Er wollte sich erheben, um nach der Glocke zu greifen; der Eintritt des Kammerdieners kam ihm zuvor.

„Was giebt es? Ist etwas vorgefallen?" fragte der Seigneur, des Lakaien bestürzte Miene mit raschem Blicke erfassend.

„Verzeiht, gnädiger Herr, wenn ich zu stören wage," antwortete der Diener unterwürfig, „doch begehrt soeben ein fremder Mann, der Euch zu kennen behauptet, augenblicklich vorgelassen zu werden."

„Wer ist es?"

„Er nennt sich Monsieur Delavigne."

Der Graf wechselte mit seinem Sohne einen raschen Blick. „Ich durfte ihn täglich erwarten,"

sagte der Seigneur kalt, „gut denn, er möge sogleich kommen.“ Der Diener zögerte. „Nun, worauf wartest Du noch?“

„Ich wage kaum zu sagen, daß es vielleicht besser sei, Monsieur Delavigne nicht Gehör zu geben,“ sprach der Lakai, „ich fürchte, er kommt nicht allein.“

„So? Wer ist mit ihm?“

„Vom Corridorfenster bemerkte ich im Garten eine Anzahl von Gestalten, — es scheint einem Angriffe auf das Schloß zu gelten. Welches sind die Befehle des gnädigen Herrn?“

Hector war emporgesprungen und hatte sich neben den Grafen gestellt. „Lasset die Thore schließen, mein Vater, die Dienerschaft versammeln, wir werden uns bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen,“ rief er.

Der Seigneur richtete sich mit ruhiger Würde empor. „Es sei, doch zuvor will ich mit Delavigne sprechen. — Geh hinaus, Julien, führe ihn herein. — Es ist besser, Hector,“ fügte er zu seinem Sohne gewendet hinzu, „Du lässest mich mit ihm allein.“

„Nimmermehr, mein Vater, bevor ich nicht weiß, was er gegen Euch beabsichtigt.“

„Gut denn,“ sprach der Graf nach kurzem Besinnen, „so verbirg Dich einstweilen in der Fensternische dort, Du magst mitanhören, was er mir zu sagen hat.“

Hector gehorchte; der seidene Vorhang war kaum hinter ihm gefallen, als die Thür sich öffnete, um Delavigne einzulassen. Der ehemalige Epicier von Agen trug, statt der in Paris üblichen Uniform der

Nationalgarde, einfach bürgerliche Kleidung; nur das Wehrgehenk an seiner Seite, welches ein langes Schwert enthielt und seltsam mit seiner übrigen Erscheinung contrastirte, legte Zeugniß für die Stellung ab, die er freiwillig in den Reihen Derer eingenommen, welche sich die Vertheidiger des Vaterlandes nannten.

Der Graf trat ihm mit jener Ueberlegenheit entgegen, welche in ihrer vollendeten Formengewandtheit, statt der darin ausgedrückten Höflichkeit für den niedriger Stehenden einer Beleidigung gleich zu achten ist.

„Was verschafft mir, Monsieur Delavigne, zu so später Stunde die Auszeichnung Eures Besuches?"

Bertrand erwiderte mit großer Ruhe den auf ihn gerichteten Blick. „Eure Frage ist eine seltsame, Herr Graf," erwiderte er, „für mein Kommen giebt es nur einen einzigen Grund; er ist Euch bekannt."

„Und, wie mir scheint, vor länger als zwei Jahren bereits erledigt," sagte der Graf trocken. „Kamt Ihr hierher, um Eure Ansprüche zu erneuern, so vermag ich Euch keine andere Antwort zu geben, als die damals ertheilte."

„Ich kam hierher, Herr Graf," sprach Bertrand mit starker Stimme „um Euch eine Wahl zu stellen, nicht mehr als Bittender, wie ich damals vor Euch kniete, sondern mit dem Rechte, das mir die Macht jetzt verleiht. Gebt mir gutwillig die Dokumente zurück, die sich auf meines Sohnes Geburt, auf meine Entsagung beziehen, oder unterwerft Euch der

Gewalt, mit welcher ich sie jetzt zu erzwingen vermag."

„Betratet Ihr als Anführer einer Bande von Aufrührern mein Schloß?" fragte der Graf ironisch. „Mir ward soeben berichtet, daß sich in meinem Parke Gruppen bewaffneter Bauern sehen lassen. Führet sie herein, lasset sie das Schloß ausplündern, mich tödten, wenn Ihr wollt, es wird Eure Mühe unnütz sein, denn die Papiere, die Ihr sucht, befinden sich nicht mehr in meiner Hand."

Bertrand unterdrückte einen Fluch. „So wird es Mittel geben, Euch zum Geständnisse zu zwingen, wo Ihr sie verborgen," rief er wild. „Ja, seht mich nicht so staunend an; was ich geworden, Ihr habt es aus mir gemacht, der mich zur Verzweiflung, zum Verbrechen zu treiben fähig, mit seiner Härte, Ihr, der für meine Bitten taub geblieben, bis Ihr den letzten Rest der Schonung für Euch mir aus dem Herzen risset. Ich kenne keinen heißeren Wunsch jetzt mehr, als Euch, der meine heiligsten Gefühle verhöhnte und zertrat, zu meinen Füßen zu sehen, entweder todt, oder Gnade flehend, wie ich einst vor Euch gekniet."

„Ich bin bereit zum Tode oder zur Vertheidigung," sagte der Graf unerschüttert, „übt denn Gewalt; lasset mich erwarten, wie lange gegen die Meute da draußen, mein Haus und meine Diener Stand zu halten fähig."

„Und Euch mein Arm noch zu schützen vermag, der Euch vertheidigen wird, so lange ich athme," sprach

eine vor Erregung bebende Stimme hinter Beiden; Hector hatte, unfähig sich länger zu beherrschen, den Vorhang, der ihn barg, zurückgeschlagen.

Delavigne stieß einen Schrei der Ueberraschung aus; wie vor einer Erscheinung aus der andern Welt wich er vor dem Jünglinge zurück.

„Hector — Hector,“ rief er, die Hände krampfhaft zusammenballend, „Ihr hier?“

„Ja, Gott sei gelobt, daß ich die Gerüchte der Gefahr nicht unterschätzte, die mir über den Stand der Dinge hier zu Ohren drangen,“ sagte der junge Mann, „ich kam zur rechten Stunde, wie ich sehe, und richte jetzt an Euch die Frage, Monsieur Delavigne: was ist es, das Ihr von meinem Vater unter solchen Drohungen begehrt? Und was bewegt Euch, den ich, obwohl Ihr mir ein Gegner, schätzte, Euch zum Genossen aufrührerischer Bauern und Mordbrenner zu erniedrigen?“

Bertrands Augen funkelten. „Es zwang mich die Nothwendigkeit, mein Recht mir zu erkämpfen, da es mir zu erbitten zur Unmöglichkeit geworden. — Ja, Ihr trafet zur rechten Stunde ein, Graf Hector; so möget Ihr denn selbst entscheiden zwischen Eurem Vater und mir, denn Ihr seid es, Ihr allein, um den ich mit jenem Manne kämpfe, bis im Tode Einer von uns dem Andern gewichen.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ entgegnete Hector befremdet, „was hätte ich mit Euch zu schaffen, um mit meinem Vater Euch in Streit zu sehen?“

„Was Ihr mit mir — was ich mit Euch zu

schaffen habe?" rief Bertrand leidenschaftlich. „Sagt es ihm, Graf Roquenville, wenn Ihr nicht wollt, daß ich es thue. — Bei Eurer Ehre als Edelmann, gebt Antwort vor ihm auf die Frage: ist dieser Euer Sohn?"

Es herrschte einige Minuten tiefes Schweigen in dem Saale; Hector blickte erbleichend bald auf seinen Vater, der starren unbewegten Antlitzes vor ihm stand, bald auf Delavigne, in dessen Zügen sich der Ausdruck des Panthers malte, der zum tödtlichen Sprunge auf seinen Feind sich bereitet.

„Ein Roquenville pflegt nicht zu lügen," fuhr Bertrand hohnvoll fort, „noch einmal sprecht: ist Hector Euer Sohn — ist es der meine?"

Der Jüngling hatte des Grafen Arm umfaßt. „Mein Vater, sind es nicht irre Reden, die dieser Mann führt," rief er, „so beschwöre ich Euch, sprecht zu mir und sagt mir, was seine Worte zu bedeuten haben."

Des Grafen großes graues Auge ruhte einige Sekunden auf seinem Sohne; es war der Entschluß des tödtlichen Kampfes um sein so viele Jahre behauptetes Eigenthum, der darin sich aussprach; dann wandte er sich stolz zu Delavigne.

„Ich habe einer Todten gelobt, zu schweigen bis zu meinem eigenen Tode," sagte er fest, „und dieses Gelübde, von welchem mich ihr Mund nicht mehr zu lösen vermag, werde ich halten, was immer auch mein Schicksal sei. Du wirst, wenn ich gestorben, es erfahren, welcher Art die Ansprüche sind, die

dieser Mann an Dich erhebt, daß es des Vaters Rechte sind, die er an Dich zu besitzen behauptet — Du hast fortan zu entscheiden, welchem von uns Du gehören willst."

Bertrand näherte sich dem jungen Manne, der sprachlos, fassungslos noch immer neben dem Grafen stand.

„Ihr habt es gehört," sagte er fast flehend, „daß der Graf, den Ihr für Euren Vater hieltet, die Ansprüche bestätigt, die ich an Euch habe. Wenn Ihr denn mir nicht traut, verlangt von ihm die Beweise, daß ich die Wahrheit sprach, daß Ihr mein Sohn, Hector, um den ich tausendfaches Leid erduldet und den ich geschworen mir wieder zu erkämpfen, als meines Daseins einzige Hoffnung, einziges Glück. Und fühlt Dein Herz für mich nicht, lasse Deine Vernunft, lasse Deine Billigkeit entscheiden für Deines beraubten Vaters Recht. Komm mit mir, Hector, um dessen Liebe ich einem Almosen gleich gebettelt, über dem ich wachte mit Vatersorge in der Stunde der Gefahr und den zu schützen ich kein Mittel scheuen würde, wenn neue Gefahren Deinem Haupte nahten, — komm mit mir; ich bin reich genug, Dein Loos zu einem glänzenderen zu machen, als es bisher war, auf unsere Seite neigt sich die Macht, die Jene eingebüßt, zu denen Du bisher gehörtest, die höchsten Ehrenstellen in unserem Vaterlande eröffnen sich Deiner Begabung, wenn Du sie unserer Sache weihen wolltest; verlaß dieses Haus, das Dir nur eine erborgte Heimat war,

und kehre zurück zu mir, dem Du mit heiligen Banden angehörst.“

Hector hatte sich bereits gefaßt. „Ihr behauptet Rechte an mich zu haben, Mr. Delavigne,“ begann er, „die mir unerklärlich sind und es mir bleiben werden, bis ich die Lösung des Räthsels erhalten, das Euer Verlangen an mich umgiebt. Ihr drängt zu gleicher Zeit mich, daß ich einen Mann verlassen solle, der zweiundzwanzig Jahre meines Lebens mir der treueste der Väter gewesen und daß ich mit Euch gehen soll, der mir ein fast Fremder ist und Ihr bedenkt nicht, daß die Liebe und Dankbarkeit so vieler Jahre nicht das Opfer einer einzigen Stunde werden könne, in der mir eine Eröffnung gemacht wird, welche mein Herz mit Bestürzung und Trauer erfüllen muß. Euch schätze ich als den Retter meines Lebens, als einen Mann, dem ich tief verpflichtet bin, doch was dieses Leben mir geschmückt, was es erhellt und froh und glücklich machte — ich danke es diesem Manne, in dem ich meinen Vater liebte und verehrte. Ob Ihr die heiligeren Rechte an mich besitzet, als er — für ihn, als dessen Sohn ich mich bisher betrachtet, wird stets mein Herz zuerst sprechen, ihn wählen als denjenigen, dem ich des Sohnes Empfinden einzig und allein darzubringen habe. Mögt Ihr ein besseres Loos mir zu bieten im Stande sein, das Loos, welches ihm das Schicksal vorbehalten, denke ich zu theilen, die Schuld der Dankbarkeit ihm abzutragen, die er sich durch die liebevollste Sorge um mich erwarb.“

„Ich habe es gewußt," rief Bertrand wild, „daß er mir Deine Seele raubte, wie er es mit Deinem Körper that; — spricht keine, keine Stimme für mich in Deinem Herzen, das mich nie gekannt und dessen erste Schläge ich dennoch athemlos belauschte? Bedenke, Hector, daß Du mit Deinen Worten das Todesurtheil dessen aussprichst, den Du als Deinen Vater liebst, daß ich erst dann mich Deines Besitzes sicher wähnen darf, wenn Jener nicht mehr lebt, aus dessen erkalteter Hand ich jene Beweise ringen werde, die Du verlangen darfst und die er Dir und mir verweigert. — Im Parke drunten harren des Zeichens gewärtig, das ich ihnen zu geben versprochen, sechszig bis achtzig Bewaffnete; — ein Ruf von mir und sie erstürmen das Schloß und unter den Qualen, die er zu erdulden hat, wird er bekennen, wo er jene Dokumente verborgen."

„Ruft sie herbei, Mr. Delavigne," rief Hector aus, „doch wird die erste Kugel, welche in meines Vaters Haus schlägt, mich treffen, der dasselbe zu vertheidigen gedenkt gegen Euch und Eure Schaaren und auf ihren Piken mögen sie als Trophäe das Haupt dessen Euch zeigen, den Ihr als Euren Sohn zu fordern hergekommen."

„Du darfst ihn nicht vertheidigen, der Dich mir geraubt," loderte Bertrand auf, „mir gehörst Du — mir allein und ich werde wissen Dich zu schützen."

„Ich werde an der Seite meines Vaters bleiben, bis er gerettet oder wir Beide gefallen," sagte Hector

kalt und fest, „Ihr mögt Eure Maßregeln treffen, die meinen bedürfen der Entscheidung nicht mehr."

„Ich werde mit Gewalt Dich von ihm reißen, — was vermagst Du gegen die Uebermacht, die draußen Eurer wartet?"

„So werde ich mit einem einzigen Stoße dieses Degens mich von der Qual befreien in die Hände eines Mannes zu fallen, der meines Vaters Mörder wurde."

In Bertrands Zügen arbeitete ein furchtbarer Kampf; er sah, daß gegen dieses Jünglings Entschlossenheit sein Wille machtlos war, wie seine Ueberredung; er war sich bewußt, daß Hector seinen Vorsatz ausführen werde, daß er heldenstark das Aeußerste wagen oder freiwillig mit dem Manne untergehen würde, den er als seinen Vater verehrte. Er fühlte aber auch zu gleicher Zeit, daß er mit einer Gewaltthat gegen den Grafen sich für alle Zeit die Möglichkeit verscherzte, sich in dem Herzen des jungen Mannes ein wärmeres Gefühl zu gewinnen, ja, daß er selbst die Achtung einzubüßen im Begriffe stand, die er sich bei Hector bereits errungen und auf welche er so hohen Werth legte.

Tödtlicher Haß gegen den Grafen und tödtliche Liebe für den Jüngling, den er stets von Neuem zu bewundern gezwungen, stritten in seiner Seele um den Sieg; er näherte sich der Thür des Corridors, an dessen eines Fenster ein Licht gestellt, das Zeichen zum Eindringen der Aufrührer sein sollte, doch sein Fuß wich bebend zurück, — er wußte, daß

die brennende Kerze, die er entzünden wollte, seines Sohnes Todesfackel sei. Aus seinem Antlitz war jede Spur von Farbe entwichen, als er sich noch einmal an Hector wandte.

„Die Liebe, die ich zu Dir, Hector, zu Deiner todten Mutter im Herzen trage,“ sprach er mit völlig klangloser Stimme „ist größer, als der Haß gegen diesen Mann. Noch einmal schone ich ihn um Deinetwillen, bis wir an anderer Stelle uns wiedersehen, wo Du nicht schützend an seiner Seite stehst und dann wird meine Rache mit dreifacher Gewalt auf ihn herniederschmettern, Vergeltung zu fordern für diese Stunde.“

Die in dem Parke versammelten Empörer harrten vergebens in dieser Nacht des verabredeten Zeichens; Bertrand erschien unter ihnen, als ihre Geduld beinahe erschöpft, ihnen mitzutheilen, daß der Anschlag für dieses Mal nicht auszuführen, da der Graf und seine Leute auf ihrer Hut und vorbereitet seien. Murrend zerstreuten sich die aufgewiegelten Bauern von dem festen Vorsatze beseelt, sobald als möglich ihre Pläne zu besserer Ausführung zu bringen.

In dem Saale droben, in welchem sich Graf Roquenville mit Hector befand, herrschte jetzt dasselbe Schweigen, welches Bertrands verhängnißvoller Frage folgte; Hector hatte sich in einen Sessel geworfen und die Augen mit der Hand bedeckt; der Seigneur trat zu ihm und berührte leise seine Schulter.

„Mein Sohn.“

Hector zuckte zusammen. „Bin ich es wirklich,“ fragte er mit leiser Bitterkeit, „bin ich jenes Mannes Sohn?“

„Du hast ein Recht jetzt eine Erklärung von mir zu fordern,“ sprach Graf Octave ernst „und ich bin bereit, sie Dir zu geben, wenn Du sie verlangst. Das Wort, welches Delavigne von mir erwartete, ich habe es verweigert um Deinetwillen; mich hätte es vielleicht von einem Feinde befreit, doch Dir selbst hätte es verhängnißvoll werden können, indem es Dich des Wohlwollens und der Zuneigung eines Mannes beraubte, der Dir dieselbe, wie Du es in dieser Stunde erfahren, opferfreudig erhält. — Ihm gegenüber mußte ich schweigen, Hector, doch Dir will ich es gestehen, daß über Deiner Geburt ein Geheimniß schwebt, welches Du nach meinem Tode erst erfahren solltest. Die heutige Stunde giebt Dir ein Anrecht die Lösung desselben früher von mir zu verlangen, sie zwingt mich dem Versprechen treulos zu werden, das ich einer Längstverstorbenen in tiefbewegter Stunde gab. Ist Dein Vertrauen zu mir groß genug, den Stachel zu überwinden, den Delavigne's Eröffnung heute in Dein Herz gedrückt, willst Du mein Sohn bleiben, wie Du bisher es warst, so werde ich schweigen, bis mir selbst der Augenblick geboten erscheint, Dir jenes Geheimniß zu enthüllen, — doch ebenso bin ich bereit zu sprechen, wenn Du des Zweifels nicht Herr zu werden vermagst, der jetzt in Deiner Brust entstanden.“

Hector schlug langsam die braunen Augen, welche Bertrand stets mit seiner Todten Augen anschauten, zu dem Grafen empor; dann kniete er vor ihm nieder und küßte seine Hand,

„Ich will jenes Geheimnisses Enthüllung niemals wissen, mein Vater," sprach er mit fester Stimme, „denn mein Vertrauen zu Euch ist groß genug, um niemals an Euch irre zu werden. Vergebt den Zweifel, der mich einen Augenblick zu bezwingen drohte und lasset diese Stunde vergessen sein, die mich von Euch zu entfernen drohte, um dennoch — ich fühle es, — mich fester an Euch zu schließen. Die Gründe, die Ihr habt, mir eine Eröffnung vorzuenthalten, die Euch zu machen schwer fällt, ich ehre sie, auch ohne sie zu kennen, — sagt mir, ob ich mit Solchem mich als Euer rechter Sohn bewährt."

Aber er erhielt keine Erwiderung; des Grafen Arme hatten sich um ihn geschlossen zu langer wortloser Umarmung und nur seine schweren Athemzüge kündeten die Bewegung, welche ihn bei der Erklärung seines Sohnes ergriffen.

Viertes Kapitel.

Die Herzogin von Noailles befand sich seit Kurzem in der denkbar schlechtesten Stimmung, ein Umstand, der allerdings nicht selten vorzukommen pflegte, dieses Mal jedoch von einer Dauer war, die selbst ihren Gemahl befremdete. Er schrieb die Ursache der häufigen Scenen, die ihm seine schöne Frau bereitete, dem Mangel an Zerstreuung zu, unter welchem sie mit der Entfernung des Hofes von Versailles zu leiden hatte und regte endlich selbst den Gedanken wieder an, den er auf den anfänglich geäußerten Wunsch seiner Gemahlin fallen gelassen, ihren Wohnsitz für den Winter nach Paris zu verlegen.

Yvonne, die für gewöhnlich stets das Gegentheil dessen zu wählen pflegte, was ihr Gatte in Vorschlag gebracht, erhob diesmal keinen Einwand; sie war sich zu genau klar darüber, was ihrem Leben mehr als jemals fehlte, um nicht mit Freuden den Gedanken zu ergreifen, diesem Mangel abzuhelfen. Nicht die gewohnten Zerstreuungen waren es, welche

diese Frau vermißte, es war der Schmerz verborgener Sehnsucht, der an ihrem Leben zehrte, der Sehnsucht, welche einem Jünglinge galt, der ihrer seit jener Stunde in seinem eigenen Hause, da ihr Kuß auf seiner Stirn brannte, nicht mehr zu achten schien. Die Herzogin machte sich Vorwürfe, ihren Plan in so ungeschickter Weise ausgeführt zu haben, die auf einen Charakter, wie es der Hectors war, nur ihren Wünschen zuwider wirken mußte.

Nicht allein, daß sie durch ihre versteckten Anspielungen ihn zu einer Vertheidigung seines ihm verhaßten Schwagers aufgereizt, — sie hatte auch in einem Momente des Selbstvergessens ihm mehr von einer Neigung verrathen, welche er bisher nicht verstanden, oder nicht hatte verstehen wollen. Er hatte es vermieden, seitdem sie wieder zu sehen und die Herzogin hatte mit einem Gefühle erbitterten Neides sich erzählen lassen, daß er mit seiner jungen Gattin ein Idyll des Glückes durchlebe. Thörin, die sie gewesen, nach zwei Richtungen hin einen Phantasten, wie sie ihn nannte, zur Einsicht zu bringen; doch Yvonne gab ihr Spiel noch nicht verloren. Sie kannte die Männer zu genau, um nicht zu wissen, daß die Erkenntniß einer dargebrachten Neigung gleichviel, ob sie erwidert oder nicht, niemals ohne Eindruck bleibe.

Liebe ist stets eine Schmeichelei, weil sie die Anerkennung unseres Selbst in sich schließt und das Bewußtsein desselben in uns erhöht zu finden, fühlen wir uns dem verpflichtet, der uns diese Schmeichelei

zu Theil werden ließ. Liebe ist daher ein sehr süßer Tribut der Menscheneitelkeit, so lange sie das Verlangen des Besitzes ausschließt und keinem lebenden Wesen darf man die Versicherung glauben, daß sich dasselbe durch die ihm gezollte Huldigung beleidigt gefühlt habe; erst wenn die dargebrachte Liebe zur Anmaßung geworden, indem sich ihr das Begehren beigesellte, erst dann hört sie auf dem Empfänger werthvoll zu sein.

Yvonne beurtheilte in solcher Weise ziemlich richtig das Empfinden des jungen Mannes, dem sie unter der Maske einer fast mütterlichen Freundschaft die Neigung einer Frau dargebracht, welche, in ihrer Jugend ersten reinen Gefühlen einst schonungslos verletzt, einen Anspruch zu haben meinte auf einen Ersatz des Schicksals, das ihr das Glück des Herzens versagt, um es Andern vor ihren Augen verschwenderisch in den Schooß zu werfen, — das ihr unter der herbsten Erfahrung der beleidigten, in ihren Rechten verhöhnten Gattin, den Glauben an jedes lautere Empfinden der Menschenseele geraubt, bis ihr Leben endlich das geworden, was es war: ein Suchen und stetes Irren, — ein heißes und ungestilltes Verlangen nach — ein wenig Glück. — Sie hatte es aufgeben müssen, Hector nach seiner Verheirathung dauernd an sich zu fesseln; das Band der echten Liebe war zu stark noch, welches ihn mit seinem jungen reinen Weibe vereinte; so wollte Yvonne es denn versuchen, sich die Freundschaft Espérance's zu erwerben, um sich von Neuem einen

Weg in das Haus des einstigen Schützlings zu bahnen. Espérance's weiches und liebevolles Herz würde zu gewinnen sein, sagte sich Yvonne; thörichtes unerfahrenes Kind! Was hatte sie vor Andern voraus, um das unaussprechliche Glück einer solchen Liebe zu genießen, wie sie von Hector ihr dargebracht wurde? In der Blüthe der ersten Jugend und der Schönheit ein sonniges Dasein zu führen, ungetrübt von jedem Leid, getragen von behütender und anbetender Zärtlichkeit, — ein Liebling der Götter, wie des Geschickes?

An dem Reichthum der vom Glücke Begünstigten neidlos sich zu freuen, ist allein ein Vorrecht der auserlesensten Geister, welchen die höchste sittliche Kraft es gelingen ließ, sich über die Schwäche des menschlichen Herzens zu erheben; Hortense Viomesnil besaß dieselbe, Yvonne von Noailles nicht, sie fühlte sich geneigt jeden Glücklichen zu hassen, weil sie selbst nur den Rausch der Leidenschaft, doch niemals echtes Glück gekannt.

Espérance erstaunte nicht wenig, als ihr im Beginne des Winters der unerwartete Besuch der Frau zu Theil wurde, gegen welche sie fast vom ersten Augenblicke an eine stille Abneigung gehegt; doch war sie zu arglos, um in der auffälligen Liebenswürdigkeit der Herzogin etwas anderes zu vermuthen, als eine Freundlichkeit, mit der sie ihre erste kritische Aeußerung über die junge Frau wieder gut zu machen suchte. Yvonne selbst bestätigte dies, als

sie mit einer reizenden Natürlichkeit die Hand Espérance's ergriff und sie fest in der ihren behielt.

„Ich weiß, daß ich Euch einst durch ein vorschnelles Wort gekränkt, theure, liebe Frau von Roquenville," sagte sie anmuthig lächelnd „und obwohl es verspätet ist, möchte ich Euch noch jetzt um Verzeihung für das damals begangene Unrecht bitten. Doch, mein Gott, man ist scharf und oberflächlich in der großen Welt; man bemüht sich nicht genug die Menschen, die uns umgeben, zu lieben und sie anzuerkennen, wie sie es verdienten. Sagt mir, daß Ihr mir nicht mehr zürnet, daß Ihr es vergessen, wenn ich Euch fast unabsichtlich wehe gethan."

„Ich habe es seit langer Zeit vergessen, Madame," erwiderte Espérance, „der Tadel, den Ihr aussprachet, war kein ganz unverdienter, ich weiß es jetzt; verzeiht meiner großen Jugend und Unerfahrenheit die rasche Empfindlichkeit, mit der ich Euch begegnete."

Sie sprach im Tone vollster Aufrichtigkeit, ihre Augen blickten klar und offen in die Yvonne's und diese fühlte, daß ihr Plan auf kein Mißlingen stoßen werde, wenn es ihr möglich, das Vertrauen dieses jungen Geschöpfes zu gewinnen.

„Ihr glaubt nicht, wie ich mich Eures Entgegenkommens freue," sagte die Herzogin, „mich hat es oft geschmerzt, daß meine eigene Schuld mich um den Verkehr mit Euch gebracht, den ich um Eures Gatten willen schon lebhaft fortzusetzen wünschte. Mr. de Noailles ist ein langjähriger Freund des

Grafen Roquenville, der unserer Fürsorge seinen Sohn empfahl, als er ihn hieher an den Hof brachte und wir gewöhnten uns Hector als unseren eigenen Sohn zu betrachten. Ihr lächelt offenbar darüber; doch was wollt Ihr, kleine Frau? Ich bin sehr viel älter, als Euer junger Gatte, es wurde mir nicht schwer mich in die Stelle einer mütterlichen Freundin des eben ernannten Garde du Corps zu denken, ich glaubte damit eine Pflicht zu erfüllen, die wir gegen seinen Vater hatten."

Es konnte nichts in der Welt natürlicher klingen, als diese klug berechneten Worte; selbst eine Frau von reiferer Erfahrung, als Espérance, wäre dem Zauber erlegen, den die Sirene um sich zu breiten verstand; unter dem Eindrucke der Liebenswürdigkeit Yvonne's begann die junge Frau es zu begreifen daß Hector in der Wärme seiner Dankbarkeit für ihre Güte es nicht hatte über sich gewinnen können, den Verkehr mit ihr abzubrechen; wie kindisch war sie doch gewesen, wie hatte sie Hector mit ihrer Empfindlichkeit Unrecht gethan!

„Mein Mann hat stets mit hoher Verehrung von Euch gesprochen," sagte sie warm, „und er war mit Recht unzufrieden mit mir, daß ich sein Gefühl für Euch nicht theilte, wie ich es gesollt. Vergönnt mir jetzt nachzuholen, was ich versäumt, Madame, indem Ihr mir gestattet Euch zu lieben."

Yvonne drückte, wie überwältigt von Rührung einen Kuß auf die blühende Wange Espérance's,

welche in ihrer rosigen Färbung keiner Schminke bedurfte.

„Ich danke Euch für Eure Worte, liebe, theure Gräfin, und hoffe, daß wir von jetzt an Freundinnen bis an das Ende unseres Lebens seien. Ist es denn nicht auch nothwendig für uns, den Rest der Getreuen am Throne, ein festes Bündniß zu schließen gegenüber den Andern, die sich theils von ihm entfernten, theils die Sache des uns verhaßten Pöbels ergriffen? Ich kam mit schwerem Herzen nach Paris mein Gemahl wünschte es, daß wir dem Hofe uns wieder näherten, so mußte ich mich fügen, doch ich beklage es nicht mehr, wenn ich gewiß sein kann, mich unter Freunden zu befinden, die mich die Schwere dieser Zeit vergessen lehren.“

Ein leichtes Geräusch an der Thür des Nebenzimmers ließ sich vernehmen; es war Hortense, welche von einem Ausgange heimkehrend, ahnungslos des Besuches der Herzogin in das anstoßende Gemach getreten und jetzt leise sich zurückziehen wollte. Espérance kam ihr zuvor; sie war zu stolz auf ihre Freundin, um nicht den Wunsch zu haben, sie der einstigen Gegnerin vorstellen zu dürfen und sie besaß auch jenes echte Zartgefühl des Herzens, das nicht erlernt, das angeboren ist und auch die scheinbare Zurücksetzung einem Andern zu ersparen weiß.

Ein Wink ihrer Hand bedeutete Hortense einzutreten; die junge Frau erhob sich und führte sie vor den Platz Yvonne's.

„Ich kann mir die Freude nicht versagen Euch heute, da ich Eure Güte so hoch zu schätzen Ursache fand, meine liebste Freundin vorzustellen," sagte sie, „Hortense von Viomesnil, seit Kurzem erst wieder, doch, so hoffe ich, auf lange unsere Hausgenossin."

Die Herzogin betrachtete mit einiger Ueberraschung die edlen geistvollen Züge des vor ihr stehenden Mädchens; sie hatte bereits von ihrer Anwesenheit im Hause des jungen Paares vernommen und sich in ihr ein einfaches Gesellschaftsfräulein vorgestellt, das man in keinem Falle zu beachten oder gar zu fürchten brauchte; ihr rascher Instinkt sagte ihr jedoch mit dem ersten Blicke, den sie auf Hortense heftete, daß sie es hier mit einem ungewöhnlichen Wesen zu thun habe, welches ihr als Feindin gefahrvoll werden könne und dessen durchdringenden Blick sie mehr zu scheuen habe, als die eifersüchtigen Regungen Espérance's. Ihre Miene verrieth indessen nichts von den Gefühlen, die blitzschnell ihre Seele durchzuckten, als sie jetzt mit einigen gewinnenden Worten sich an Hortense wandte und dann mit ungezwungener Herzlichkeit sich von Espérance verabschiedete, die Hoffnung ausdrückend, sie an einem ihrer nächsten Empfangsabende mit ihrer Freundin bei sich zu sehen.

„Weshalb machtest Du mich mit dieser Frau bekannt, Espérance?" fragte Hortense, als Beide allein waren.

„Weil ich Dich lieb habe," antwortete Espérance

sie umarmend „und weil meine Freunde auch die Deinen werden sollen.“

„Ist die Herzogin Deine Freundin?“

„Ich hoffe es, obgleich sie es erst heute geworden scheint.“

Hortense schwieg; sie vermochte der Wahrheit dieser Versicherung nicht Glauben zu schenken, doch wollte sie Espérance nicht durch eine voreilige Aeußerung Sorge bereiten.

„Gefällt sie Dir?“ fragte die junge Frau nach einer Weile.

„Sie ist schön, wenn auch die Schönheit theilweise künstliches Erzeugniß scheint.“

„Doch ihr Wesen?“

„Sie ist mir noch zu fremd, um darüber ein richtiges Urtheil fällen zu können.“

Für wahrhaft edle Seelen ist es ein bedrückendes Gefühl, Jemand Unrecht gethan zu haben und kein Bemühen scheint ihnen groß genug, dasselbe wieder gut zu machen; es war unter dem Eindrucke ähnlichen Empfindens, daß Espérance sagte: „Sie hat auf mich zu Anfang unserer Bekanntschaft einen wenig günstigen Eindruck gemacht und ich hegte lange Zeit ein, wie mir scheint ungerechtes Vorurtheil gegen sie, doch jetzt will ich mir Mühe geben, sie doppelt lieb zu haben und auch Du wirst es versuchen, nicht wahr, Hortense?“

„Ich will es, wenn sie Dir wirklich als Freundin sich erweist,“ sagte Hortense; Espérance lächelte befriedigt.

Hector vernahm mit einigem Erstaunen bei seiner Heimkehr aus dem Schlosse, von dem Besuche Yvonne's bei seiner Frau und sein erstes Gefühl war das des Mißbehagens gewesen, doch die offenbare Wärme, mit welcher Espérance von der Herzogin sprach, der Bericht über das Benehmen der Letzteren waren genügend den ersten Eindruck in ihm wieder abzuschwächen, ja, er suchte sich zu überreden, daß in solcher Weise auch das frühere Freundschaftsverhältniß zwischen Yvonne und ihm am besten und natürlichsten wieder hergestellt werde. Hector war unter dem Drucke der größeren Sorge, die seit seinem letzten Besuche in Montseauvon auf ihm lastete, geneigt, Alles, was ihn früher beunruhigt, in weniger grellem Lichte zu erblicken. Jene Wolken, welche in den ersten Monaten seiner Ehe sich an dem Himmel seines Glückes gezeigt, schienen wieder geschwunden; auch Armands Wesen, das in seiner vollkommenen Beherrschung wie immer unergründlich blieb, war ihm nicht mehr so antipathisch, seit er sich zu der Ueberzeugung durchzukämpfen vermocht, daß seines Schwagers Charakter wohl einer Verirrung, doch niemals einer Ehrlosigkeit fähig sei. Der Marquis schien überdies jetzt mehr als je in seinem Dienste für das Königspaar aufzugehen, dessen Stellung mit jedem Monate, den sie in dem erzwungenen Aufenthalte zu Paris verlebten, unerträglicher wurde.

Die Gedanken Ludwigs XVI. wandten sich bereits der Möglichkeit einer Flucht zu, die ihn ent-

weder in die Vendée oder in den Süden führen sollte, um sich an die Spitze der dort herrschenden Bewegung gegen die Revolutionspartei zu stellen, aber er dachte ebensowohl daran im Auslande sich mit dem Heere der Emigrirten zu vereinen und mit der Hülfe der ihm befreundeten Großmächte sein halb verlorenes Reich zurückzuerobern. Die Verbindung, die der Hof mit Mirabeau anknüpfte und auf welche sich neue Hoffnungen des königlichen Paares stützten, ließ diese Fluchtpläne vorläufig noch in den Hintergrund treten. Wenn es unter den Männern der Revolution Einen gegeben, der dieselbe in andere Bahnen zu lenken verstanden, — der durch die Gewalt seines mächtigen Geistes diese drohenden Massen niederzuhalten und sie seinem eisernen Willen gefügig zu machen gewußt, so wäre es Mirabeau gewesen, den nicht der Abscheu gegen die Monarchie im Allgemeinen, sondern der Abscheu gegen den Despotismus, in welcher Form er sich zeige, in die Reihen der Volksmänner getrieben.

Mirabeau war kein Revolutionair im eigentlichen Sinne; er war Aristokrat in seinem Denken und Empfinden geblieben, auch als er die Auflehnung gegen die bestehende Staatsgewalt gepredigt; er wollte die ihm überflüssig erscheinenden Vorrechte des Adels aufgehoben sehen, weil sie ihm eine Verletzung der von ihm erstrebten Menschenrechte erschienen, er wollte die Macht des Clerus verringert wissen, weil sein eigener Bildungsgang denselben überflügelt und er dessen krankhafte Schäden einsah, er wollte

eine Aufhebung des Feudalstaates, dessen furchtbare Tyrannei er an sich selbst erfahren, aber er wollte keine Anarchie, wie sie die Jakobiner anbahnten, deren wüstes Treiben er verachtete, und selbst während er seine Partei zum Angriffe auf Ludwig XVI. und seine Rathgeber leitete, verlor er keinen Augenblick die Rechte des Königthums, wie der Regierung aus dem Gesichtskreise. Mit den ungewöhnlichsten Talenten ausgestattet, besaß er zugleich eine reiche, durch eigenes Leid geschärfte Erfahrung, eine hervorragende Menschenkenntniß, eine unvergleichliche Beobachtungsgabe.

Er wußte die Menschen nach ihren Leidenschaften zu nehmen, wie sie seinen Zwecken dienlich waren, denn er hatte die Tiefen der menschlichen Leidenschaft an sich selbst zu erproben Gelegenheit gehabt; er kannte die Mittel, die zum Erfolge führen, doch auch die Grenzen desselben und die Forderungen, die er im Geiste einer vorgeschrittenen Zeit für seine Partei erhob, überstiegen niemals jene Grenzen, welche er in seinem überlegenen Geiste sich selbst für das Wohl des zukünftigen Staates gesteckt. Aber dennoch gehörte dieser außerordentliche Mann keiner eigentlichen Partei, denn er bildete eine Partei für sich selbst; seine Anhänger zählte er in allen Kreisen, ja, er wußte die Menschen zu solchen zu machen, wenn er das Wort an sie richtete, wenn er eine Viertelstunde lang den Zauber seiner wunderbaren Beredtsamkeit an sie verschwendete. Man machte ihm den Vorwurf einer unbegrenzten Herrsch-

sucht und mißverstand ihn damit in seinem innersten Streben, wie man das Genie stets mißzuverstehen pflegt, das, unabhängig von allen anderen Bahnen, seinen eigenen Weg zur Höhe aufwärts sucht. Was in Mirabeau lebte, war nicht gemeine Herrschsucht — es war der ewige, der unversiegliche Kampf des Genies gegen die Gewalt, die Auflehnung des erlauchten Geistes gegen die bestehende, ihm ungerecht erscheinende Ordnung der Welt.

Die von der Gottheit der Unsterblichkeit geweihten Wesen fühlen ihren Platz auf dieser Erde, ohne daß ihnen oftmals die Macht gegeben, denselben zu erringen und sie fühlen gleichzeitig die Unterdrückung, welche für sie in dem Vorenthalten der ihnen als gebührend zukommenden Stellung liegt. Es giebt wenige große Männer, welche die Verfolgung eines widrigen Geschickes nicht an sich selbst erfahren, wenige, welche gegen die Gesellschaft, die sie anfangs entweder übersah oder gar verachtete, sich nicht innerlich oder äußerlich aufgelehnt. Das Genie verlangt nach Macht, doch nicht um einer hohlen Eitelkeit zu genügen, sondern um die Strahlen seines eigenen Selbst in weitesten Kreisen Jenen zu Theil werden zu lassen, welche in befangenem Dunkel leben, — um ungezählten, in den Fesseln dumpfer Vorurtheile Schmachtenden den Weg zu der eigenen lichten Höhe zu zeigen. Mirabeau trug in sich längst den Wunsch, der erste leitende Minister seines Landes zu werden, doch was er bezweckte war zum Heile desselben in weit höherem Grade geeignet, als die

ewig schwankende Friedenspolitik des Königs, als die wahnwitzigen Forderungen der in ihrem Taumel sich überbietenden Jakobiner und Cordeliers. Er hatte deßhalb die Verhandlungen mit dem Hofe im feurigem Eifer aufgenommen und man durfte sich von Neuem der Hoffnung hingeben durch die gewaltige Hand dieses Mannes die sinkende Monarchie gerettet zu sehen. Es war die letzte Hoffnung, welche den zum Verderben Bestimmten aufgehen sollte.

* * *

Yvonne von Noailles schien ihren Vorsatz mit aller Macht verfolgen zu wollen, Espérance's Freundschaft sich zu gewinnen; von Keiner ihrer neuen Bekannten erfuhr die junge Frau soviel Beweise warmer Herzlichkeit, so viele zarte Aufmerksamkeiten, als von ihr, die sie kurze Zeit zuvor als ihre Widersacherin gefürchtet. Die Equipage Yvonne's hielt fast täglich vor dem Hause, welches Hector und seine Gattin bewohnten; bald sollte Espérance die Herzogin auf einer Spazierfahrt begleiten, bald zu kurzem Besuche in ihr eigenes Hôtel kommen, wenn nicht sie selbst es vorzog in Espérance's Boudoir eine Stunde zu verplaudern.

Hector sah diese auffälligen Zeichen einer wachsenden Vertraulichkeit mit Befremden; er mißtraute Yvonne's aufrichtiger Freundschaft für seine Frau, wenn er sich der letzten Stunde des Alleinseins mit ihr erinnerte und unwillkürlich traten dann kleine

Züge in ihrem Benehmen ihm gegenüber in sein Gedächtniß, die er damals kaum beachtet und die dennoch unter dem Eindrucke des zuletzt Erlebten eine neue Bedeutung für ihn gewannen. Aber diese Erkenntniß hinderte ihn auch, Espérance vor einem zu innigen Verkehr mit der Frau zu warnen, deren Empfinden für ihn er seit Kurzem zu ahnen begann; war es Schonung für die einstige Freundin, war es die Wirkung eines anderen Gefühles, das Yvonne in nicht geringer Kenntniß des Männerherzens vorausgesetzt?

Er begnügte sich schweigend die Freundschaft seiner Frau mit der Herzogin zu dulden und die Letztere selbst nicht öfter zu sehen, als es mit der äußeren Form sich vereinen ließ. In Espérance's reine Seele vermochte kein Arg zu kommen; sie nahm das ihr entgegenbrachte Wohlwollen der Herzogin mit offener Freude entgegen und vergalt ihr dasselbe durch eine um so zärtlichere Theilnahme, seit sie entdeckt, daß die schöne, reich begabte Frau nicht glücklich sei. Dieses Mitleid war es zunächst, welches sie an Yvonne fesselte; in dem Bewußtsein des eigenen Glückes war es ihr ein Schmerz Andere leiden zu sehen und sie ahnte nicht, daß ihre neue Freundin sie um eben dieses Glückes willen haßte, wie der Hungrige den Schwelger an reich besetzter Tafel, wie der Gefangene den Freien, wie der zu ewigem Siechthum Verdammte den Gesunden haßt, in der Empörung über eine Ungerechtigkeit, die ihm selbst widerfahren, indem das Schicksal ihm die heißer-

sehnten Güter verweigerte, welche es dem Anderen ungeprüft zu Theil werden ließ.

Aber ihre Worte verriethen niemals etwas von den Gefühlen, die sie bei dem Anblicke dieses jungen, schönen, beneideten Geschöpfes ergriffen; sie mühte sich ihr stets zu wiederholen, wie sie an ihrem Glücke sich das eigene Herz erfrische.

„Es ist eine Freude, Euch zu sehen, Espérance,“ sagte sie, „Euer blühendes Antlitz, Eure lachenden Augen, welche die Seligkeit verrathen, die Euch erfüllt. Habt Ihr nicht Sorge, daß ein Glück, so übergroß wie das Eure, nicht von langer Dauer sein könne?“

Diese Worte wurden in dem kleinen Salon Espérance's gesprochen, als die Letztere an einem ihrer Empfangsabende ihre Gäste bei sich erwartete. Yvonne war eine Stunde früher gekommen, um, wie sie behauptete, ihre junge Freundin noch etwas für sich allein zu besitzen.

Espérance schüttelte lächelnd ihren zierlich frisirten Kopf, durch dessen dichtes Lockengekräusel eine Perlenschnur sich schlang, als sie erwiderte: „Mein Glück ruht in der Dauer von Hectors Liebe; was hätte ich zu fürchten, so lange ich ihn mein eigen nenne und mit ihm sein Herz?“

„Traut Ihr der Männer Beständigkeit so fest, um dieselbe keiner Wandlung fähig zu halten?“

„Ich kenne wenige Männer, außer Hector und meinen Bruder, und Beide halte ich für wenig wandelbar in ihren Neigungen. Armand hegt seit

langen Jahren in seinem Herzen die Erinnerung an einen begrabenen Jugendtraum; es ist dies der Grund, weshalb er sich nicht verheirathet.“

„Und Euer Gemahl?“ fragte Yvonne, als Espérance inne hielt.

Die junge Frau erröthete leicht. „Für Hector habe ich keine solcher Proben anzuführen,“ sagte sie heiter, „doch ich glaube an ihn, dies ist mir genug.“

Die Herzogin seufzte. „Beneidenswerthe Jugend, nicht allein durch sich selbst, beneidenswerther noch durch das Vertrauen in die Dauer ihrer Träume, durch das Vertrauen in die Menschheit, welches uns ach! so schnell entrissen wird!“

„Ist es nicht unsere eigene Schuld, wenn wir das Vertrauen zu den Menschen einbüßen?“ entgegnete Espérance. „Je mehr wir uns das Große, das Edle, welches wir im Leben sahen, vor die Seele führen, desto geringer wird der Eindruck werden, den wir von dem Schlechten empfangen.“

„So dachte auch ich einst,“ sagte Yvonne, „denn auch ich trat in das Leben, jung und rein und glücklich wie Ihr, Espérance. Ich hatte meine Kindheit in einem Kloster zugebracht, wo mir die besten Grundsätze eingeflößt worden und als ich dasselbe verließ, sagte man mir, daß ich die Braut des Herzogs von Noailles sei. Ich kannte ihn nicht, doch hatte man mich gelehrt, daß es die Pflicht des Weibes, den ihr bestimmten Bräutigam zu lieben und ich mühte mich, dieser Pflicht nachzukommen, welche mir nicht schwer erschien, da ich in dem

Herzoge einen Mann von gewinnendem Aeußern, von den besten Formen und ritterlicher Liebenswürdigkeit fand."

„Und er liebte Euch, Yvonne, nicht wahr? Ihr waret doch eine kurze Zeit wenigstens glücklich?"

Die Herzogin lächelte bitter. „Herr von Noailles hatte die erste Jugend hinter sich, als es ihm in den Sinn kam mich zu heirathen und er war zu Versailles erzogen, an jenem Hofe, welcher es für eine Unsitte, für eine Thorheit erklärte, seine eigene Frau zu lieben. Er hatte sich die Lehren seiner Standesgenossen wohl eingeprägt, er konnte sich sogar rühmen ein Beispiel für die Uebrigen geworden zu sein, welche der alten thörichten Unsitte zu folgen sich noch bemühten; er, Espérance, war von der Thorheit ja völlig frei, mich, sein sechszehnjähriges Weib zu lieben."

„Arme, arme Yvonne," sagte Espérance sanft, in tiefer Theilnahme. „Wie war es Euch möglich mit einander zu leben?"

„Man lernt so Vieles, auch das Verächtlichste, in der Welt des Scheines, die uns umgiebt," erwiderte Yvonne, „wir standen nicht vereinzelt mit unserer Ehe, die sich endlich kaum mehr Mühe gab, nach außen hin noch die gute Form zu wahren. Ich sah Aehnliches in den Kreisen, in welchen ich verkehrte, ich sah, wie Mann und Weib die eigenen Wege ihres Vergnügens gingen, unbekümmert um das Urtheil der ganzen Welt, nur weiß ich nicht, ob Andere die volle Größe ihres Elends so tief empfanden, die Schmach ihrer Herabwürdigung mit

leichterem Muthe trugen, als ich, denn ich hatte nie das Bewußtsein verloren, daß es Besseres gebe, als den Rausch vorübergehender Leidenschaft, in den ich mich stürzte, um die Verzweiflung meines Herzens zu vergessen, daß auf dieser Erde noch ein Glück vorhanden, welches mir versagt und welches dennoch in meinen Träumen mir vorschwebte: ein Glück, das frei von jeder Schuld!"

Sie hatte für eine kurze Zeit vergessen, daß es die Frau sei, welche sie als ihre Rivalin betrachtete, zu der sie sprach; die Bitterkeit der Rückerinnerung ließ sie für einige Minuten jedes andere Gefühl in den Hintergrund drängen. In die Stille, die sich einige Minuten gebildet, tönte das Rollen eines Wagens; Espérance's Wangen färbten sich unwillkürlich höher, es war ihr Gatte, der aus den Tuilerien heimkehrte.

Yvonne bemerkte den Sonnenglanz in den Zügen der jungen Frau, ihre unterdrückte Bewegung aufzuspringen und dem Gatten entgegenzueilen; die flüchtige Anwandlung weicheren Empfindens war vorüber, in der sie Espérance zur Vertrauten ihres Leides gemacht; die Gemahlin Hectors war jetzt wieder der Gegenstand ihres Hasses, ihres tödtlichen Neides geworden.

Sie warf einen eigenthümlichen Blick auf die strahlenden Züge der jungen Frau, um dann, als erzähle sie eine Geschichte, die nicht sie selbst berührte, fortzufahren: „Ich hatte lange lange umhergetastet, das echte Glück zu finden, nach welchem meine Seele

verlangte und ich glaubte es entdeckt zu haben, doch das Schicksal war abermals gegen mich, indem es unübersteigliche Hindernisse zwischen den endlich Gefundenen und mich stellte. Wir liebten uns, Espérance, und waren in Fesseln Beide, die wir zu lösen nicht den Muth hatten, um Andere nicht zu tief zu verwunden." Sie hielt noch immer ihre Blicke fest auf das Antlitz ihrer jungen Freundin geheftet, um zu erforschen, ob das Gift, welches sie ihr mit diesen Worten zu reichen beabsichtigte, seine Wirkung gethan. Doch Espérance, bei welcher jetzt der Gedanke an Hector das Interesse an Yvonne's Erzählung verdrängt, schien arglos geblieben, wie zuvor.

„Ich hätte von meinem Gemahl vielleicht meine Freiheit erlangt," sprach die Herzogin weiter, „doch ich wollte es nicht. Sie nutzte mir nichts, so lange ich bei jener Frau, die zwischen mir und meinem Glücke stand, nicht jenen Edelsinn antraf, der sich zu opfern fähig um des Geliebten willen, der nicht zurückzutreten vermag, um einer Nebenbuhlerin neidlos Platz zu machen. Und wir trennten uns, Espérance, weil es die Pflicht gebot; es blieb mir nichts, als die Erinnerung an das, was ich aufgegeben und eine Locke von dem Haar jenes Mannes, die ich als einzige und theuerste Erinnerung stets bei mir trage."

Sie löste eine goldene Kapsel von ihrem Halse und zeigte sie geöffnet Espérance. Die junge Gräfin nahm dieselbe in ihre Hand; es lag auf blauem

Atlasgrunde eine Locke dunkelblonden Haares darin, bei dessen Anblick sie fast wider ihren Willen ein leises Beben durchzuckte; schweigend legte sie die Kapsel in die Hand Yvonne's zurück. Diese hatte das Erschrecken Espérance's wohl bemerkt; es blitzte wie Triumph in ihren Augen auf, doch sie führte das Gespräch nicht weiter fort; ruhig, als hätte sie nicht soeben die schmerzlichste Enthüllung ihres Lebens gemacht, begrüßte sie im nächsten Augenblicke den eintretenden Hector, der mit seinem Vater, dem Grafen Roquenville, soeben erschien.

Sie beachtete es scheinbar auch nicht, daß aus den Augen Espérance's ein rascher Blick zu ihrem Gemahl hinüberflog; er haftete auf dem dunkelblonden reichen Haar desselben, das Hector heute ungepudert trug und die Wangen der jungen Frau hatten plötzlich ihre blühende Farbe verloren, während ihr Herz ein rascher stechender Schmerz durchzuckte — sie war sich nicht klar, warum.

Yvonne plauderte inzwischen unbefangen mit dem älteren Grafen Roquenville. „Ich hätte nicht gedacht Euch hier zu sehen, lieber Graf," sagte sie mit bezauberndem Lächeln, „doch hätte uns Allen gewiß keine angenehmere Ueberraschung zu Theil zu werden vermocht. Wie wird Herr von Noailles sich freuen, der in einer halben Stunde hier sein kann und sicher nicht vermuthet, noch heute seinen besten Freund begrüßen zu dürfen!"

„Es ist zuviel der Gnade fast, die ich erwarten konnte, von Euch, Madame, mit solchen Worten

empfangen zu werden," erwiderte Graf Octave artig, „wir Landedelleute erleben es weit öfter, dem Vergessen anheimzufallen, in das wir freiwillig uns begeben, wenn wir der strahlenden Sphäre von Versailles uns entzogen. Die Welt geht über uns hinweg, um neuen, würdigeren Erscheinungen Platz zu machen."

„Meint Ihr, daß diese würdiger seien, als die alten und erprobten Freunde?" entgegnete Yvonne. „Nicht doch, Graf, was gäbe es Werthvolleres, als alte Freundschaft, die mit unserer Jugend Erinnerungen sich verband? Und eine solche besteht zwischen Euch und uns und wird, wie ich hoffe, lange noch bestehen."

„Wenn sie der Dauer Eurer Jugend gleicht, so wird sie ewig währen," war Graf Octave's Antwort.

Yvonne lächelte.

„Ihr habt zu Montseauvon die Sprache von Versailles nicht verlernt, Graf, doch ist Eure Schmeichelei nicht mehr am Platze für mich. — Sagt lieber, was Euch so unvermuthet hierher führt?"

„Der Grund, der die letzten Getreuen des Königreiches um unseren erhabenen Herrn gesammelt, Herzogin," sagte Graf Roquenville ernst, „ich wollte dort sein in der Stunde der Gefahr, wo ich meinem Sohne seinen Platz gewiesen."

„Und Euer Besitzthum?"

„Ist mir auf diese Weise, wie auf jede andere verloren; ich nahm von meinem Schlosse Abschied

in der Ueberzeugung es nie, oder nur in Trümmern wiederzusehen."

Der Eintritt Armands, der vor Kurzem von seiner Reise zurückgekehrt, unterbrach das Gespräch; er begrüßte seine Schwester mit einem Kusse auf ihre Hand und dann die Herzogin, deren lebhafte Fragen nach seiner Reise und deren Erfolgen er sehr höflich, jedoch mit ausgesuchter Kürze beantwortete. Ihm war Yvonne nicht besonders sympathisch; sein Blick ruhte prüfend auf seiner Schwester, in deren Zügen ihm nicht die leiseste Veränderung zu entgehen pflegte.

„Was ist Dir, Liebling?" flüsterte er ihr zu, als er sie einen Moment unbeobachtet sprechen konnte. „Du bist so bleich heute."

„Nichts, Armand," antwortete sie ausweichend, „ich fühle mich nicht wohl — das ist Alles."

„So hättest Du den Empfang absagen können, weshalb willst Du Dich unnütz anstrengen?"

„Ich hatte es der Herzogin versprochen und dann —"

„Und dann," wiederholte er, als sie schwieg.

„Dann war es eine mir liebe Veranlassung, Dich nach so langer Zeit wieder bei uns zu sehen," sagte sie innig. „Ich hoffte, daß Du heute kommen würdest."

„Dank Dir dafür!"

Die übrigen Gäste fanden sich nach und nach ein; Espérance machte in anmuthiger Weise die Honneurs ihres Hauses, Hortense leistete darin ihr Beistand, doch auch ihr entging es nicht, daß die

junge Gräfin zerstreuter und stiller war, als sonst. Unter den anwesenden Herren hatte ein lebhaftes Gespräch sich entsponnen, welches in natürlicher Folge sich um die Ereignisse des Tages bewegte; es war Niemand ein Geheimniß mehr, daß Mirabeau seine Hülfe dem Königspaare zugesagt und man versprach sich von seinem Wirken den besten Erfolg. Der geniale Mann, von seinen Standesgenossen lange Zeit als ein Abtrünniger betrachtet, begann in ihren Augen jetzt eine ungeahnte Bedeutung zu erlangen; in der unumschränkten Gewalt, welche er über die Parteien ausübte, erblickten diese halbgestürzten Aristokraten die Wiederherstellung der ihnen selbst bereits gänzlich entzogenen. — Man erzählte sich mit Genugthuung seine letzten Erfolge in der Nationalversammlung, seine zündende Rede gegen Barnave, sein energisches Auftreten gegen Marat, Robespierre und die übrigen Jacobiner.

„Diese schrecklichen Volksmänner,“ klagte Yvonne gegen die sie umgebenden Herren gewendet, „thäte man nicht besser den Andern zu folgen, welche ihrem Wüthen längst entflohen, bevor sie uns vielleicht ermorden? Wirklich, wenn mich nicht der Wunsch des Herzogs hielte, ich hätte ebenfalls das schlimme Paris verlassen, das man in seinem jetzigen Zustande kaum wiedererkennt, so wie es einstens war.“

„Könntet Ihr grausam genug sein, uns auch Eurer Gegenwart berauben zu wollen, da wir auf so Vieles schon verzichten lernen mußten,“ fragte der Baron von Fontenay, „um so mehr, da wir

Euch nicht zu folgen vermögen? Uns hält hier unsere Pflicht."

„So sagt es mir mein Mann und deshalb werde ich gezwungen sein, mich anderem Schutze anzuvertrauen, wenn wirklich mich die Furcht aus diesen Mauern treibt. Wißt Ihr, Graf Roquenville, daß ich für diesen Zweck mir bereits einst Euren Sohn gesichert? Er hat versprochen mich zu schützen, wann immer ich es begehre."

Die Worte waren laut genug gesprochen, um nicht nur das Ohr dessen zu erreichen, an den sie gerichtet, sondern auch das Espérance's, die in der Nähe der Herzogin stand und ebenso das Hectors, welcher soeben einige Worte mit Hortense wechselte. Espérance bemerkte, daß eine schnelle Röthe das Antlitz ihres Gatten überzog; war es Unwillen über die Worte Yvonne's, war es Röthe des Schuldbewußtseins? Graf Roquenville blickte etwas überrascht, doch er erwiderte in ruhigem Tone: „Wenn mein Sohn ein solches Versprechen leistete, ist er jederzeit verpflichtet es zu halten, sobald es seine eigene Pflicht erlaubt. Damen zu beschützen, ist dem Edelmanne Gebot."

Hector schien die Worte der Herzogin, wie seines Vaters, zu überhören; er wandte sich von Neuem zu der Gruppe der Cavaliere mit anscheinend reger Aufmerksamkeit ihren Berichten lauschend.

„Man erlebt seltsame Dinge heut zu Tage in Paris," rief soeben Herr von Vigier, „gestern, als ich über den Grèveplatz schreite, erhalte ich den

Gruß eines Officiers von der Nationalgarde, der mich mit frechen Blicken mustert. Wer war es? Mein ehemaliger Kammerdiener, den ich vor zwei Jahren fortgejagt, um ihn hier in zweifelhafter Ehrenstellung wiederzufinden."

„Das setzt mich nicht in Erstaunen," bemerkte Armand, „ich habe aus meinen eigenen Dörfern hier verschiedene Bekannte angetroffen, die es sich in ihrem früheren Berufe schwerlich träumen ließen, dereinst unter den Vertretern des Volkes eine Rolle zu spielen."

„Auf einen Eurer früheren Untergebenen habt Ihr sicher Ursache stolz zu sein," lachte Fontenay, „sagtet Ihr mir nicht, daß der junge feurige Redner, den wir gestern hörten, Eures Pächters Sohn, Euer Gutshöriger sei?"

„Gewiß, Henri Lablache ist eines meiner Dorfkinder," bestätigte der Marquis, „er ist ein begabter, jedoch äußerst leidenschaftlicher Mensch, von welchem man sich so ziemlich Alles erwarten darf, wenn jene Leidenschaften gereizt sind. Seine Freundschaft mit den Cordeliers kennzeichnet seine Gesinnung."

„Er besitzt einen freigebigen Beschützer in der Person seines Oheims, eines amerikanischen Millionärs, der keine Mühe und keine Kosten gescheut hat, seinen Neffen populär zu machen, Bertrand Delavigne, den Freund Lafayettes und Baillys," sagte der Graf von Narbonne.

„Ah, Delavigne," bemerkte der Baron von Valory, „ihn lernte ich vor Kurzem persönlich kennen,

als er mit mir in Kaufverhandlung über das Hôtel meiner Tante, der Marquise von Roche-Aymon, trat. Kein übler Mann für einen Bürgerlichen; er muß unermeßlich reich sein."

„Wie ich höre hat er den Palast gekauft," sprach Armand, „das Wappen ist bereits entfernt."

„Ja, er hat, ohne sich zu besinnen, 400,000 Frcs. dafür gezahlt," antwortete der Baron, „und läßt ihn jetzt mit fürstlicher Pracht einrichten. Ich konnte mich nicht enthalten ihn zu fragen, zu welchem Zwecke er ein so großes Haus brauche, da er, soviel ich weiß, nicht verheirathet ist."

„Nun, und er antwortete?" fragte einer der Cavaliere.

„Er sagte mir, daß er das Hôtel für seinen Sohn einrichte, dessen Ankunft er in Kurzem erwarte; wahrscheinlich ist dieser noch in Amerika."

Hector, der sich unter der Gruppe der Sprechenden befand, gewahrte, welche Qual seinem Vater dieses Gespräch verursache; er wandte sich hastig ab, um zu Hortense zu treten, die soeben den Dienern einige Anweisungen in Betreff der zu reichenden Erfrischungen ertheilte.

„Ihr seid die fürsorgende Fee meines Hauses, so wie ich Euch zu Arvillers als solche kennen lernte," sprach er lächelnd, „wie habe ich Euch zu danken, daß Ihr unsere Einladung angenommen, welche für uns eine Wohlthat in sich schließt."

„Ihr überschätzt meine Verdienste, Graf Hector," erwiderte Hortense, „ist es mir nicht eine Freude,

Espérance die leichte Last ihres jungen Haushaltes tragen zu helfen?"

„Ihr habt meine Frau bereits dermaßen verwöhnt, daß sie Euch niemals wieder fortzulassen gedenkt," scherzte er, „und mich verwöhntet Ihr gleichzeitig mit ihr, da ich Espérance seitdem völlig für mich in Anspruch nehmen darf."

Yvonne beobachtete aus einiger Entfernung das Gespräch Hectors mit dem Fräulein von Viomesnil; sie wußte, wie hoch der Erstere seine Hausgenossin schätzte; seltsam, daß Espérance nicht auf das schöne Mädchen eifersüchtig wurde, wie sie es selbst in diesem Augenblicke bereits war, als sie sich fragte, welches die Gefühle Hortense's dem jungen Hausherrn gegenüber seien, der ihr mit so offener Herzlichkeit begegnete. Armand näherte sich in diesem Augenblicke den Sprechenden; Yvonne bemerkte, trotz der äußerlich ruhigen Miene Hortense's den leichten Farbenwechsel, der ihr Antlitz bei seiner Anrede überflog.

„Sie liebt den Marquis," sagte die Herzogin befriedigt zu sich selbst, „sie vermag mir keine Gefahr zu bringen."

Und sie winkte Hector mit dem Fächer zu ihr zu kommen, um ihn in eine jener Plaudereien zu verwickeln, in welchen sie Meisterin und die in ihrer zur Schau getragenen Vertraulichkeit mehr für die Zuhörer, als die Betheiligten berechnet war.

Die Herzogin hatte sich überzeugt, daß sie ihre Taktik in Betreff des jungen Paares, dessen Glück

sie zu zerstören entschlossen war, ändern müsse und so hatte sie es vorgezogen, Hector offenkundig mit einer Gunst auszuzeichnen, die ihn selbst in Verwirrung setzen, Espérance jedoch unfehlbar mit Mißtrauen erfüllen mußte. Yvonne war sich klar bewußt, welche Gefahr in den geäußerten Zweifeln gegen den Gatten für die Frau selbst liege, die unklug genug ist, ihre Besorgniß vor der Nebenbuhlerin nicht zu verbergen, sie wußte, daß es öfter ein Mittel sei, den in seiner Treue Angegriffenen von der Gattin zu entfernen, als ihn zu der angestrebten Einsicht zurückzuführen, daß er im Begriffe, unrecht zu handeln.

Es ist ein eigen Ding, wenn ein Mann sich gezwungen fühlt, die Frau zu vertheidigen, welcher er huldigte, sei es, daß die Vertheidigung aus Achtung für dieselbe, sei es, daß sie aus einer Regung des bösen Gewissens seinerseits entsteht.

Die Worte, die er für sie spricht, bringen sie ihm in dem Maße näher, wie sie ihn von der eigenen Gattin zu entfernen vermögen, deren Befürchtungen ihm vielleicht noch grundlos, doch ebenso unbequem erscheinen, — die Eifersucht der Frau ist für die Rivalin oft das beste Hülfsmittel zu ihrem Ziele zu gelangen.

Yvonne wußte, daß Espérance's Gefühle für sie im Anfange ihrer Ehe nicht weit von diesem Punkte entfernt gewesen; die erschütternden Ereignisse zu Versailles, welche ihr fast den Gatten geraubt, hatten diese Empfindungen in ihr zurückgedrängt

in dem weit mächtigeren eines überwältigenden Dankes den Geliebten sich erhalten zu sehen. Yvonne nahm sich vor, dafür zu sorgen, daß jenes erste Gefühl von Neuem lebhafter in der jungen Frau erwache und es ihr auf solche Weise gelinge, Hector von sich zu entfernen, dessen bemitleidenswerthe Schülerliebe — so nannte es die Herzogin — unmöglich von ewiger Dauer sein konnte.

Armand hatte währenddessen Hortense begrüßt und mit dieser geringen Aufmerksamkeit einen hellen Sonnenstrahl in das Herz des ernsten Mädchens geworfen. Sein Wesen athmete bei aller Achtung, die er ihr entgegenbrachte, die nämliche Gleichgültigkeit, welche er allen Frauen gegenüber zur Schau trug; doch war es nicht schon genügend von ihm geachtet zu werden, wenn es ihm unmöglich, sie zu lieben?

Es waren Anfangs gleichgültige Dinge, die er zu ihr sprach; er fragte danach, wie sie die letzten Wochen mit Espérance verbracht, während welcher er sie nicht gesehen, er erwähnte seines Aufenthaltes in Coblenz, nur von Arvillers und den sich an die Heimat knüpfenden Erinnerungen sprach er nicht. Er setzte voraus, daß Hortense die Mittheilung angehört, die unter den ihn umgebenden Cavalieren über Henri Lablache gemacht worden und sein Zartgefühl verbot ihm durch eine Erwähnung seines früheren Wohnortes sie an die dort lebenden Personen und mit ihnen an den Mann zu erinnern, der seiner Ansicht nach mit seiner Liebe sie beleidigt.

„Während meiner Abwesenheit von Paris," bemerkte er, „hat sich für Espérance eine neue Freundschaft gebildet, die mich überraschte. Seit wann bevorzugt Frau von Noailles meine Schwester in so auffälliger Weise? Und findet Ihr die plötzliche Zuneigung der Herzogin nicht ebenso befremdend, wie ich?"

„Befremdend und nach meinem Gefühle nicht günstig für Espérance," erwiderte Hortense offen, „doch wollte ich Eure Schwester nicht durch eine voreilig geäußerte Meinung kränken."

„Euch ist die Herzogin, wie mir scheint, ebenfalls nicht sympathisch?" fragte Armand.

„Ich bedaure fast es aussprechen zu müssen, — nein, denn ich zweifle an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung für Espérance."

Armand schwieg einen Augenblick.

„Welche Gründe habt Ihr dafür, dies anzunehmen, Hortense?"

„Gründe so eigentlich nicht; mich warnte nur ein unerklärliches Gefühl vom ersten Momente an vor ihr."

„Es war das Gefühl Eurer treuen Liebe für meine Schwester," sagte der Marquis mit Wärme, „wie danke ich Euch dafür, Ihr guter Schutzgeist meiner Espérance."

Sie fühlte, wie sie erglühte, verwirrt senkte sie vor seinem Blicke den ihren; er bemerkte es, doch ihre Bewegung mißverstehend, fügte er lächelnd hinzu: „Ihr habt es noch nicht verlernt, bei jedem

verdienten Lobspruche zu erröthen, den man sich gedrungen fühlt, Euch zu ertheilen; man müßte es gänzlich vermeiden, als die größte Anerkennung, die man Euch zu zollen fähig, denn Alles, was Ihr thut, pflegt stets vollkommen zu sein."

„Eure Gewohnheit war es sonst nicht zu schmeicheln, Marquis," erwiderte Hortense, sich fassend.

„Es liegt mir auch jetzt nichts ferner, als dieses," sprach er ruhig. „Ihr wißt, wie sehr wir Alle Euch verehren."

Hortense's Herz durchzitterte ein tiefes Weh; was wollte all jene Verehrung, die man fast gezwungen war, ihren Tugenden darzubringen, im Vergleiche zu einem einzigen Aufflammen jenes echten Empfindens bedeuten, welches, statt des Opferweihrauches kühler Anerkennung, die Wonnen des Paradieses spendet?

„Doch blickt einmal dorthin," fuhr Armand fort, sein Auge über die Gesellschaft gleiten lassend, „die Herzogin scheint ihre Freundschaft für Espérance auf meinen Schwager auszudehnen, der sie freilich schon früher einmal besaß, wie ich erfuhr. Welche lebhafte und, wie es scheint, sehr interessante Unterhaltung!"

„Ich kann nicht entdecken, daß Hector ein gleiches Vergnügen daran bekundet, wie Frau von Noailles," entgegnete Hortense. „Es scheint indessen ihm wohl unmöglich, sich davon zu befreien."

„In der That, er sieht ziemlich verdrießlich aus,

was ich bei dieser mehr als indiscreten Gunst begreiflich finde. Ich hoffe, daß Espérance verständig genug sei, dieses seltsame Benehmen der neuen Freundin von einem richtigen Standpunkte aus zu beurtheilen."

„Hector liebt seine Frau zu aufrichtig, um ihr Anlaß zur Besorgniß zu geben und Espérance hat volles Vertrauen zu ihm; fürchtet nichts, Marquis, für Beider Glück."

Sie sprach die letzten Worte mit einiger Betonung; Armand warf einen rasch prüfenden Blick auf sie.

„Ich fürchte nichts, Hortense, denn ich werde mich bemühen, wie ich es stets gethan, über meiner Schwester Glück zu wachen und hat sie Euch nicht an ihrer Seite, ihre Unerfahrenheit Eurem klaren Blicke anzuvertrauen, der schärfer als sie, in das Leben schauen lernte, weil Euch der Schutz behütender Liebe darin fehlte? — Doch es ist Zeit, jenes Gespräch dort drüben zu unterbrechen; ich sehe mich genöthigt, Dame Yvonne nochmals meine Ehrfurcht zu Füßen zu legen."

Fünftes Kapitel.

Der 2. April des Jahres 1791 naht seinem Ende. In einem mit großer Pracht ausgestatteten Zimmer eines Hauses in der Chaussee d'Antin liegt auf dem Ruhebette dahingestreckt ein todtkranker Mann. Das gewaltige Haupt, das sich gegen die Kissen stützt, erscheint für den ersten Augenblick von entschiedener Häßlichkeit, es trägt starke unregelmäßige Züge, welche die Blattern und mehr als diese noch, die tiefen Linien entstellen, die ein wildes ausschweifendes Leben in das Antlitz des Menschen zeichnet, es trägt sinnlich aufgeworfene Lippen, düster glühende Augen unter einer mächtigen Stirn, welche zu dem Vergleiche Anlaß gegeben, jener Mann trage den Kopf eines Ebers auf dem Körper des Riesen, den ihm die Natur verliehen.

Aber es ist dennoch ein Etwas an diesem in der Form so unschönem Haupte, das den Beschauer unwillkürlich fesselt, — das ihn von Neuem und immer wieder in diese Züge blicken läßt, aus denen jenes Unerklärliche spricht, das weder Alter, noch Krankheit, noch Tod in einem Antlitz auszulöschen

vermögen, — jenes Etwas, das die Sympathie der auserwählten Geister, das den Haß der Mittelmäßigen, das die Bewunderung der Menge erweckt, — das die Schönheit rückhaltslos besiegt, weil es ein Schmuck der Schönheit selbst zu sein vermag: — der Stempel des Genius, der auch die Häßlichkeit in höchsten Reiz zu wandeln fähig ist.

Es wäre schwer zu sagen gewesen, worin sich dieses räthselhafte Etwas in den Zügen des Mannes mit dem Eberkopfe geäußert, auf den der Tod bereits die erstarrende Hand gelegt; war es der Aufblitz dieses großen und doch schon umflorten Auges, war es der wechselnde Ausdruck, welcher, ähnlich dem Schatten, der an hellen Tagen an der Sonne vorübergleitet, um ihr Licht um so blendender aufstrahlen zu lassen. jeden Gedanken eines rastlos arbeitenden Geistes, jede Regung einer stürmisch bewegten Seele auf dieses sterbende Antlitz zauberten?

Die Vergangenheit mit ihren zahllosen Verirrungen, ihren noch zahlloseren Schmerzen, die bis in die innersten Tiefen aufgewühlte Gegenwart, die Gespenster einer grausigen Zukunft für das Land, dessen Wohl und Wehe er für eine kurze, allzu kurze Zeit in der Hand zu halten gemeint — sie zogen Schemen gleich an dem geistigen Auge dieses Mannes vorüber, der wenige Stunden zuvor die bedeutungsschweren Worte gesprochen: „Ich nehme die Thränen der Monarchie mit in mein Grab. Von jetzt an werden die Aufrührer sie zerreißen und in die Stücke derselben sich theilen.“

Ja, er fühlte, daß sein Tod zugleich der Tod jener Monarchie, die er zu retten versprochen, er fühlte, daß es auf dem Wege, den die Revolution eingeschlagen, keine Fortdauer eines geordneten Staatswesens mehr gebe, welches die Willkür der großen Massen unter das Gesetz des Einzelnen zwingt, daß die Parteien, die er bekämpft, seit er sich der Sache des Königthumes angeschlossen, mit furchtbarer Consequenz die Souveränetät des Volkes in das Werk zu setzen begonnen, daß es nur eines geringen Anlasses noch bedürfe, um jene andere Souveränetät völlig zu stürzen, welche ihn als ihren letzten Halt, ja, als ihre Rettung aus drohendem Verderben betrachtete. Er war sich bewußt, daß es ihm möglich gewesen sein würde, all jene Mittelmäßigen, die sich zur Herrschaft emporzuarbeiten suchten, mit seiner überlegenen Kraft im Zügel zu halten, sie endlich nach seinem Willen zu leiten, der an Stärke den ihren übertraf; er hatte ihrer Anstrengungen gelacht, mit der sie seinem Wirken sich entgegenstellten; — es ist eine Anerkennung des Talentes, die untergeordneten Geister als Feinde vor sich zu haben und der Mann mit dem Eberkopfe genoß diese Anerkennung, die zugleich ein Auflehnen gegen die Gewalt in sich schloß, welche er ausübte.

Doch jetzt war diese Gewalt an ihrem Ende angelangt und er wußte, daß es seine eigene Schuld, durch welche er dieses Leben gekürzt, das er einem letzten großen Werke weihen wollte. Er wußte, daß

es die Sünden seiner Vergangenheit waren, die ihn um jenen Preis betrogen, nach welchem seine dürstende Seele rang, daß er sterben müsse, einem Meteore gleich, welches glänzend am Firmamente emporgestiegen, um im nächsten Augenblicke, schnell wie es erstanden, in die ewige Nacht zu sinken.

Und er gedachte jener stolzen, schönen Frau, welche ihm im Garten von St. Cloud zum ersten Male entgegengetreten, nicht mehr die Königin eines mächtigen Reiches, — nicht mehr die gebieterische Tochter Maria Theresia's, — eine hülfesuchende, vom Schicksal verfolgte Frau, eine geängstigte Gattin, eine für ihre Kinder flehende Mutter, welche rückhaltslos ihm ihre Bedrängniß, wie ihre sich steigernde Sorge enthüllt. Er gedachte jenes Kusses auf ihre weiße Hand, mit dem er ihr die Rettung der Monarchie gelobt, — er gedachte, daß er sein Wort nicht mehr zu halten fähig sei, und er schloß die Augen, um noch einmal vor seines Geistes Blicken jene zarte durchsichtige Hand zu sehen, die ihm so bleich, so bleich erschienen, als spräche sie ihm von dem Seelenleiden ihrer Eignerin, welche dennoch erst in ihrem Beginne gewesen, um — er wagte den Gedanken nicht zu verfolgen — sich zur Folterqual der Verdammniß zu steigern.

Auf der Straße ließ sich jenes dumpfe Brausen vernehmen, das die Anwesenheit einer großen Volksmasse verkündet, die monotone Stimme eines Ausrufers tönte dazwischen, der der harrenden Menge

etwas mitzutheilen schien. Ueber das Gesicht des sterbenden Mannes fliegt ein Lächeln.

„Sie verlangen zu wissen, wie es mir ergeht," spricht er zu den ihn Umgebenden. „Sagt ihnen, — wenn sie von Neuem an meine Thür kommen, — jene Kanonen, die dort über das Marsfeld dahindonnern — sie verkündigen das Leichenbegängniß des Achill!" — — —

* * *

Es war am folgenden Tage, als der Marquis von Brissac langsamen, fast zögernden Schrittes zur Stunde seines gewöhnlichen Dienstes die Tuilerien betrat. Er wußte, daß die Königin ihn erwarte und er scheute sich dennoch vor ihr zu erscheinen, um ihr von Neuem eine jener Botschaften zu überbringen, welche für die königliche Familie ein neuer Schlag sein sollte. Doch es bliebt ihm keine Wahl; in dem Vorzimmer Marie Antoinette's kam ihm einer der Edelleute des Dienstes mit der Meldung entgegen, daß die Königin kurz zuvor nach ihm gefragt; eine Minute später stand er vor seiner Herrin, die seine tiefe Verbeugung mit einem leichten Nicken des Hauptes erwiderte.

„Ich sandte bereits nach Euch, Marquis," redete die Königin in sichtlicher Erregung ihn an, „man sagte mir, daß Ihr meinem Auftrage gemäß Euch in das Haus des Grafen Mirabeau begeben; theilt uns mit, wie es mit ihm steht; der König und ich

sind voller Unruhe über seinen Zustand, von dem man uns berichtete, daß er nicht ohne ernstliche Gefahr sei."

Armand zögerte ein wenig. „Ich bin sehr unglücklich, der Ueberbringer einer Botschaft zu sein, welche Eure Majestät nicht unbewegt lassen wird," erwiderte er ehrerbietig. „Meine Erkundigung nach dem Befinden des Kranken kam zu spät — Graf Mirabeau ist heute Nacht gestorben."

Es ging wie ein leiser Ruf des Schreckens durch die Reihen der im Zimmer Versammelten, die Königin selbst war leicht erblaßt; sie vermochte die Bedeutung dieses Todesfalles zu ermessen, der sie in einem Augenblicke traf, in welchem sie von Neuem der Hoffnung Raum gegeben.

Marie Antoinette erhob sich. „Ich muß den König sprechen," sagte sie. — „Weiß er es bereits?"

„So viel mir bekannt, noch nicht, Majestät."

Sie neigte das Haupt. „Wartet hier, Marquis, bis ich Euch rufen lasse."

Die Königin verließ das Gemach, in welchem sich nach ihrer Entfernung ein lebhaftes Flüstern erhob.

„Was nun?" Die Frage schwebte auf Aller Lippen, — sie bewegte mehr denn je die Herzen jenes Restes der Getreuen, welche der eigenen Sicherheit die Pflicht vorgezogen, schützend an dem Throne dieses dem Unglücke geweihten Fürstenpaares zu stehen, mit derem Geschicke auch das ihre sank.

„Was nun?" Die Frage legte sich jetzt der

rathlose König vor, der so fest auf jenen eben Gestorbenen gebaut und sich von Neuem in das Meer der peinigendsten Ungewißheit geschleudert sah. „Was nun?"

Aus der unerträglichen Lage, in welche er sich versetzt fand, gab es drei Mittel ihn zu retten. Das eine war ein Vorschlag, welchen Mirabeau ihm hinterlassen: sich mit den Seinen nach Compiègne zu begeben und an der Spitze der dort versammelten Truppen nach Paris zurückzukehren. Der andere gebot ihm die Hülfe der fremden Mächte anzurufen, der dritte, und dieser ging von dem Reste der Partei aus, welche die nächste Umgebung des Hofes bildete, rieth ihm, durch die Flucht sich der unwürdigen Behandlung zu entziehen, welche ihm und der Königin seit zwei Jahren widerfahren.

Dem ebenso einfachen, als kühnen Plane Mirabeau's zu folgen, hinderte den König die eigene Unentschlossenheit. Ludwig war nicht ohne Muth, aber dieser Muth war weit eher der des Duldens, als des raschen Handelns, wie derselbe stets die Eigenschaft passiver Naturen sein wird, deren langsam arbeitender Geist die Folgen ihrer Handlungsweise selten oder nie zu überschauen vermag. Der König pflegte nie dem ersten Rathe zu folgen, der ihm gegeben ward; er ließ sich zehn, zwölf, zwanzig vorlegen, um endlich aus der Menge derselben denjenigen herauszusuchen, welcher seiner Schwerfälligkeit entsprach, gleichviel, wie wenig sich ein solcher für den gedachten Zweck eignete.

Es war fast eine Stunde, nachdem Armand die Nachricht von dem Tode Mirabeau's in das Schloß gebracht, als der Marquis in das Kabinet des Königs beschieden wurde, in welchem dieser in lebhaftem Gespräche mit Marie Antoinette bis jetzt geweilt. Auf den Wangen der Königin zeigten sich Thränenspuren, Ludwigs ernste, sonst wenig erregbare Züge waren ungewöhnlich erhitzt.

„Ich ließ Euch rufen, Marquis von Brissac," redete der König den sich tief Verneigenden an, „um Eurer Hand eine Botschaft anzuvertrauen, die für die Königin und mich von höchster Wichtigkeit und die ich deshalb Eurer, uns schon mehrfach bewährten Treue überantworte. Die Schreckensnachricht, die uns heute wurde, läßt als dringende Pflicht es uns erscheinen, jetzt uns selbst zu helfen, da jeder Beistand, den wir von außen her erwarteten, uns durch das Geschick verweigert scheint. Man hat mir in den letzten Monaten gerathen, nach Montmedy, oder ganz in das Ausland zu fliehen, doch bevor ich es unternehme, mich heimlich mit den Meinen aus Paris zu entfernen, will ich noch eine Entscheidung aus Wien erwarten, welche mich über die Schritte unterrichtet, die Se. Majestät der Kaiser im Interesse Unserer und Frankreichs Rettung zu thun gedenkt. Ihr wißt, Marquis, daß der geheime Briefwechsel, den ich mit dem Kaiser führte, durch Mirabeau's Freund, La Marck und den Grafen Mercy ging, doch der Erste ist todt, die

beiden Anderen in Belgien, ich sehe keinen Weg jetzt, ohne Gefahr der Entdeckung, ein Schreiben der Königin nach Wien gelangen zu lassen."

„Eure Majestät befehlen, daß ich selbst es dorthin bringe?" fragte Armand, als der König inne hielt.

„Ja, Marquis, und ich sowohl, als die Königin wissen, welchen gefahrvollen Dienst wir damit von Euch heischen. Es wird von Tage zu Tage schwieriger, dem Spionirsysteme Jener zu entgehen, die jetzt an meiner Stelle," — der unglückliche König seufzte tief, „Frankreich zu regieren behaupten."

„Mein Leben gehört dem Dienste Eurer Majestäten," antwortete Armand ruhig, „um der mir anvertrauten Sendung willen ist es meine Pflicht, es zu erhalten zu suchen, doch falle ich auf dem Wege, den ich zu nehmen habe, so ist es der schönste Tod, der mir beschieden sein könnte, denn ich erlitt ihn für meinen königlichen Herrn."

„O Marquis," sagte die Königin in tiefer Bewegung, „wir sind nicht mehr so reich an Freunden, um ohne Schmerz die wenigen sich für uns opfern zu sehen, die uns wahrhaft treu geblieben. Denkt an das Schicksal des Marquis von Favras, das sich für uns zum bittersten Vorwurfe wandelte."

„Favras erfüllte seine Pflicht als Diener Eurer Majestät, als französischer Edelmann, indem er mit seinem Schweigen seine Mission deckte," erwiderte der Marquis. „Er starb seinem Worte, wie seiner

Ehre getreu, so wie ich selbst es mir zu sterben wünsche.“ *)

„Auf dem Schaffot, das er bestieg, um uns nicht preiszugeben.“

„Auch das Schaffot vermag ein Ehrenplatz zu werden, wenn es die Treue war, die uns bis dorthin führte,“ sagte Armand, die leuchtenden blauen Augen auf die Königin heftend, welche mühsam die aufsteigenden Thränen bezwang, „wann befehlen Ew. Majestät, daß ich abreise?“

„So bald Ihr könnt, Marquis,“ antwortete Ludwig XVI.

„Dies wäre in zwei Stunden, ich bedarf nicht weiterer Zeit für meine Vorbereitungen,“ sagte Armand, „doch ist es mir erlaubt, Ew. Majestät Aufmerksamkeit auf eines noch zu lenken?“

„Sprecht immerhin; ein Rath, den Ihr uns gebt, kann nicht anders als ein guter sein.“

„Ich will die Möglichkeit nicht voraussetzen, obgleich sie nicht ausgeschlossen, daß ich auf meinem Wege durch Frankreich gefangen genommen werde; für diesen Fall würde es mir vielleicht nicht gelingen, das Schreiben zu retten, oder zu vernichten, welches Ew. Majestät mir zur Ueberbringung anvertrauen.“

„Ihr seid verloren, wenn man es bei Euch fände, doch wir mit Euch,“ bemerkte der König.

*) Bekanntlich rettete Favras durch sein Schweigen den Grafen von Provence, dessen Flucht aus Frankreich er vermitteln sollte.

„Jene Partei, welche sich an die Spitze des Staates gestellt, wird mich für einen Verräther an der Constitution erklären und demgemäß mit mir verfahren.“

„So würde es sich der besseren Vorsicht wegen empfehlen, den Brief in Chiffern abzufassen, zu welchen ich allein den Schlüssel besitze; werde ich gefangen, oder getödtet, wird Niemand im Stande sein, das Geheimniß dieses Schreibens zu ergründen. Das einzige Unglück würde darin bestehen, daß meine Mission nicht zu erfüllen war, doch die Gefahr wäre vermindert, welche Eure Majestät für sich selbst andeuten.“

„Der Rath ist vortrefflich,“ sagte Marie Antoinette lebhaft, „lasset Euch denn sofort den Inhalt des Briefes diktiren, um ihn in Eure Geheimschrift zu übersetzen. Ihr bringt uns in derselben Weise dann die Antwort des Kaisers zurück.“

Einem Winke ihrer Hand folgend nahm der Marquis an einem der Tische Platz, um das wichtige Schreiben in Chiffern zu übertragen. Der König schloß es selbst, ohne jedoch sein Siegel darauf zu drücken; die Königin warf noch einige Zeilen auf ein kleineres Billet, das sie dem Marquis übergab.

„Es bedarf der Beglaubigung nicht mehr für Eure Sendung, Marquis,“ sagte sie in gütigem Tone, „aber dennoch kann ich es nicht unterlassen, meinem kaiserlichen Bruder Euch ganz besonders zu empfehlen; sollte Euch ein Unglück zustoßen — Gott

möge es verhüten — so wird es Euch nicht schwer werden, dieses Billet zu vernichten."

„Ich hoffe, daß der Verdacht, dem jetzt ein Jeder ausgesetzt ist, der Frankreichs Grenzen verläßt, mich nicht treffen werde, zum Glück ist das Decret noch nicht sanctionirt, welches die Emigration gänzlich verbietet. Doch mögen Ew. Majestät versichert sein, daß ich auch in dem ersten Falle bedacht sein werde, jeden Argwohn von Euch, erhabene Frau, allein auf mein Haupt zu lenken."

„Ich bin gewiß, daß Ihr es thun werdet; ruht doch auf mir schon längst der schlimme Verdacht, an der Spitze eines österreichischen Comités zu stehen, das sich zum Verderben dieses Landes gebildet. O sagt mir," fügte Marie Antoinette, von Neuem in Thränen ausbrechend hinzu, „weshalb mich dieses Volk so bitter haßt, dem ich mit Wissen und Willen niemals Uebles zugefügt?"

Der König wandte sich ab und auch Armand vermochte nicht zu antworten; er war zu sehr Aristokrat, zu sehr dem Königspaare ergeben, um für den Haß des Volkes gegen diese Frau eine andere Begründung zu finden, als die allgemeine Unzufriedenheit desselben mit der jetzigen Regierungsform; er hätte ebenso den Gedanken von sich gewiesen, der Königin selbst einen Theil an dem Unglücke beizumessen, das Schlag auf Schlag sie und die Ihren traf.

Arme Marie Antoinette! Nein, sie hatte dem Volke wissentlich wohl niemals etwas Böses zugefügt, — sie hatte einfach in den Tagen ihres Glückes

und Glanzes seiner nicht anders gedacht, als einer Menge, die verpflichtet war, ihrer schönen anmuthigen Herrin zuzujubeln, sobald diese sich in ihren Reihen blicken ließ. Sie war sich nicht bewußt geworden, daß auch die Liebe eines ganzen Volkes ein hoher köstlicher Schatz sei, wohl werth der Mühe, deren es bedarf, um sich denselben zu erringen, — wohl werth der Mühe, deren es bedarf, um ihn sich zu erhalten. Die Tage des fünften und sechsten Oktober hatten ihr bewiesen, daß sie ihn nicht nur nicht besitze, daß sie gehaßt sei, wie vielleicht keine Person des weiten, weiten Reiches, daß man sie für den bösen Geist des schwachen Königs halte, daß alle Decrete, welche dem Volkswillen zuwider liefen, ihrer Veranlassung zugeschrieben wurden, daß sie und sie allein als die Feindin jenes Volkes galt, welchem sie nicht mehr Königin, für welches sie Madame Veto, Madame Defizit war, — jenes Volk, das als den Ausdruck seines Hasses sie als die „Oesterreicherin" bezeichnete und welches damit enden sollte, sie die Wittwe Capet zu nennen.

* * *

Einige Zeit, nachdem die Audienz Armands beendet, kam in die Wohnung Delavigne's Henri Lablache gestürmt, hastig und triumphirend, wie Jemand, der soeben eine freudige Botschaft erhalten.

„Ich habe Euch eine wichtige Mittheilung zu machen, Oheim," rief er erregt, „doch, ehe ich spreche,

gebt einigen der Nationalgarden den Auftrag, sich zu einer Verfolgung bereit zu halten."

„Es soll geschehen," antwortete Delavigne, „wen lässest Du verfolgen?"

„Den Marquis von Brissac, der sich noch heute mit jedenfalls wichtiger Botschaft nach Deutschland begiebt."

„Woher weißt Du das?"

„Sein Kammerdiener ist mein Freund von Arvillers her; er hat versprochen, mich über Alles zu unterrichten, was seinen Herrn angeht. Der Marquis war heute mehrere Stunden im Schlosse; als er zurückkam, gab er Befehl, einen kleinen Mantelsack zur schnellen Reise herzurichten, die er zu Pferde in Begleitung eines Reitknechtes antreten will, angeblich nach Chalons, doch lautet sein Paß auf das Ausland."

Delavigne nickte. „Die Sache liegt sehr einfach," sagte er, „Mirabeau, der Verräther, lebt nicht mehr; so sucht man Beistand bei den Emigrirten oder bei den fremden Fürsten."

„So ist es, Oheim; der Marquis hat von George in seinen Hut unter seiner Aufsicht ein doppeltes Futter nähen lassen, er trägt Briefe bei sich — an wen? Wir müssen ihn in unsere Gewalt bekommen, sammt den Briefen, welche er mit sich führt."

„Du hast einen großen Eifer der Sache der Revolution mit seiner Gefangennehmung zu dienen," bemerkte Delavigne mit eigenthümlichem Lächeln.

„Ich diene mir selbst," sagte Henri kurz, „wenn ich Dem als Herr gegenübertrete, der als mein Herr mich mit unwürdiger Verachtung behandelte."

„So willst Du bei der Verhaftung selbst zugegen sein?"

„Ja, am liebsten sogleich, wenn er Paris verläßt."

„Lasse ihn bis Chalons kommen; bei seiner Entfernung von hier wird er seine Vorsichtsmaßregeln treffen und Dir entgehen; ist er erst einige Tagereisen von Paris, so wird seine Sicherheit ihn über die noch mögliche Gefahr täuschen."

Henri dachte einige Minuten nach. „Es ist schwer, ein Werk der Rache aufzuschieben, das man jahrelang ersehnt."

„Die Rache, welche langsam reift, ist die gewissere," sagte Bertrand gelassen, „und Dir entgeht die Deine nicht. Ich werde einige der berittenen Nationalgarden beordern, auf dem Wege zwischen Epernay und Chalons ihm aufzulauern und ihn sofort zu verhaften, Du magst sie begleiten, Deines Fanges sicher zu sein."

„Ich glaube, daß Ihr Recht habt, Oheim," sprach Henri, „so werde ich denn Sorge tragen, daß mir der Marquis auf der Straße zwischen jenen beiden Orten nicht entgehe."

„Und dann?" fragte Delavigne.

„Dann wird das Châtelet, welches Favras aburtheilte, über ein zweites Verbrechen gegen die Nation zu entscheiden haben."

„Das Urtheil kann nicht zweifelhaft sein, wenn es wirklich Botschaften an die fremden Mächte sind, welche der Marquis bei sich trägt.“

„Weshalb sollte er sonst in solcher Eile von hier abzureisen gezwungen sein? Sein Verderben ist ihm gewiß, sobald er die Mauern von Paris verlassen. Es kommt auf Einen mehr oder weniger nicht an, welcher der Sache der Nation zum Opfer fällt.“

„Es wird bei dem Einen nicht bleiben,“ sprach Bertrand düster, „ich wollte, das Schicksal gäbe meinen Feind mir ebenso in die Hand, wie es Dir mit dem Deinen geschieht, — und es wird geschehen,“ fügte er knirschend hinzu, „ich werde endlich sein Sieger werden, wie er es in diesem langen Kampfe bisher stets über mich gewesen.“ —

Der Abend dunkelte bereits, als nach mehrtägigem Ritte Armand Epernay verließ, um seine Reise fortzusetzen. Er hatte es vorgezogen, durch die Nacht zu reiten und stets am Tage mehrere Stunden zu ruhen, eine Einrichtung, die ihm mehr Sicherheit bot, als es die Reise am Tage gethan, bei welcher tausend Zufälligkeiten mitwirken konnten, dieselbe zu verzögern, oder einen zu vermeidenden Verdacht auf ihn zu lenken. Er, nebst seinem Reitknechte, trug die Kleidung der Landleute aus der Umgegend von Paris, sein Paß lautete auf einen bürgerlichen Namen, als das Ziel seiner Reise war darin eine Grenzstadt in Deutschland angegeben.

In Gedanken verloren war er einige Stunden

durch die laue Frühlingsnacht dahingeritten, als plötzlich sein Reitknecht sich ihm hastig näherte.

„Was giebt es?" fragte Armand auffahrend.

Der Diener deutete mit der Hand auf ein Gebüsch, vielleicht fünfzig Schritte von ihnen, das sich im fahlen Lichte des Mondes deutlich gegen die kahlen Felder abhob. „Bemerkt Ihr jene Gestalten dort, gnädiger Herr?" flüsterte der Reitknecht. „Sie scheinen uns zu erwarten."

Armand griff nach den Pistolen, die er im Halfter trug. „Es werden Wegelagerer sein," antwortete er, „wir sind bewaffnet, vorwärts!"

Doch er hatte nur wenige Schritte gemacht, als er sich plötzlich von Berittenen umringt sah, die seinem Pferde in die Zügel fielen. „Im Namen der Nation!"

Armand richtete sich im Sattel empor. „Mit welchem Rechte sucht man meine Reise zu hindern?" rief er entrüstet. „Laßt mich, wir sind friedliche Bürger, die sich nicht bewußt, gegen Eure Gesetze gesündigt zu haben."

„Das wird sich zu Epernay herausstellen," sagte einer der Bewaffneten, „Ihr werdet mit uns dorthin zurückkehren."

„Das werde ich nicht, ich muß zur bestimmten Stunde in Chalons sein."

„Die Sache der Nation ist von größerer Wichtigkeit als die Eure."

„Dies mag Euch so erscheinen, mir nicht."

„Dann seid Ihr ein schlechter Patriot, ein ge-

wissenloser Bürger, ein Grund mehr Euch festzunehmen."

„Mein Paß ist in Ordnung; Ihr habt keine Veranlassung an Ziel, noch Zweck meiner Reise zu zweifeln."

„Wir haben den Befehl Euch nach Epernay zu bringen; dies ist uns genug."

Armand außer sich gebracht, erhob eine der Pistolen, die er in der Hand hielt, doch er ließ sie wieder sinken, in der Ueberzeugung seine Lage dadurch zu verschlimmern. Es konnte sich unmöglich um Anderes als ein Mißverständniß handeln, das sich aufklären mußte, sobald er zu Epernay seinen Paß vorwies; das Aergerlichste an diesem Zwischenfalle war allein die Zögerung, welche seine Reise dadurch erlitt.

Die Nationalgardisten nahmen ihren Gefangenen in die Mitte; der Anführer, der bisher kein Wort gesprochen, setzte sich an ihre Spitze; in scharfem Trabe ritt der Zug gegen Epernay, wo man vor der Präfectur der Stadt Halt machte. Armand wurde vor den Beamten geführt, der ihn mit scharfen Blicken musterte; das imponirende Aeußere des Edelmannes schien mit der Kleidung nicht im Einklange zu stehen, die er trug.

„Ihr nennt Euch?"

„Octave Guèrard."

„Und seid?"

„Pächter zu Argenteuil."

„Wohin reist Ihr?"

„Nach Deutschland.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Es führen mich Familienangelegenheiten dorthin, über welche ich Niemand Auskunft schulde.“

„Eure Legitimation.“

Armand überreichte sie. Der Präfect prüfte sorgfältig die darin enthaltenen Angaben, die königliche Unterschrift, das ihm wohlbekannte Siegel; der Paß zeigte nichts Auffälliges, langsam faltete der Beamte ihn zusammen.

„Eure Papiere sind in Ordnung,“ begann er.

„Nein, sie sind es nicht,“ rief eine Stimme aus dem Hintergrunde, welche Armand bekannt erschien, „denn die gemachten Angaben sind falsch.“

„Tretet näher, Bürger,“ befahl der Präfect, „wenn Ihr entgegengesetzte Angaben zu machen habt. Womit wollt Ihr Eure Behauptung beweisen?“

Aus dem Dunkel des Hausflures, in welchem die Verhandlung geführt wurde, trat der Anführer der Nationalgardisten, bei dessen Anblick der Marquis leicht zusammenzuckte.

„Weil ich den Mann kenne,“ antwortete der Gefragte mit fester Stimme, „weil ich weiß, daß er nicht der Pächter Octave Guèrard von Argenteuil, sondern der Marquis Armand von Brissac, Kammerherr der Königin ist.“

„Sind diese Angaben wahrer, als die von Euch gemachten?“ wandte sich der Beamte an den Marquis.

Dieser schleuderte Henri Lablache einen Blick tiefster Verachtung zu, doch er erwiderte nichts.

„Kennt Ihr mich, Herr Marquis?“ fragte Henri hohnvoll.

„Genau genug, um Dich für einen Schurken zu halten,“ rief Armand aufbrausend aus.

„Nun denn, da Ihr Euch meiner noch erinnert, besinnt Ihr Euch auf Euren rechten Namen nicht?“

Abermals schwieg Armand; er wußte, daß durch Henri's Dazwischenkunft bereits Alles für ihn verloren sei, doch er wollte seinem Gegner nicht den Triumph seines Geständnisses gönnen.

„Lasset den Gefangenen durchsuchen,“ befahl Henri Lablache, „vielleicht findet Ihr den Grund zu seiner geheimnißvollen Reise bei ihm selbst.“

Der Präfect winkte einige seiner Unterbeamten herbei, die sich sofort an das Werk machten, die Kleidung des Marquis zu durchsuchen. Armand hatte mit einem verzweifelten Griffe das Billet der Königin erfaßt, das er in der Brusttasche trug; er dachte jetzt nicht mehr an seine eigene Person, es lag ihm einzig und allein daran, jeden Verdacht von seinen hohen Gebietern fern zu halten; sein Batisttuch zugleich damit ergreifend und Beides zu seinem Gesichte führend, gelang es ihm, das Billet in den Mund zu schieben; das in Chiffern verfaßte Schreiben war nicht zu retten, wenn nicht ein Zufall es den Augen der Suchenden entzog. Die Prüfung war ohne Resultat geblieben; Armand athmete unwillkürlich auf, als er von Neuem den Blick Henri Lablache's auf sich gerichtet fühlte.

„Ihr habt den Hut vergessen, den der Herr

Marquis auf dem Kopfe trägt," sagte er langsam mit Betonung.

Die Beamten nahmen ihn in die Hände, um wenige Minuten darauf das verborgene Schreiben hervorzuziehen. Der Präfect riß den Umschlag desselben ab; ein Ausdruck der Enttäuschung jedoch überflog sein Antlitz, als er dasselbe chiffrirt fand; er reichte es Henri.

„Versteht Ihr diese Zeichen zu lesen?"

„Nein."

„Was enthält dieser Brief, Herr Marquis?" wandte sich der Beamte an Armand, welcher in dem bisherigen Schweigen verharrte.

„Man wird zu Paris Mittel finden, den Herrn Marquis zum Sprechen zu bringen," bemerkte Henri, „und ebenso den Inhalt des Briefes zu erfahren, der wichtig genug scheint, um ihn in unlösbare Zeichen zu setzen. Ihr werdet mir den Gefangenen zur Rückführung nach Paris übergeben, Bürger; Hier ist die Ordre des Majors der Nationalgarde, Bertrand Delavigne."

Der Präfect nickte. „Seine Haft hier zu Epernay würde überdies zwecklos sein," sagte er, „da sein muthmaßliches Vergehen vor einen andern Gerichtshof gehört, als den unsern. Er ist der Eure; thut mit ihm nach dem Willen derer, die Euch sandten."

— — — — — — — — — — —

Die Gefangennahme des Marquis von Brissac wurde sogleich nach seiner Ankunft in Paris be-

kannt, und sie verfehlte nicht großes Aufsehen zu erregen. Noch war man nicht daran gewöhnt, die dem Hofe nahe stehenden Edelleute als tägliche Opfer der Revolution zu sehen, — es mußten daher gravirende Ursachen sein, die einen Kammerherrn der Königin in diese ungewöhnliche Lage gebracht, und man war darauf gefaßt einen ähnlichen Prozeß, wie den des unglücklichen Favras, vor sich abspielen zu sehen. Hector erfuhr das Vorgefallene in den Tuilerien, wo dasselbe, sowohl bei dem Königspaare wie bei dem ganzen Hofstaate eine Bestürzung hervorgerufen, die um so größer war, als die Gefahr der Entdeckung seiner Mission an den Kaiser von den übelsten Folgen für den Herrscher Frankreichs sein konnte. Das Vertrauen, welches man in die unbedingte Ergebenheit Armands setzte, vermochte dennoch nicht völlig über die Besorgniß hinwegzuhelfen, welche sich an dieses unglückliche Ereigniß knüpfte, ein neuer Beweis für die Annahme, daß alle Mächte sich verschworen, das verfolgte Königspaar in sein Verderben zu stürzen.

Es war unter den Eindrücken, die er in den Tuilerien empfangen, für Hector schwer nach seiner Wohnung sich zu begeben und Espérance das Geschehene mitzutheilen; er wußte, welchen Schmerz er ihr dadurch bereiten würde und in dem Mitleid, das er für die Geliebte empfand, ging das Gefühl der stillen Eifersucht unter, welches ihn zuweilen noch für seinen Schwager erfüllte. Doch zu Espérance war bereits ein dumpfes Gerücht von der Aufhe-

bung eines königlichen Botschafters auf dem Wege nach Chalons gedrungen; die Angst um ihren Bruder, den sie mit einer solchen Mission betraut wußte, ließ sie es ahnen, wer der Gefangene sei; als Hector in ihr Zimmer trat, eilte sie ihm bereits mit Thränen in den Augen von tödtlichem Schrecken ergriffen entgegen.

„Hector, was hast Du von Armand gehört?" rief sie unfähig, die furchtbare Sorge, die sie bewegte, in deutliche Worte zu kleiden.

Er blickte sie bestürzt an. „So weißt Du es schon?" fragte er aufgeregt. „Wer konnte grausam genug gewesen sein, es Dir zu sagen?"

„Was, o mein Gott? Nein, ich weiß nicht, was geschehen, ich fürchte nur, daß —"

„Deine Ahnung hat Dich leider nicht getäuscht, meine arme Espérance," sagte er leise, „er ist verhaftet und augenblicklich im Gefängniß des Châte.et."

Espérance stieß einen lauten Schrei des Entsetzens aus; sie wäre zu Boden gesunken, wenn nicht ihr Gatte sie in seinen Armen aufgefangen; Hortense, die im offenen Nebenzimmer mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt gewesen, eilte zu ihrem Beistande herbei; in der Besorgniß um seine Frau achtete Hector nicht darauf, daß sie noch bleicher war, als die Ohnmächtige, die er in seinen Armen hielt, daß ihre Hände zitterten, welche Hector jetzt behülflich waren, die bewußtlose junge Frau auf einen Divan zu betten, und mit Anwendung einiger in

ihrem Besitze befindlicher Mittel sie in das Leben zurückzurufen.

Hortense hatte ja auch nicht das Recht, ohnmächtig zu werden bei einer derartigen Schreckensbotschaft; sie war ja nicht die Schwester, noch ein nahestehendes Glied der Familie des Bedrohten, — sie war nur das Weib, das ihn mit der ganzen Kraft ihrer reinen starken Seele liebte — lautlos — klagelos — und hoffnungsvoll. Und sie legte mit den bebenden Händen, welche kälter waren als die Espérance's, die Compressen auf das Haupt der Leidenden, sie ließ sie flüchtige Salze athmen, sie löste die Spangen ihres Kleides und leistete ihr all die Liebesdienste, welche die ältere Schwester der jüngeren in ähnlichen Fällen zu erweisen vermag, ruhig und besonnen, wie sie Alles stets zu thun pflegte; sie rief, als Espérance Zeichen des wiederkehrenden Bewußtseins gab, die Kammerfrau herbei und trug mit ihrer Hülfe die junge Freundin in ihr Schlafzimmer und erst, als sie sie entkleidet und auf ihr Lager gebracht, kehrte sie in den Salon zurück, wo Hector, den Kopf in die Hand gestützt, in einem Sessel lehnte.

Bei dem Eintritt seiner Hausgenossin fuhr er empor.

„Wie geht es meiner Frau?“

„Besser, wie es scheint, Graf Hector; sie war im Begriffe einzuschlummern, als ich sie verließ, doch wird es sich empfehlen Doctor Dumont kommen zu

lassen; der widerfahrene Schrecken könnte von üblen Folgen für sie sein."

Hector griff nach dem Glockenzuge.

„Es soll sofort geschehen."

Hortense war neben einem im Gemache befindlichen Tische stehen geblieben, auf welchen sie ihre Hand legte.

„Darf ich einige Fragen an Euch richten, Graf?"

„Sprecht, Hortense, ich weiß zuvor, was Ihr zu erfahren wünschet," sagte er, während ein Blick der Theilnahme die Gestalt der vor ihm Stehenden streifte, welche aller Kraft zu bedürfen schien, um sich aufrecht zu erhalten.

„Wenn Ihr es denn wißt," sprach sie, sich etwas beherrschend, „so will ich Euch die Frage ersparen, wie dieses Unglück sich ereignet; ich bitte Euch nur, mir die wichtigere Antwort zu geben, die ich dennoch fürchte, wie ich sie ersehne: ist eine Rettung für den Marquis möglich?"

„So wie die Verhältnisse liegen, kaum," erwiderte Hector düster, „es ist ein Brief in Chiffreschrift bei ihm gefunden worden, welcher für ihn Verdachtsmoment genug ist, um ihn zu verurtheilen und selbst wenn dieses nicht genügend wäre, so ist die Furcht der Richter vor der jetzt herrschenden Volkspartei zu groß, um einen Anhänger und offenbaren Vertrauten des Königspaares frei zu geben."

„Muthmaßt man den Inhalt dieses Briefes? Hat man den Schlüssel der Chiffern auch gefunden?"

„Nein, Armand war vorsichtig genug, keinen solchen bei sich zu führen; jedenfalls ist er dieser Schrift vollkommen kundig, doch hofft Lablache, der den Brief noch in seinem Gewahrsam hat, dieselbe dennoch zu lösen; wenigstens hat ihm die Nationalversammlung das Schreiben zur Entzifferung überlassen.“

„Lablache!“ Hortense begann so heftig zu zittern, daß sie sich in einen Sessel niedersinken ließ. „Wen meint Ihr? Was hat er mit der Sache zu thun?“

„Er war es, der Armand gefangen nahm; der Elende, dem der Marquis stets ein gütiger Herr gewesen! Ihr kennt ihn ja wohl auch; ich meine den Sohn des alten Pächters, den wir in Arvillers zuweilen besuchten.“

„Ja, ich kenne ihn,“ antwortete Hortense tonlos. „Und in seiner Hand ruht mithin des Marquis' Schicksal?“

„Nicht direkt; da der Prozeß von den Richtern des Châtelet geführt wird; aber giebt es denn jetzt noch Richter in Frankreich, die nach Gewissen und Billigkeit ein Urtheil zu fällen vermögen? Sind sie nicht Freunde der Jakobiner, der Cordeliers und all dieser andern Schandbuben, welche sich zu unsern Gebietern aufwerfen, so ist es um sie selbst geschehen.“

„Henri Lablache ist mit den Häuptern der Jakobiner bekannt; ich hörte es vor Kurzem sagen; er nennt Danton, Brissot, Robespierre seine Freunde,

wie Barnave, Péthion und Lameth, welche zu den Gemäßigteren gehören."

„Deshalb wird er sich hüten, es mit ihnen zu verderben, indem er etwas für Armands Rettung unternimmt."

„Er wird das Letztere niemals thun, denn er haßt den Marquis seit Jahren."

„Aus welchem Grunde? Armand war den Lablaches stets wohlwollend gesinnt."

„Ich vermag es Euch nicht zu sagen," erwiderte Hortense mit Anstrengung, „ich sehe nur das Eine klar, daß man Henri vermögen muß, jenen Brief entweder zu vernichten oder ihn für unlösbar zu erklären."

„Dies wäre nicht genug, da der Verdacht dennoch auf Armand ruhen bliebe, dem Könige irgend einen Dienst haben leisten zu wollen, der sich dem Wissen, vielleicht dem Willen der Nation zu entziehen strebte. Wenn Lablache bestimmt werden könnte, etwas für Armand zu thun, so könnte es nur durch seine Beziehungen zu den Häuptern der Nationalversammlung, besonders des sogenannten ‚Berges' geschehen. Aber wer vermöchte es auf diesen Mann zu wirken, der gegen seinen ehemaligen Gutsherrn einen Akt der Rache zu vollziehen scheint?"

Hortense athmete tief und schwer; dann endlich erhob sie das todtenbleiche Haupt mit festem Entschlusse. „Ich werde zu ihm gehen," sprach sie langsam.

„Ihr, Hortense?“ fragte Hector erstaunt. „Traut Ihr der Kraft Eurer Bitten, Eurer Vorstellungen soviel Erfolg zu?“

„Ich werde es versuchen; Henri Lablache war mir früher geneigt; er pflegte auf meine Ansicht einiges zu geben, vielleicht hat er die Tage von Arvillers noch nicht vergessen, da er für manche Freundlichkeit mir zu danken hatte, die ich ihm und den Seinen erwies.“

„Ich würde meiner Frau einen solchen Schritt nie erlauben, Hortense; auch Eurer halte ich es nicht für würdig, als Bittende vor einem solchen Manne zu erscheinen.“

„Auch dann nicht, wenn es sich um ein Leben handelt, welches Andern theuer ist? Und wiegt der Stolz, wiegt unsere Würde so schwer, daß wir sie niemals der Nothwendigkeit unterzuordnen vermöchten?“

„Gewiß nicht; doch ich vermag es Euch nicht zu erklären, weshalb mich der Gedanke mit Antipathie erfüllt, Euch, gerade Euch, zu Lablache gehen zu sehen.“

„Wißt Ihr einen anderen Ausweg?“

„Nein, ich kenne allerdings einen Mann, der Einfluß genug bei der Volkspartei besäße, um vielleicht eben so viel für Armands Rettung wirken zu können, als Henri Lablache, wenn er wollte; aber Delavigne mich in die Hände zu geben, jetzt da mein Vater hier anwesend, der in Todfeindschaft ihm gegenüber steht, erscheint mir fast eine Unmöglichkeit.“

„Und würde offenbar in solchem Falle auch nichts nützen," bemerkte Hortense.

Hector trat an das Fenster und schaute eine Weile stumm hinaus.

„Ich habe meinen Schwager nie geliebt, Ihr wißt es, warum ich es nicht konnte," sagte er endlich, „aber ich will nicht, daß er auf solche Weise ende. Giebt es kein anderes Mittel ihn zu retten, so will ich den für mich schwersten Schritt thun, zu jenem Manne gehen, der meinem Vater den Tod gelobte, wenn dieser seinen Wünschen sich nicht füge — entstehe für mich und die Meinen daraus, was da wolle."

„Lasset mich zuvor versuchen, was ich über Henri Lablache vermag."

„Ihr besitzet Muth, ich weiß es, doch kann ich kaum erwarten, daß Ihr jenen Mann bezwingt, dessen letzte Reden bei den Jakobinern einen glühenden Haß gegen den König und seine Partei verrathen."

Hector wußte nichts von den Ereignissen, die Henri's Entfernung von Arvillers vorangegangen; er ahnte so wenig, wie seine Gattin, die wahren Gründe des Hasses, welchen Henri gegen den Marquis hegte; die Andeutungen, welche Lablache Espérance bei ihrer Wiederbegegnung zu Versailles gemacht, waren von der Letzteren unter den betäubenden Eindrücken jener Nacht kaum beachtet worden. Hortense aber hatte aus Schonung für Henri nie davon gesprochen, so wie Armand es aus Verachtung unter-

lassen und dennoch empfand Hector es mit dem Instinkte seiner Sympathie für Hortense, daß der von ihr zu unternehmende Schritt ein gewagter, wenn nicht ein verhängnißvoller sei.

„Wann gedenkt Ihr Euren Besuch bei Lablache zu machen?“ fragte er endlich.

„Sobald als möglich; sorgt jedoch dafür, Hector, daß Espérance es nicht erfahre, sie würde sich unnütz aufregen und sollte meine Abwesenheit länger dauern, als ich vermuthe, so ersinnt einen Vorwand, um ihr zu verbergen, wo ich sei.“

„Fürchtet nichts; ich werde bei ihr bleiben, bis Ihr zurückgekehrt; Gott gebe, daß Ihr mit günstiger Botschaft kommt,“ sprach Hector. „Auch die Majestäten sind in tiefsten Schmerz versetzt durch das Unglück, welches einen ihrer treuesten Diener betroffen, sie sind überzeugt, daß er gleich Favras, sein Schweigen für sie mit dem Tode bezahlen wird und sie sind gleich uns völlig unfähig, etwas für ihn zu thun, da sie nicht einmal ihr Einverständniß mit ihm in dieser Angelegenheit verrathen dürfen.“

* * *

Henri Lablache bewohnte einige Zimmer in dem kürzlich eingerichteten Hause, das sein Oheim Delavigne unlängst gekauft; Bertrand hatte ihm dieselben zur Verfügung gestellt, bis, wie er sagte, Hector sein geworden und in seinem neuen Hause gebieten

werde, — er hatte zugleich in freigebigster Weise seinem Neffen die Mittel gewährt, eine Existenz führen zu können, wie sie einem jungen Manne zusagte, welcher vorläufig an keinen bestimmten Beruf gebunden, sich mit voller Leidenschaft in das öffentliche Leben stürzte, das seine Lieblinge, seine Helden in dem Zeitraume eines Tages erhob, um sie am folgenden eben so schnell wieder fallen zu lassen. Henri war auf dem Wege ein solcher Liebling des Volkes zu werden; trotz seiner Jugend war es dem Ansehen Delavigne's möglich geworden, ihn zum Mitgliede der Nationalversammlung zu machen; einige kühne, vom Feuer der Beredtsamkeit getragene Reden, hatten die Aufmerksamkeit der Menge auf ihn gelenkt; der Ruhm, nach welchem seine Seele dürstete, schien für ihn endlich etwas Besseres als ein fernes Traumbild werden zu wollen.

Er war soeben aus der Assemblée heimgekehrt, wo ihn die Anerkennung seiner Freunde empfangen, welche sein Eifer bei der Gefangennahme des Marquis von Brissac sich erworben und in dem Gefühle befriedigten Ehrgeizes, das ihm die Worte Dantons, Robespierre's und Péthions bereitet, zog er den Brief hervor, den er Armand abgenommen, um mit allem Eifer sich noch einmal an die Lösung seiner Chiffern zu begeben. Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach seine Beschäftigung; sein kürzlich erst angenommener Diener trat herein.

„Bürger Lablache, im Vorzimmer ist soeben eine Dame erschienen, welche Euch zu sprechen wünscht.“

„Ich habe keine Zeit,“ sagte Henri, unwillig über die Störung, „sie möge ein andermal wiederkommen.“

Der Diener verschwand, um nach wenigen Minuten abermals einzutreten. „Die Dame läßt sich nicht abweisen,“ sagte er, „sie behauptet Euch zu kennen und ein dringendes Gesuch an Euch zu haben.“

„Nun denn, meinetwegen“ rief Henri, das Schreiben auf den Tisch werfend, „doch magst Du ihr zugleich sagen, daß ich nur wenige Minuten für sie übrig habe.“

Er hörte, wie der Diener in das Vorzimmer ging, um zu der Harrenden zu sagen: „Tretet näher, Bürgerin, der Bürger Lablache will Euch sprechen;“ er vernahm einen leichten Schritt auf dem getäfelten Fußboden, das Rauschen eines seidenen Damenkleides und mit dem revolutionairen Geiste, der die Form der guten Sitte nach jeder Richtung hin zu verleugnen strebte, gab er sich den Anschein eines völligen Versunkenseins in seine Beschäftigung mit den vor ihm liegenden Papieren.

Dann aber hörte er, daß die Fremde in sein Arbeitszimmer getreten und eine sanfte Stimme seinen Namen sagte: „Mr. Lablache.“

Henri schnellte bei dem Klange dieser Stimme, wie von einem elektrischen Schlage berührt, von seinem Sitze empor; seine Augen hafteten wie staunend auf der hohen Frauengestalt, die seinen Blicken so lange entschwunden, um jetzt plötzlich und unerwartet

vor ihm aufzutauchen und seine Lippen stammelten ihm selbst kaum bewußt:

„Hortense von Viomesnil!“

„Ich bin es,“ sagte das schöne Mädchen mit all der Ruhe, welche ihr in dieser Stunde zu Gebote stand, „ich höre, daß Eure Zeit so sehr in Anspruch genommen, um nur wenige Minuten für mich übrig zu haben; so sagt mir denn, ob Ihr während dieser wenigen Minuten geneigt seid, mich anzuhören.“

Henri hatte seine Fassung wiedergewonnen; er bot Hortense die Hand, sie zu einem Sessel zu führen.

„Hätte ich zu ahnen vermocht, daß es das Fräulein von Viomesnil sei, welches mir die Ehre ihres Besuches schenken wollte,“ sagte er höflich, „ich würde eine andere Antwort gegeben haben. Wir Volksvertreter werden mit mannigfachen Anliegen behelligt; Ihr könnt nicht annehmen, daß ich für das Eure keine Zeit besäße, wenn es überhaupt ein solches ist, das Euch hieher geführt.“

Er nahm ihr gegenüber Platz, erwartungsvoll in ihre Züge schauend, welche die dazwischen liegenden Jahre in seinen Augen kaum verändert.

Hortense kämpfte einige Minuten mit sich selbst, bevor sie zu sprechen vermochte und Henri unterbrach ihr Schweigen nicht; er schien in ihren Anblick versunken, zu vergessen, daß offenbar etwas Ungewöhnliches sie zu ihm führen müsse, bis ihre Worte ihn endlich aus seinen Träumen rissen.

„Ihr werdet erstaunt sein, mich bei Euch zu sehen, Mr. Lablache,“ sagte sie, „und dennoch ver-

mag ich kaum es anzunehmen, daß Euch keine innere Stimme sagt, weshalb ich gekommen. Ich hörte erst vor wenigen Stunden, welchen Antheil Ihr an der Gefangennahme eines Mannes hattet, der einem mir befreundeten Hause nahe steht; sein Schicksal zu erkunden, wende ich mich an Euch, von dem man mir mittheilte, daß es in Euren Händen ruhe."

Henri's Züge hatten während ihrer Rede einen merklich kälteren Ausdruck angenommen. „Ihr meint den Marquis von Brissac," sprach er, „es ist wahr, ich konnte es erwarten, daß Euch die Sorge um den Bruder Eurer Freundin bewege; doch was hoffet Ihr von mir in diesem Falle?"

„Die Auskunft zunächst, welches dieses Schicksal sein werde; ob ich seine Angehörigen darüber beruhigen, ob ich sie auf das Schlimmste vorbereiten muß."

Henri zuckte die Achseln. „Dies zu bestimmen ist nicht meine Sache; es hängt von den Richtern ab, welche über sein Vergehen zu entscheiden haben."

„Doch welches ist dieses Vergehen, Mr. Lablache?" fragte Hortense dringend. „Ich weiß, daß man einen Brief bei ihm gefunden, von dem man nicht erfuhr, an wen er gerichtet, noch wer ihn sandte und dessen Inhalt man nicht einmal kennt; ist dies ein Vergehen, groß genug um einen Mann, wie ihn, in Gefahr zu bringen?"

„Die Verdachtsgründe, welche man gegen Herrn von Favras hatte, waren geringerer Art und dennoch ist er vom Châtelet zum Tode verurtheilt worden,"

war die kalte Entgegnung, „ein muthmaßliches Vergehen gegen die Nation darf niemals ungestraft bleiben, gleichviel, ob dasselbe aufgeklärt oder nicht.“

„Der Marquis war Euer früherer Herr; er hat die Euren mit Wohlthaten überschüttet, er war Euch selbst einst gütig und geneigt.“

„Bis auf die Stunde, da er die Menschenwürde des Pächterssohnes mit Füßen trat, um mich die Verachtung seines Standesdünkels empfinden zu lassen, Ihr kennt diese Stunde ebenso gut wie ich. Meint Ihr, daß ich sie vergessen?“

„Es giebt wohl keinen Menschen in der Welt, der sich in seinem Leben nicht einer Uebereilung schuldig gemacht und diese zu verzeihen ist so ganz unmöglich?“

„Das vermögt Ihr zu fragen, Hortense, Ihr, die besser als irgend Jemand es zu begreifen vermag, weshalb in jener Stunde ein tödtlicher Haß in mir gegen den Mann entstand, der mich in Eurer Gegenwart demüthigte, in Eurer, die ich liebte, mit all der Leidenschaft, all dem Schmerze einer wahnwitzigen Jugendliebe, und deren Wesen mir in der nämlichen Stunde verrieth, was es sei, das ewig trennend zwischen uns sich stellen würde? Nicht Euer Standesbewußtsein, Hortense, nicht Eure Abneigung gegen mich, — die Liebe war es zu demselben Manne, welcher mich verachtete, die Furcht in seinen Augen geringer zu erscheinen, weil ich die meinen begehrend zu Euch zu erheben gewagt.“

Ueber Hortense's Wangen rollten zwei schwere

Thränen; sie erhob bittend ihre Hände. „Wenn ich durch unabsichtliche Härte Euch gekränkt, Henri, so flehe ich Euch an, sie mir zu verzeihen und in dieser Stunde, die mich als Bittende zu Euch geführt, allein dessen zu gedenken, was ich in vergangenen Jahren Euch war. Um dieser Erinnerungen willen, die wie schmerzlich sie Euch jetzt erscheinen mögen, einmal Eurem Herzen dennoch Glück gegeben, habt Mitleid mit denjenigen, die für das Leben des Mannes zittern, den Ihr Euren Feind, jetzt Euren Gefangenen nennt; suchet ihn zu retten mit der Macht, die seit Kurzem Euer eigen ist und seid der ewigen Dankbarkeit derer gewiß, die sich flehend für ihn an Euch wenden."

Henri war aufgestanden und dicht vor Hortense hingetreten.

„Ihr verlangt von mir, daß ich den Mann retten solle, den Ihr liebtet, den Ihr noch liebt, wie die tödtliche Angst es mir beweist, die Euch hierher zu mir getrieben, den Ihr in diesem Leben sonst keines Wortes, vielleicht keines Blickes mehr gewürdigt hättet, und Ihr versprecht mir zum Lohne für die Dienste, die ich Euch leisten könnte, Eure und Eurer Freunde Dankbarkeit. Seid Ihr Euch wohl bewußt, welch ein geringer Preis dies ist, für das große Opfer, das Ihr mit Eurer Bitte mir auferlegen wollt? Ich spreche nicht davon, daß ich meine kaum errungene Popularität, meine Sicherheit, vielleicht mein eigenes Leben wage, wenn ich mich zum Beschützer des Mannes aufwerfe, den ich gestern

noch verfolgte, gegen den ich der Assemblée die vollgültigsten Beweise seines Vergehens zugesagt; — ich rufe Euch nur in das Gedächtniß zurück, daß es mein Nebenbuhler bei Euch ist, den Ihr gerettet zu sehen wünscht, daß es der Mann, den ich gehaßt und ewig hassen werde, weil Ihr, Hortense, ihn geliebt."

„Ich weiß, daß es ein Opfer ist, welches ich von Euch verlange," sprach sie sanft, „ich wende mich an Eure Großmuth, der es gelingen wird, es über sich zu gewinnen um einer Frau willen, die Euch einst theuer war."

„Ihr vergesset zwei Dinge bei Euren Vorstellungen," entgegnete Henri rauh, „für das Erste, daß ein Mann der Revolution Großmuth allein zu üben vermag gegen einen Feind, der ihm nicht mehr schaden kann und für das Zweite, daß Ihr vergangen das nicht nennen dürfet, was unvergänglich, was ewig währt."

Sie machte eine Bewegung, um von ihm zurückzuweichen: er bemerkte es und von ihr einige Schritte hinwegtretend, lehnte er sich an den Pfeiler ihr gegenüber.

„Auch ich bin gezwungen, Euch an die Vergangenheit zu mahnen, die Ihr soeben mir zurückgerufen, um mich Euren Bitten zugänglich zu machen," sagte er, die Augen mit flammendem Blicke auf sie heftend. „Gedenkt Ihr noch des jungen, linkischen Burschen aus dem Pächterhause zu Arvillers, den Eure Schönheit, Eure Anmuth, Eure Güte einst bezauberten, um ihn Euch zum willenlosen Sklaven für

die Dauer eines ganzen Lebens zu machen? Gedenket Ihr Eurer Milde, Eurer holden Worte, die nie den Muth fanden, das völlig zu verweigern, was Ihr doch nie die Absicht hattet, ihm zu gewähren, nie ihm die Hoffnung gänzlich raubten, an die er sich mit all der Leidenschaft klammerte, welche die Natur zu seinem Unheile ihm in die Seele legte? Und wißt Ihr auch, welches Unrecht Ihr damit an dem jungen Menschen beginget, der zu thöricht und zu sehr in seinem Gefühl befangen war, um jene Güte in ihrer wahren Bedeutung aufzufassen? Wisset Ihr, welche Gluth Ihr in ihm damit entfachtet, der nur Euch — nur Euch auf dieser Welt noch zu erblicken vermochte, Euch den neidenswerthen Preis eines Lebens, das er Eurem Dienste zu weihen begehrte? Es war nicht Eure Schuld, Hortense, daß Ihr zu dem mich machtet, was ich damals wurde, was ich heute bin, es war der Ausdruck Eures Wesens, das keinem Eurer Mitmenschen wehe zu thun vermochte, das geflissentlich keine Täuschung nährte, doch das auch jene nicht zu zerstören vermochte, bis es zu spät für mich war. Ihr werdet mir den Vorwurf zurückgeben, daß meine eigene Leidenschaft die Schuld an meiner Enttäuschung trug, und es mag sein; ich bin wohl anders angelegt, als die Mehrzahl der Menschen, darum müßt Ihr Euch gewöhnen, mich mit anderem Maße zu messen, als diese. In meinem Empfinden giebt es kein Zurück und keine Halbheit. Ich habe stets nur lieben und hassen können mit ganzer Seele, mit der

Allgewalt eines Gefühles, das in dem Einen, wie dem Andern, seine Bahn verfolgt, gleichgültig, ob sein Weg über das Verderben von Tausenden hinwegführt."

Er machte eine Pause, während welcher er wie zuvor das Mädchen betrachtete, welches zurückgelehnt, die Augen in wirrem Schrecken zu ihm empor gerichtet, vor ihm saß.

„Einem solchen Gefühle, wie es das meine war," fuhr Henri fort, „einem Charakter wie ich ihn vor Euch entrolle, pflegt die Macht der Zeit keine Wandlungen zu bereiten, es sei denn, daß sie beide zu einer Kraft emporwachsen ließe, vor der ihr Träger selbst erstaunt. Und Ihr könnt glauben, Hortense, daß Ihr mir theuer waret, daß Ihr es waret, nachdem ich jahrelang mit der Qual jener Leidenschaft mich trug? Nun denn, meine Leidenschaft hat jene Zeiten überdauert, in welchen Euer Bild nur noch in Träumen mir weiter lebte; sie ist erstarkt in dem Bewußtsein, daß ich Euch mit jeder Stufe näher zu kommen vermöchte, die ich auf meiner Bahn zum Ruhme aufwärts that und sie erwachte zu neuer, ungeahnter Macht, seit ich Euch wieder vor mir sehe, nach der mein Herz nie aufgehört in heißem Sehnen zu verlangen. Ahnt Ihr es jetzt, was ich als Preis der Rettung für das Leben des Marquis begehren würde, wenn ich mich dazu verstände jene Schritte zu thun, die Ihr von mir hofft und daß die Dankbarkeit, die Ihr mir verheißen, nur arm und geringe im Vergleiche zu demselben erscheint?"

Sie hatte tödtlich erschrocken ihr Antlitz in den Händen verborgen.

„Henri, um der Barmherzigkeit willen, was verlangt Ihr von mir?"

„Ich verlange, Hortense, von Euch ein Opfer, das vielleicht ebenso groß als jenes ist, welches Ihr von mir erwartet," sprach der Republikaner. „Ihr, die ihn liebt, wollt das Geringere bieten, als ich, der ihn so tief zu hassen Ursache hat? Nein, Hortense, Ihr besitzet den Muth und auch die Kraft mehr für den Mann zu thun, der so verblendet war, Euren Werth nicht zu erkennen oder in dem Dünkel seines Selbstgefühles ihn zu unterschätzen; in Eure Hand ist es gegeben, sein Loos zu wenden, wenn Ihr diese Hand in die meine legen, mir geloben wollt, mein eigen zu werden für Zeit und Ewigkeit."

„Euer Weib, Henri?" Es kam wie ein Schrei von ihren Lippen: „Niemals, niemals, lieber sterben."

Er lächelte bitter. „Sterben, Hortense — es ist so leicht gesprochen, wenn uns die Qual des Lebens darniederdrückt und es ist nicht das schlimmste der Uebel, die uns treffen können. Was ist der Tod im Hinblick auf das tausendfache Leid, das an jedem Tage, zu jeder Stunde unseres Daseins mit mörderischer Gewalt unser Herz durchbohren kann, was ist der eine bange Augenblick, in dem sich unser Körper von der Seele ringt, im Vergleich zu den Ewigkeiten tödtlicher Schmerzen, die uns die Sklavenkette auferlegt, welche wir Leben nennen? Aber es

giebt Schlimmeres, als den Tod und das ist: sterben sehen — sterben sehen, die man liebt, ohne sie retten zu können. Wollt Ihr dies Hortense, so hindere ich Euch nicht, dieses Zimmer zu verlassen, dorthin zu gehen, woher Ihr kamet — glaubt Ihr, daß Ihr jemals Ruhe fändet in dem Bewußtsein, Ihr hättet sein Leben zu retten vermocht, durch das Opfer des Euren, doch Ihr habt es nicht gewollt?“

„Henri, Henri, habt Erbarmen; was that ich, daß Ihr mich so martert?“ murmelte Hortense. „Wollt Ihr, daß ich Euer Weib werde, mit dem Hasse im Herzen, den ich gegen Euch empfinde für die Qual dieser Stunde? Wißt Ihr, daß Ihr verächtlich handelt, die Macht zu mißbrauchen, welche Euch das Unglück über mich einräumte?“

„Ihr habt mich in vergangenen Jahren nie gehaßt,“ rief Henri lodernd, „es wäre mir vielleicht nicht unmöglich gewesen, Eure Liebe zu gewinnen, durch die Allgewalt der meinen, wenn Jener, den Ihr zu retten wünschet, nicht zwischen Euch und mir gestanden. Wohl denn, ich will meinen Haß gegen ihn der noch größeren Liebe zu Euch unterordnen, ich will für seine Befreiung wirken, selbst unter der Gefahr für meine eigene Person, um den Preis, den ich Euch genannt. Ihr sprecht von der Macht über Euch, die ich mißbrauche, Ihr sprecht von der Unmöglichkeit, mir das geforderte Opfer zu bringen. Der ist ein Thor, der die gebotenen Verhältnisse zu seinen Gunsten unbenützt zu lassen vermag und er verdient es, daß sie gegen ihn sich

wenden. Für Eure Liebe, die, stark gleich der meinen, die Jahre, die Verschmähung überdauert, giebt es keine Unmöglichkeit, denn in Euch wohnt ein Heldenthum, das des Gewaltigeren uoch fähig ist. Ja, ich weiß es," er trat einen Schritt ihr näher, sie wie zuvor unter dem Banne seiner glühenden Blicke haltend, „Ihr werdet dieses Opfer vollbringen, so hart es Euch erscheine, so wild Ihr Euch dagegen sträubt; Ihr die Keusche, die Stolze, die Reine, Ihr wäret eines andern noch fähig, wenn ich in Wahrheit die Macht mißbrauchen wollte, die diese Stunde mir über Euch giebt, denn was auch Eure Lippen sagen, Euer Herz flüstert Euch dennoch unaufhörlich zu: ich muß ihn retten, ich muß es, geschehe es um den Preis meines eigenen Selbst."

Hortense war emporgesprungen und streckte abwehrend beide Hände gegen ihn aus. „Nein und tausendmal nein," rief sie verzweifelnd, „Ihr, der Ihr mit grausamster Selbstsucht mir die Schmach vorhaltet, in die das Unglück mich zu stürzen droht, wenn keine andere Hülfe sich zeigt, als die ich von Euch erwartete, Ihr, der Ihr mit meiner Angst so wenig Erbarmen habt, wie mit meinem Schmerze, Ihr sollt mich niemals, niemals besitzen. Möge Armand sterben, da ich ihn nicht zu retten vermag, ich werde ihm im Tode folgen, ich werde in jener fernen Ewigkeit ihm dann vereint sein, ohne daß Ihr die tiefste Herabwürdigung mir bereitet. Ein Schauder ergreift mich, dächte ich allein, daß Eure Hand die meine berührte, und Ihr wagt zu glauben, daß ich

Euer eigen würde, um mit meiner Schande jenes mir theuerste Leben zu erhalten?"

Sie stand vor ihm hochaufgerichtet, blitzenden Auges, im Feuer einer Erregung, wie er sie nie gesehen; sie hatte es vergessen, daß sie als Bittende zu diesem Manne gekommen, von dessen Lippen jetzt ihr Urtheilsspruch abhing, doch er vergaß es nicht.

„Beruhigt Euch, Hortense," sagte er gelassen, „ich will Eure Entehrung nicht. Es ist möglich, daß Ihr es bereits eine solche nennt, als Gattin einem Manne anzugehören, der bereit ist Euer Sklave auf ewig zu sein, wenn Ihr es wolltet, doch die Erregung, in der Ihr Euch befindet, läßt Eure Worte von geringer Bedeutung erscheinen. Denket über mein Verlangen nach; ich erwarte nicht sogleich Eure Entscheidung, doch erinnert Euch, daß übermorgen der Prozeß gegen den Marquis beginnt und daß ich daher morgen Nachmittag Eure Antwort haben muß, soll ich noch mit Erfolg für ihn wirken können. Um sieben Uhr gehe ich in den Club, wo ich Marat, Péthion, Robespierre und die Uebrigen treffe, doch bis dahin werde ich zu Hause sein und Euch erwarten. Vergesset nicht, daß die Stunden, selbst die Minuten kostbar werden können für das Leben eines bedrohten Menschen, daß oft von einem einzigen Worte Freiheit oder Tod abhängt, wenn es zur rechten Zeit an das Ohr der Machthaber dringt. Und jetzt gestattet mir, Euch zu einem Wagen zu führen, ich sehe, daß Ihr der Ruhe nach den Erschütterungen dieses Tages bedürfet."

Er bot ihr mit ritterlicher Artigkeit den Arm, um sie aus seiner Wohnung die Treppe hinab zu geleiten; sie hatte nicht die Kraft ihn zurückzuweisen, körperlich, wie geistig gebrochen erreichte sie unter seiner Führung den Wagen, in welchen er sie hob; als sich der Schlag hinter ihr schloß, überkam sie ein Empfinden, als sei es der Deckel ihres eigenen Sarges, den sie zufallen höre.

Henri kehrte in sein Zimmer zurück, um sich mit einer hastigen Bewegung in den Sessel zu werfen; sein Auge suchte die Stelle, wo Hortense zuletzt gestanden und es war ein wilder verzehrender Ausdruck, der darin brannte, als es sich fest und fester auf den leeren Platz heftete; er schlug die Hände vor sein Angesicht.

„Sie ist noch immer schön wie eine Königin,“ murmelte er vor sich hin, „und dieser Aristokrat, der sie verschmähte, ist ein Narr!“

Sechstes Kapitel.

Es war bereits spät am Nachmittage, als Hortense die Wohnung des Roquenville'schen Paares erreichte.

Espérance's Befinden hatte sich verschlimmert, sie lag in heftigem Fieber; Hector, der an ihrem Bette gesessen, erhob sich bei dem Eintritte Hortense's, ihr seinen Platz einzuräumen; das verhüllte Licht der Lampe verbarg ihm die erschreckende Blässe, den Ausdruck der Verzweiflung in den Zügen des Mädchens.

„Was habt Ihr bei Lablache ausgerichtet?" flüsterte er ihr zu.

Sie vermochte nicht zu antworten, erst, als er die Frage wiederholte, sagte sie gepreßt: „Er behält sich die Entscheidung für morgen vor."

„Ihr sprachet ihn selbst?"

„Ja!"

„Der Elende," murmelte Hector zwischen den Zähnen.

Hortense setzte sich neben das Lager Espérance's und blickte schweigend auf sie nieder; das Gesicht der jungen Frau glühte, ihre Hände griffen auf der Decke hin und her.

„Armand, Armand," flüsterten ihre Lippen kaum verständlich.

Hector neigte sich über sie und küßte ihre Stirn. „Er wird gerettet werden, mein Lieb, mein süßes Weib," sagte er tröstend; er hatte in diesem Augenblicke der bangsten Ungewißheit fast all seinen Groll gegen den Bedrohten vergessen. „Ich muß jetzt in das Schloß," fügte er hinzu, sich zu Hortense wendend. „Valory hat heute den Dienst für mich gethan, um sieben Uhr versprach ich, ihn abzulösen; lebt wohl, Hortense, ich kann beruhigt sein, wenn Ihr meine Frau bewacht."

„Seid ohne Sorge, ich werde bei ihr wachen," sagte Hortense eintönig; der junge Garde du Corps verließ das Gemach.

Es herrschte eine Zeit lang tiefe Stille in dem Zimmer; die ruhiger werdenden Athemzüge Espérance's deuteten darauf, daß sie in einen leichten Schlaf gesunken; ihre Hüterin saß in dem Sessel neben ihr, das Gesicht in die Polster desselben gedrückt. Da plötzlich hob die goldene Stutzuhr auf dem Kamine aus, mit hellem Schlage die siebente Stunde zu verkünden. Hortense fuhr bei dem Klange empor, um mit fast wildem Blicke um sich zu starren.

Sieben Uhr! Noch vierundzwanzig Stunden und

sie mußte die Entscheidung getroffen haben, vor welcher sie dennoch zurückschauderte, wie vor etwas unsagbar Entsetzlichem; sie mußte es gelobt haben, Henri Lablache's Weib zu werden oder rettungslos Armand dem sichern Tode anheimfallen sehen. Noch eine Nacht nur, noch ein Tag, um die Verzweiflung zu erschöpfen, welche diese Entscheidung ihr auferlegte, noch eine Nacht, in der sie am Boden sich winden würde, in heißem Gebete um Rettung, um Erlösung von dem ihr zugedachten Schicksale, um Hülfe, um Befreiung auch für ihn — für ihn. Noch eine Nacht nur, in welcher sie mit sich selbst im qualvollsten Kampfe ringen würde, ob sie das Opfer bringen solle, das ungeheure, das ihr Henri als Preis für seine Dienste gestellt, ob sie, das stolze, reine Weib, dem ungeliebten Manne sich zu eigen geben wolle, um ihn zu retten, der ihrer nie gedacht.

Und der Morgen würde kommen, ohne Hülfe zu bringen, und der Tag würde unbarmherzig auf ihre Qualen herableuchten, wie er auf das Gefängniß herableuchtete, in welchem Armand der Entscheidung seines Schicksals harrte, das nur sie und sie allein zu wenden vermochte. O, Henri Lablache hatte sie zu wohl verstanden; wie sich ihr Herz empörte gegen sein Verlangen, so war er dennoch seines Sieges sicher gewesen.

Ist es denn Liebe, die noch an sich selbst zu denken vermag, die nicht des herbsten Opfers fähig, um seinetwillen, — ach, um seinetwillen? Ist es denn Liebe, die des Lohnes begehrt für das Voll=

brachte, die nicht der Seele Frieden in dem Bewußtsein findet, des Anderen Heil errungen zu haben, gleichviel, ob sie das eigene Glück dabei zertrümmert sah? Das eigene Glück? Ach, sie hatte nie ein solches besessen; übermächtige Liebe wird niemals mit Glück vereint, dem Sterblichen in die Brust gelegt; sie hatte keines von ihm zu erwarten gehabt, dem sich ihr Herz so rückhaltlos zu eigen gegeben; er ging seinen Weg durch das Leben achtlos des ihren, der nur noch an seine Spuren sich zu heften ersehnte, ob beide auch niemals an das gleiche Ziel führen sollten. Ein herzzerreißendes Lächeln glitt über ihr Antlitz hin.

„Würde es Dich schmerzen, Armand, wenn Du hörtest, daß ich Henri Lablache's Weib geworden? Wenn Du jemals es hörtest, warum ich es wurde?“

Sie schauderte leise; nein, nein, er sollte, er durfte es nicht erfahren, weshalb sie so gehandelt; er hatte sie ja verschmäht mit all den Schätzen ihrer reichen Seele, die in ihren Augen nur noch im Hinblick auf ihn von Werth für sie gewesen; so sollte er auch nie erfahren, wie unendlich groß die Liebe zu ihm gewesen, die er nicht verstand, nicht hatte verstehen wollen, so groß, daß sie selbst die Herabwürdigung des Weibes auf sich zu nehmen entschlossen war. —

Sie schrak zusammen; war sie denn wirklich, wirklich schon entschlossen, den verhängnißvollen Schritt zu thun, den tausendfachen Tod der Seele zu leiden um seinetwillen? Sie erinnerte sich der

Worte, die Henri zu ihr gesprochen: der Prozeß würde seinen Lauf nehmen, wenn sie eine verneinende Antwort gäbe, er würde enden, wie es mit demjenigen des Marquis von Favras geschehen; schon Hector hatte ihr gesagt, daß die Richter aus Furcht vor der herrschenden Volkspartei einen Freund des Königshauses nicht zu retten geneigt sein würden, und Henri, sie war dessen gewiß, würde seinen Einfluß aufbieten, das Schicksal des Gefangenen zu verschlimmern, wenn er in seinen Hoffnungen sich so tief enttäuscht sah.

Vor ihrer Seele stieg ein düsteres Bild auf; ein weiter Platz, gefüllt von einer unabsehbar gedrängten Menschenmenge, ein schwarzbeschlagenes Gerüst inmitten dieses Platzes und auf demselben zwei Gestalten, die eine in blutrothem Gewande hielt ein breites blitzendes Beil,*) die andere, o diese andere — sie kannte sie, sie trug die Züge Dessen, den sie liebte, den sie von diesem blutigen Tode zu retten vermocht, wenn sie wollte. „Gott der Gnade, der Barmherzigkeit, habe Mitleid mit ihm und mit mir!“

Der Morgen brach heran; sein ungewisses Licht fiel auf das fieberglühende Antlitz Espérance's, auf das bleiche, überwachte ihrer Pflegerin, aber noch war Hortense zu keinem Entschlusse gelangt, noch rang ihre gemarterte Seele mit den gleichen Zweifeln, wie am Abend zuvor.

---

*) Die Guillotine fand erst im folgenden Jahre Verwendung.

Hector kam von seinem Dienste zurück; er erschrak über den Zustand seiner Frau fast ebenso sehr, als über das Aussehen Hortense's; er theilte ihr mit, daß er seinen Vater um Rath gefragt, ob er eine Bitte an Bertrand Delavigne wagen solle und daß Graf Roquenville es ihm anheimgestellt, was ihm sein Herz zu thun gebiete.

„Ich kann um meines Vaters willen kaum an jenen Mann mich wenden, Hortense," fügte er hinzu, „ich weiß, welche Forderung er an mich richten wird, um seine Dienste mir zu gewähren, und dennoch würde mein Gewissen mir keine Ruhe lassen, wenn ich nicht einen Schritt wenigstens versuchte, um Armand dem ihm drohenden Schicksale zu entziehen."

Hortense blickte stumm zu ihm hinüber; er haßte seinen Schwager, — sie wußte es, und er konnte es dennoch mit seinem Pflichtgefühl und seines Herzens Großmuth nicht vereinen, ihn seinem Verderben zu überlassen, er fürchtete die Vorwürfe seines Gewissens für das Versäumte, und sie? Würde ihr Herz jemals wieder ruhig schlagen dürfen, wenn sie Armand hatte sterben lassen, um ihren Stolz, um ihre Frauenwürde zu retten?

„Könnte Delavigne in der That zu des Marquis' Befreiung wirken?" fragte sie.

„Ich hatte auf seinen Einfluß bei seinem Neffen gehofft."

„Dann hofftet Ihr vergebens; Henri Lablache giebt keiner Ueberredung nach."

„Auch der Euren nicht? Ihr theiltet mir den Erfolg Eures gestrigen Besuches nicht mit.“

„Ich sagte Euch, daß ich heute seine Entscheidung erhalten würde, doch bin ich gezwungen, sie mir selbst zu holen.“

Er bemerkte, wie sie zitterte; eine plötzliche Ahnung blitzte in seiner Seele auf.

„Hortense, — großer Gott, verstehe ich Euch recht?“ fragte er. „Lablache wird es nicht gewagt haben, — er“ —

Hortense versuchte zu lächeln, doch es gelang ihr schlecht. „Fürchtet nichts, Hector; Henri Lablache wird nichts verlangen, was ich nicht erfüllen könnte; ihm selbst war es noch nicht möglich, mit seinen mächtigen Freunden zu sprechen; — das ist Alles, daher die Zögerung.“

„Ihr verbergt mir etwas,“ sprach Hector beunruhigt, „Hortense, ich beschwöre Euch, geht heute nicht mehr zu ihm.“

„Ich verspreche Euch, es nicht zu thun, wenn ich es vermeiden kann und danke Euch für Eure Sorge um mich. — Bleibt Ihr heute zu Hause?“

„Bis Mittags 1 Uhr; von da an bis um sieben habe ich Dienst im Schlosse.“

„Bis um sieben Uhr,“ dachte Hortense, „er wird mich vielleicht in seinem Hause nicht mehr finden, das ich nie mehr betreten werde, wenn ich es so verließ.“

Der Tag verging unter wechselnden Besorgnissen; Hector unterließ auf Hortense's Rath seinen

Besuch bei Delavigne, welcher der Ersteren nutzlos erscheinen mußte, wenn es sich um eine Fürsprache bei Henri handelte. Beide weilten die meiste Zeit in dem Krankenzimmer Espérance's, deren Fieber nicht nachgelassen. Hector mußte endlich sich in das Schloß begeben; Hortense nahm, wie am gestrigen Tage, ihren Platz neben dem Bette ein und starrte düster vor sich hin.

Das Schlafzimmer Espérance's war nach der Straße zu gelegen; Hortense hörte, wie im Traume, das Brausen der Volksmenge draußen, das Rollen der Equipagen, das Geräusch des täglichen Lebens der großen Stadt; ihr war es, als ob sie bereits außerhalb dieses Lebens stände, auf steuerlosem Fahrzeuge in ein tobendes Meer geworfen, dessen Wogen sie in jedem Augenblicke in ihre Tiefen zu reißen drohten. Doch jetzt schien in das Geräusch auf der Straße eine plötzliche Stille eingetreten; ein Ausrufer schien der Menge etwas zu verkündigen, das für einige Minuten die Aufmerksamkeit derselben fesselte. Hortense hörte die eintönige Stimme des Sprechers, der seine Botschaft wie ein eingelerntes Pensum herunterrief; jetzt kam er näher, sie unterschied deutlich die einzelnen Worte:

„Prozeß gegen den Marquis Armand von Brissac, geführt von dem Criminalgericht des Châtelet. Beginn morgen Vormittag zehn Uhr.“

Das unglückliche Mädchen zuckte empor, wie von einem Dolche getroffen. — So sollte es denn Wahrheit werden, was sie noch immer, wie durch

ein Wunder verhütet, hoffte; der Himmel hatte kein Erbarmen mit ihres Herzens Qualen gehabt, er ließ das Geschick unerbittlich seinen Gang gehen und stellte es in ihre Hand, ob sie dasselbe aufhalten wolle oder nicht. Sie blickte auf Espérance, die sich in ihrem Bette unruhig hin- und herzuwerfen begann; die Worte des Ausrufers schienen auch ihr Ohr erreicht zu haben.

„Armand, Armand," stöhnte die Kranke mit dem Ausdrucke tiefster Seelenangst.

Die Uhr auf dem Kamin schlug sechs. „Allbarmherziger Gott, nur eine Stunde noch — eine Stunde!" Hortense sank neben dem Bette auf die Kniee und drückte ihre Lippen in das weiche blonde Haar ihrer jungen Freundin.

„Leb' wohl, leb' wohl, meine Espérance — sei getrost — ich gehe ja, um ihn zu retten, — was ist an mir gelegen — wenn nur er erhalten bleibt, — nur er!"

Die Fiebernde verstand sie nicht; sie blickte mit den großen umflorten Kinderaugen zu ihr empor, fragend und doch mit dem Vertrauen, daß von Hortense ihr Hülfe kommen müsse, wie sie es seit Jahren von ihr gewohnt war; aus der Brust des Mädchens rang sich ein unterdrücktes Schluchzen, sie umfaßte noch einmal mit fast irrem Blicke die Schwester des Geliebten, dann wandte sie sich hastig ab und eilte zum Gemache hinaus.

Im Nebenzimmer wartete die Kammerfrau der Befehle ihrer jungen Herrin. Hortense schickte sie

in das Schlafgemach, um ihre Stelle als Wächterin einzunehmen; selbst in dieser Stunde wildester Verzweiflung vermochte sie nicht auch nur eine ihrer Pflichten zu vergessen.

„Ich habe einen wichtigen Gang in die Stadt vor, Clairon," sprach sie mit einer Stimme, vor deren Klang sie selbst erschrak, „sagt dem Grafen, wenn er heimkehrt, daß ich wahrscheinlich bei meiner Tante Duplessis bleiben werde, falls die Stunde der Rückkehr mir zu spät erscheint; er solle sich um mich nicht sorgen."

Die Kammerfrau war zu gut geschult, um ein Wort des Erstaunens über die Absicht Hortense's zu äußern, heute vom Hause fortzubleiben, während die junge Gräfin, ihre Freundin, krank war; die sichtliche Zerstörung jedoch in den Zügen, in dem ganzen Aussehen des Fräulein von Viomesnil ließ sie vermuthen, daß es zwingende Gründe seien, welche sie hinwegriefen; so begnügte sie sich, ihrer Anweisung zu folgen und geräuschlos ihre Stelle bei der kranken jungen Frau einzunehmen.

* * *

Henri Lablache hatte den Tag ebenfalls in unruhigster Erwartung verlebt; von Viertelstunde zu Viertelstunde hatte er gehofft, eine Botschaft Hortense's zu erhalten, welche ihm ihre Unterwerfung unter den von ihm gemachten Vorschlag verkündigte, doch vergebens; es war Mittag geworden, es war

fast Abend und sie nicht gekommen; — sollte ihr Abscheu vor dem zu bringenden Opfer wirklich so groß sein, um lieber Armand preiszugeben, als sich selbst?

Es war unmöglich; er kannte sie genau genug, um ihr den Heroismus schrankenloser Liebe zuzutrauen, der auch vor dem Schwersten nicht zurückzubeben vermag; er hatte, auf diese Kenntniß ihres Charakters gestützt, nichts unterlassen, um ihr diesen Schritt als ein Nothwendiges, ein Unabweisliches hinzustellen, dessen Vermeiden sie größerem Elend anheimgab, als das es war, seine Gattin zu werden.

Und war es denn ein Elend, solche zu sein? Er liebte sie mit jener Alles vergessenden Leidenschaft, die vor keinem Mittel zurückscheut, sich in den Besitz des angebeteten Weibes zu setzen, das ihm begehrenswerther in ihrem Schmerze erschien, als sie es je in den Tagen friedlichen Stilllebens in Arvillers gewesen. —

War es ein Unglück, statt des ewigen Wehes unerwiederter Liebe, an der dieses Weibes Seele krankte, die seine entgegenzunehmen, die seine, welche kein anderes Streben kannte, als ihr Leben fortan froh und sorglos zu gestalten?

Der kurze Frühlingstag begann zu sinken; Henri erinnerte sich, daß er in den Club der Cordeliers sich zu begeben habe, wo heute die Angelegenheit des Marquis unter den Mitgliedern verhandelt werden sollte; es fehlte nur noch eine halbe

Stunde bis zum Beginn der Sitzung — und sie war nicht gekommen!

So hatte er denn keinen Grund, für die Befreiung des Marquis seine Worte zu verschwenden; mochte er sterben, wenn sie es denn nicht anders wollte. Der junge Republikaner kleidete sich hastig an, um sich in das ehemalige Kloster der Cordeliers zu begeben, wo der Club seine Zusammenkünfte hielt. Er war soeben im Begriffe, seine Wohnung zu verlassen, als sein Diener in sichtlicher Eile in das Zimmer trat.

„Die Dame, Bürger Lablache, ist wieder hier, die Euch gestern besuchte; sie fragt, ob sie Euch noch sprechen könne.“

„Führe sie sofort herein.“

Der Diener öffnete die Flügelthür, die er sogleich nach dem Eintreten Hortense's wieder schloß. Henri wartete nur die Entfernung seines Untergebenen ab, um auf das Mädchen zuzueilen, das starr und bleich an der Thür stehen geblieben; es fehlte ihr im letzten Momente noch die Kraft, das Wort der furchtbaren Entscheidung auszusprechen.

Er nahm ihre Hand, um sie in das Zimmer zu führen; die Berührung der seinen ließ sie erschaudernd zu dem Bewußtsein kommen, daß sie sprechen, daß sie handeln müsse — um seinetwillen.

„Ihr wolltet meine Antwort, Henri Lablache,“ sagte sie dumpf, „ich bringe sie Euch selbst; befreit den Marquis und ich gelobe es, Euer Weib zu sein.“ —

Sie wäre zur Erde gesunken, wenn er sie nicht gehalten.

„Hortense!"

Er wagte nicht, die wie leblos in seinen Armen ruhende Gestalt an sein Herz zu drücken; er ließ sie langsam auf einen Divan gleiten und stand dann, die Arme über der Brust verschränkt, schweigend sie betrachtend. Hortense schien seinen Blick zu fühlen; sie richtete sich empor, ihr Auge heftete sich fest auf ihn.

„Ihr habt meinen Entschluß gehört; werdet Ihr Euer Wort halten?" fragte sie hart.

„Fürchtet nichts," sagte er, offenbar verletzt durch ihr Mißtrauen, „auch ein Republikaner pflegt ein gegebenes Wort zu halten, zu welchem ihn, wie in diesem Falle, seine Ehre verpflichtet. Ich hatte mir gelobt, Euren Besitz mir zu erringen, doch habe ich nicht die Absicht, durch einen Schurkenstreich Euch zu gewinnen, der Euch um den Preis Eures Opfers bringt. Ihr sollt nicht früher meine Gattin werden, als bis ich die Freiheit des Marquis erwirkt, dies jedoch, — erschreckt nicht, Hortense, — kann schon morgen sein. Seid Ihr damit einverstanden und wird Euch Euer gegebenes Wort nicht gereuen?"

„Gereuen? Ja, Henri, aber auch ich werde es halten."

„So habe ich Euch nur zu bitten, Euch für die bürgerliche Vollziehung unserer Ehe morgen bereit zu machen," sagte er kurz, fast geschäftsmäßig, „gegenwärtig ruft mich die Nothwendigkeit, Euch zu

dienen, in den Club. Befehlt Ihr, daß mein Diener Euch einen Wagen hole, um nach Hause zurückzukehren?"

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. „Nein, nein, nicht mehr zu ihnen zurück, die ich für immer verließ."

„Gut denn, so werde ich auf dem Wege zu den Cordeliers Euch in die Wohnung einer meiner Verwandten bringen, die Euch bis zu unserer Trauung bei sich aufnehmen wird."

Ihm war es nicht unlieb, daß Hortense nicht mehr in das Roquenville'sche Haus zurückkehren wollte; war es doch nicht unmöglich, daß man sie mit Gewalt an der Erfüllung ihres Versprechens hinderte, sobald man es erfahren, zu welchem Schritte sie sich entschlossen.

Henri kam an diesem Abende erst spät in den Club, die Sitzung hatte bereits begonnen; Bertrand Delavigne, der zu der Partei der Gemäßigteren gehörte und ausnahmsweise nur die Cordeliers besuchte, empfing seinen Neffen an der Thür des einstigen Refectoriums.

„Du bliebst lange aus," flüsterte er ihm zu, „man wartet bereits auf Dich."

„Aus welchem Grunde?"

„Man will Deinen Bericht über die Angelegenheit des Marquis."

Henri's Stirn verfinsterte sich.

„Sie werden vergebens warten; ich bin entschlossen, ihn zu retten."

„Unmöglich, Henri, wie gelangst Du dazu?“

„Erstaunt nicht allzusehr, Oheim, sondern leiht mir Euren Beistand. Ich habe es ihr versprochen, die ich liebe, und nur unter dieser Bedingung wird sie mein Weib. Er muß schon morgen frei werden.“

„Du stürzest Dich in Dein Verderben, wenn Du ihn zu schützen suchst.“

„Wollt Ihr mir beistehen, Oheim?“

„Ich will es, doch womit?“

„Marat ist Euer Schuldner, erlaßt ihm die Forderung, er ist mit Geld zu gewinnen.“

„Es soll geschehen, die Schuld ist nicht bedeutend, sie beträgt nur 20,000 Frcs.“

„Ihr kennt ferner die Richter des Châtelet; sie werden zu bestechen sein, wenn Worte nichts vermögen.“

„Sie sind für Geld Alle zu haben, seit die Assemblée sie ernennt.“

„Die Lumpen,“ flüsterte Henri zwischen den Zähnen. „Wollt Ihr also einen Theil Eures Reichthums für mich opfern?“

„Das Opfer wird nicht groß sein und vielleicht nicht nothwendig, wenn Du heute durch Deine Rede siegst.“

„Ich werde es versuchen; horch, man ruft meinen Namen. Wir wollen sehen, was ich heute zu leisten vermag.“

Es war zwei Stunden später, als Henri die Tribüne verließ, athemlos und erschöpft, aber das

Feuer des Triumphes in seinen Augen leuchtend, — er hatte in flammender Rede über seine Freunde, heute seine Gegner, gesiegt, er hatte sie zu überzeugen gewußt, daß er einem Irrthum unterlegen, als er die Sendung des Marquis für eine politische gehalten. Danton und Péthion hatten sich seiner Meinung widersetzt, daß das Verfahren gegen Armand eingestellt werden müsse, bis endlich Marat sein entscheidendes Wort abgegeben, daß der Marquis wegen mangelnder Beweisgründe in Freiheit gesetzt werden dürfe; das Mittel Delavigne's hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Das Benehmen Marats in diesem Falle mußte Befremden erregen, doch war sein Ansehen in dieser Versammlung wildester Köpfe zu groß, um sich ihm zu widersetzen. Henri eilte zu seinem Oheim, um mit diesem gemeinsam den Heimweg anzutreten.

„Ich danke Euch, daß Ihr mir geholfen," sagte er, „ohne Marats Wort wäre die Sache bis morgen vertagt worden und wer weiß, was sich bis dahin ereignet."

„Der Dienst ist geringe, den ich Dir erwiesen," sprach Delavigne, „Du kannst, wenn Alles in erwünschter Weise sich für Dich erledigt, morgen schon Deine Hochzeit mit der Aristokratin feiern."

Er fühlte, wie der Arm des jungen Mannes zitterte, den derselbe in den seinen geschoben.

„Es erscheint uns ein Großes," fuhr Bertrand fort, „wenn wir uns am Ziele lang gehegter Wünsche sehen, gleichviel, ob diese unser Glück oder unser

Verderben bilden werden. Ich fürchte das Letztere für Dich aus einer Verbindung, die Dich in den Augen der Unseren herabsetzen wird."

„O, erinnert mich jetzt daran nicht," murmelte Henri, „sie ist mein."

Bertrand schwieg einige Minuten.

„Mir kommt soeben in den Sinn, daß Du für Deine zukünftige Frau noch keine passende Wohnung haben kannst," sagte er, „ich stelle Dir die Zimmer zur Verfügung, die ich für Hectors Gattin bereits einrichten ließ. Bis mein Sohn in sein neues Haus einzieht, mögt Ihr diese bewohnen."

„Dank, tausend Dank, mein Oheim, Ihr überschüttet mich mit Beweisen Eurer Güte."

Bertrand athmete tief auf. „Ich vermag noch immer nichts für den zu thun, der als mein Sohn einem Andern gehört; zu welchem Zwecke soll ich meinen Reichthum verwenden, wenn es nicht für ihn ist, oder für die, welche mir durch Madeleine als Blutsverwandte nahe stehen? Deine zukünftige Frau wird als Aristokratin verwöhnt sein; Du darfst nicht daran denken, sie in ein einfaches Bürgerhaus zu führen."

„Sie würde mir dahin folgen, wenn sie mich liebte," bemerkte Henri düster.

„Bist Du nicht ein Thor, ein Weib gewaltsam an Dich fesseln zu wollen, das Dir nur mit Ueberwindung zu gehören vermag?"

„Laßt das, Oheim, ich kann nicht anders," sprach Henri gepreßt, „sagt mir lieber, ob Ihr Euch

noch nicht in den Besitz jener Papiere zu setzen vermochtet, die Ihr gebraucht, um Eure Rechte an Hector zu beweisen?"

„Noch nicht, ich sehe, daß mir nur noch ein einziges Mittel bleibt."

„Welches?"

„Wäre der Graf in meiner Gewalt, wie es Armand Brissac in der Deinen ist, so würde ich ihn zwingen können, sie mir auszuliefern."

„Eine Gelegenheit, ihn zu verhaften, wird sich finden, sobald die Pläne der Unseren sich erfüllen und das Königthum gestürzt ist."

„So hoffe auch ich; doch hier sind wir an meinem Hause; ich werde sofort die nothwendigen Befehle geben, Alles zum Empfange Deiner Frau für morgen vorzubereiten."

Hortense hatte die Nacht und den folgenden Tag in dem Hause der Bürgersfrau zugebracht, zu der Henri sie geführt; Frau Montard hatte gesucht, es ihrem Gaste nach besten Kräften behaglich zu machen, von welchem Henri ihr zugeflüstert, daß sie denselben als seine Braut zu betrachten habe. Eine seltsame Braut, so sagte sich die ehrliche Bürgerin, als sie verstohlen das schöne vornehm blickende Mädchen beobachtete, das so bleich und stumm in einer Ecke ihres Zimmers saß, die durchsichtigen Hände im Schooße gefaltet, nein, gerungen, wie unter dem Drucke des tiefsten Kummers. Ob sie denn ihren Neffen, der so stattlich in ihren eigenen Augen, nicht gerne nahm und warum that sie es

überhaupt, wenn dieses Bündniß sie offenbar unglücklich machte?

Da war ihre eigene Tochter, die den Gemüsekrämer drüben zum Manne hatte, eine fröhlichere Braut gewesen; das mütterliche Herz lachte ihr noch bei der Erinnerung an die Schelmereien, welche Beide zusammen ausgeführt. Sie hatte versucht, zur Mittagszeit Hortense zum Essen zu bewegen; doch diese hatte nur verneinend das Haupt geschüttelt und Frau Montard hatte sich gekränkt zurückgezogen, in dem Bewußtsein, daß ihre Küche dem vornehmen Mädchen zu geringe sei. Nun saß sie schon wieder seit Stunden unbeweglich, wie auf etwas wartend; weshalb nur Henri nicht kam, ihr diesen gradezu unheimlichen Gast wieder abzufordern?

Doch horch, jetzt tönten Schritte auf dem Hausgange drunten; ein flüchtiger Fuß stürmte die Treppe hinan, es war ihr Neffe, der, ohne sie zu beachten, erhitzten Antlitzes, freudig erregt in das Zimmer eilte, in welchem sich Hortense befand. Auch das Mädchen hatte seinen Schritt vernommen; ihre großen angstvollen Augen hefteten sich auf die Thür, in welcher gleich darauf Henri erschien; — ein einziger Blick auf ihn, ließ sie errathen — als Sieger.

Er näherte sich ihr ehrerbietig.

„Ich komme das Versprechen einzulösen, Hortense,“ sagte er, „das ich Euch gestern Abend gab. Hier bringe ich Euch den Befehl zur Freilassung des Marquis von Brissac, unterzeichnet von den Vertretern der Nationalversammlnng, Barnave, La-

meth und Péthion; die Verdachtsgründe gegen ihn sind nicht schwerwiegend genug, um das Verfahren einzuleiten, er kehrt noch heute zu den Seinen zurück."

Er verschwieg ihr, wie weit sein Bemühen es veranlaßt, diese Verdachtsgründe zu zerstreuen und wartete einige Minuten ihrer Antwort.

„Habt Ihr mir nichts, gar nichts zu sagen, Hortense?" fragte er, als sie stumm blieb und wie geistesabwesend auf das in ihrem Schooße liegende Papier starrte. Sie schreckte empor bei seiner Frage.

„Ich danke Euch," sagte sie langsam und mit Anstrengung.

Sein Antlitz überflog eine momentane Röthe, war es die des Unwillens, war es die innerer Ungeduld?

„Ich nehme nicht an, daß Ihr dem Marquis selbst seine Befreiung mitzutheilen wünscht," sprach er ernst, „mein Oheim wird daher in meiner Gegenwart dieses Papier aus Eurer Hand empfangen, um es in das Châtelet zu bringen. Doch zuvor, Hortense, wird er als Zeuge unserer Trauung beiwohnen, welche der Maire binnen einer halben Stunde zu vollziehen mir zugesagt; ich bin gezwungen Euch meinerseits an Euer Versprechen zu erinnern, da ich das meine erfüllte. Seid Ihr bereit mir zu folgen? Der Wagen wartet."

Er sprach ruhig, fast kalt; nur das unruhige Flackern seiner Augen, nur das Zucken seiner Lippen verrieth die Aufregung, in der er sich befand und

die fast derjenigen gleich kam, welche Hortense seit seinem Eintritt mit verzweifelter Gewalt zu unterdrücken strebte. Sie erhob sich gleichmäßig, kalt wie er.

„Ich bin bereit, Henri, auch ich pflege meine Zusage zu halten.“

Er hüllte die, trotz des Frühlingtages bebende Gestalt in ihren Mantel und trug sie mehr, als er sie führte, die Treppe hinab in den harrenden Wagen. Kein Wort wurde auf dem Wege zwischen ihnen gewechselt; Henri hatte den Rücksitz des Wagens eingenommen und blickte wie in Zerstreuung in das Straßengewühl vor ihm; Hortense lag in ihrer Ecke, theilnahmlos für die Vorgänge um sie her, da plötzlich zuckte sie empor; eine Stockung auf der Straße ließ den Wagen eine kurze Zeit halten und als ihr Blick die vor ihr liegenden Häusermassen überflog, blieb er auf einem düsteren Gebäude haften, dessen überragende Thürme demselben etwas Drohendes, Festungsmäßiges gaben; es war das Gefängniß des Châtelet, in welchem zu dieser Stunde noch Armand sich befand.

Hortense schauderte zusammen, ihre Hände preßten sich gegen die Brust, auf welcher das Papier ruhte, welches seine Freilassung enthielt, ihre Augen streiften den Mann, dessen Weib sie in einer kurzen Viertelstunde heißen sollte, dann hefteten sie sich von Neuem auf das Gebäude vor ihr, als wollten sie die Mauern desselben durchdringen, als suchten sie ihn, für dessen Rettung sie dieses ungeheure Opfer

brachte, und ihre Lippen flüsterten das Wort, das er niemals, niemals von denselben hören sollte: „Um Deinetwillen, Armand, um Deinetwillen!“

Mit der Spaltung, welche in dem kirchlichen Leben Frankreichs durch das Decret der Assemblée gegen die Geistlichkeit entstanden, mit der Theilung derselben in beeidigte und unbeeidigte Priester war man unter der jetzigen Gesetzgebung auf den Ausweg gekommen, die bisherigen kirchlichen Handlungen nur als eine freiwillige Ergänzung der staatsbürgerlichen hinzustellen, daher Trauung wie Taufe durch einen Gemeindebeamten vollziehen zu lassen und sie somit von einer religiösen Feier gänzlich zu trennen. Dieses erst seit Kurzem von der Assemblée entworfene Decret ermangelte noch, wie die Mehrzahl der anderen, der Bestätigung des Königs, wurde jedoch von der Revolutionspartei bereits mit Vorliebe benutzt und so führte auch Henri Lablache seine Braut nicht in die Kirche, sondern zu dem Maire des nächsten Arrondissements, um nach bürgerlichem Rechte Hortense zu der Seinen zu machen.

In dem Amtszimmer des Letzteren waren nur wenige Personen anwesend; Bertrand Delavigne erwartete das Brautpaar an der Schwelle und reichte Hortense den Arm, sie zu einem Sessel zu geleiten, bis eine andere Amtshandlung erledigt, welche ihrer Trauung vorangehen sollte; Henri stand einige Schritte von ihr entfernt an ein Bücherrepositorium gelehnt.

„Darf ich Euch um einen Dienst ersuchen,

Mr. Delavigne?" wandte sich Hortense an den Oheim ihres künftigen Gatten.

Der amerikanische Bürger verbeugte sich leicht.

„Ich bitte über mich zu verfügen."

Hortense legte das wichtige Papier in seine Hand.

„Gelobt mir bei Eurer Ehre, diesen Befehl der Assemblée noch heute in das Châtelet zu bringen."

„Ich bin bereits davon unterrichtet, seid gewiß, daß ich Euren Wunsch pünktlich erfüllen werde."

„Ich danke Euch dafür."

Henri, der trotz seiner scheinbaren Achtlosigkeit die kleine Scene beobachtet, neigte sich jetzt zu ihr.

„Es ist Zeit."

Sie legte die eiskalte, zitternde Hand in die seine und erhob sich, um vor den Maire zu treten.

Die Abendsonne warf ihre röthlichen Strahlen durch die trüben Fenster in das öde unfreundliche Gemach, auf die altersgeschwärzten Wände, die plumpen Möbel, den fleckigen Fußboden; sie streifte die Gestalten des Brautpaares, welche jetzt vor dem Beamten standen, die an sie gerichteten Fragen zu beantworten, sie spielten auf der goldigschimmernden Lockenfülle Hortense's, auf dem kurz geschnittenen braunen Haare des Mannes ihr zur Seite, der mit bebender Stimme nur seine Aussagen zu geben vermochte, während die ihren so unbewegt lauteten und dennoch so völlig klanglos.

Die einfache Ceremonie war vorüber; der Maire legte das Buch auf sein Pult, in welches die soeben

Vermählten ihre Namen eingetragen und näherte sich Hortense.

„Bürgerin Lablache, ich spreche Euch meine Glückwünsche aus."

Aber er erhielt keine Antwort; ohnmächtig lag die Gattin Henri's in den Armen der sie umgebenden Männer.

— — — — — — — — — — —

Der Morgen war schon längst über dem Häusermeere von Paris aufgegangen; das Geräusch des Tages mit seinen tausendfachen Sorgen, Lasten und Mühen erfüllte die breiten Straßen, in welchen die geschäftige Menge im Ringen um das tägliche Brot, im Ringen nach anderen, noch begehrenswertheren Gütern aneinander vorübereilte.

An dem Fenster eines mit fast überladener Pracht ausgestatteten Gemaches in Delavigne's Hause, saß Hortense starr und regungslos, wie sie am gestrigen Tage in der Wohnung der Bürgerin gesessen. Seit sie in früher Morgenstunde von der neu engagirten Kammerjungfer sich mechanisch, wie eine Leblose, hatte ankleiden lassen, war sie hierher geflüchtet, keines klaren Gedankens, keiner willkürlichen Bewegung fähig, nur die Centnerlast eines Elends auf der gemarterten Seele, für das es fortan keine Abhülfe, keine Erlösung gab.

Sie dachte an Armand, der zu dieser Stunde wohl schon wieder im Kreise der Seinen weilte, ahnungslos, wessen Hand er seine Befreiung dankte.

„Ahnst Du es, Armand, wie entsetzlich das Opfer war, das ich gebracht um Deinetwillen?“

Nein, er ahnte es nicht; ihr Denken, wie ihr Empfinden hatte in seiner Seele niemals jenes Echo gefunden, um ihm ihre Handlungsweise klar werden zu lassen, selbst wenn er erfahren, was aus ihr geworden.

Wir lesen in der Seele Derer nur, die wir mit der Kraft der unsern lieben und wir ersetzen durch den Glauben an die Geliebten, das, was unserm Verstehen in entscheidenden Lebenslagen derselben unenträthselt bleibt.

Armand würde es nie begreifen, weshalb sie Henri Lablache's Frau geworden; er würde vielleicht verächtlich die Achseln darüber zucken und von anderen Dingen sprechend, ihrer nicht mehr gedenken.

Der schwere seidene Vorhang bewegte sich, welcher das Gemach von dem daranstoßenden Saale trennte; Henri erschien zwischen den Falten desselben, er beobachtete einige Minuten von seinem Platze aus das schöne, stolze Geschöpf, welches jetzt sein eigen war und der Blick war nicht ohne Mitleid, der auf ihrer regungslosen Gestalt ruhte.

„Hortense,“ sagte er endlich halblaut, fast weich.

Sie antwortete nicht; eine glühende Röthe nur überzog ihr Antlitz und Nacken, ihm zu beweisen, daß sie seine Stimme vernommen. Er näherte sich ihr und vor ihr niederknieend, ergriff er ihre Hand.

„Vergieb mir, Hortense!“

Sie entzog ihm ihre Hand nicht; gleichgültig und kalt kam es von ihren Lippen:

„Was hätte ich Euch zu vergeben, Henri? Wir schlossen einen gegenseitigen Vertrag und haben Beide ihn erfüllt, nichts weiter.“

Er schlang die Arme um sie und blickte sie flehend an.

„O nicht diese Kälte, diesen herben Ton der Verachtung, Hortense, der mich tiefer trifft, als es Dein Wort des Vorwurfes vermöchte. Nur einmal sage mir, daß Du mir verzeihen willst, den nur die Liebe zu Dir zu seinem Handeln trieb, nur einmal sage mir,“ er sprach es leise, wie zagend aus, „daß Du versuchen wirst, mich wieder zu lieben, nicht wie ich selbst Dich, — das ist unmöglich, — doch in der Ueberzeugung, daß Niemand in der Welt Dich, wie Dein Gatte liebt.“

Ihr Gatte! Sie erbebte bei seinem Worte, weshalb mußte er sie daran erinnern, daß er ein Recht zu fordern hatte, was ihr Herz freiwillig ihm nicht zu gewähren sich überwinden konnte? Stumm blickte sie auf den vor ihr knieenden Mann, dessen Blicke mit verzehrender Leidenschaft an den ihren hingen.

„Nochmals, Henri,“ sagte sie endlich, „ich habe kein Recht Euch zu zürnen, daß Ihr die Verhältnisse, die mich in Eure Hände gaben, zu Euren Gunsten wandtet. Ich versprach Euer Weib zu werden, ich bin es jetzt; ich habe den festen Entschluß, meine Pflicht Euch gegenüber zu erfüllen und

Ihr sollt, soviel in meiner Hand liegt, niemals Ursache haben über mich zu klagen, doch Liebe, Henri, läßt sich nicht gebieten, weil sie ein freies Geschenk des Herzens ist; begnügt Euch deshalb mit dem, was Ihr durch der Umstände Macht errungen, was Euch fortan dauernd gehört."

„Was mir gehört, Hortense," wiederholte er gepreßt, „es erscheint so viel und ist dennoch so wenig, im Vergleiche zu dem, was ich für Dich empfinde. Denkst Du, daß mir der Besitz allein genügt, den ich mit Deiner Person errungen? Nein, ich verlange mehr, denn ich liebe Dich glühender noch als zuvor, seit Du mein geworden, ich will Dein Herz und Deine Seele auch besitzen, Dein Herz, das jenem Andern gehört, den ich nie zuvor so tief beneidet, die Seele, die vielleicht in meinen Armen seiner noch gedacht."

Ein Blick stolzester Verachtung traf ihn aus ihren Augen; er drückte sein Antlitz in ihr Gewand.

„Rechte nicht mit mir, Hortense," murmelte er, „ich weiß nicht, was ich spreche, wenn ich in Deine Züge sehe, die mir den Vorwurf zurufen, welchen Deine Lippen verschweigen. Zürne mir auch nicht, daß ich noch bitterer als zuvor Jenen hasse, dem Du die Schätze Deines Herzens hingeworfen, damit sein Fuß achtlos sie zertrete. Mir ist es nicht gegeben, wie die weichen Seelen zu lieben, die in ihrem Glücke kein anderes Empfinden mehr kennen, als die ganze Welt um sie her gleichfalls glücklich zu

sehen und, — o mein Weib, mein Weib — bin ich denn glücklich? — Kann ich es sein?"

Es begann sich etwas wie Theilnahme in der Brust Hortense's zu regen, als sie auf ihn niederschaute und dennoch war es eine tiefe Bitterkeit, die sie zu gleicher Zeit durchdrang. Ein geringer Theil nur der Leidenschaft, welche dieser Mann für sie empfand, von Armand ihr dargebracht, hätte genügt, ihr Leben unsagbar reich und wonnevoll zu machen — und jetzt — und jetzt? Sie athmete tief auf, als sie ihre Hand auf das Haar des Mannes legte, der ihr Gatte war.

„Lasset uns vernünftig sein, Henri," sagte sie, „vernünftig, wie es Menschen geziemt, die in dem Meere des Lebens Schiffbruch gelitten an ihren liebsten Hoffnungen. Lernt Euch begnügen mit dem, was Euch mit dem Besitze des Weibes geworden, das Ihr so lange begehrt und seid gewiß, daß Ihr von meiner Seite, wenn auch kein Glück, doch keine Trübung Eurer Ruhe zu erwarten habt. Mein Loos ist das härtere von uns Beiden; dies wenigstens solltet Ihr begreifen, doch die Gefahr, welche Ihr noch immer in der Gestalt jenes Mannes erblicket, möge Euch nicht nutzlos Schmerz bereiten."

„Wird sie es niemals, niemals, Hortense?" fragte er dringend. „Nur dies Eine, dies Eine laß mich wissen und ich will zufrieden, ich will ruhig werden."

„Ich habe Hector Roquenville in einem Billete, das ich gestern noch schrieb, gebeten, gegen Jeden

über die Gründe zu schweigen, die mich bestimmten, Eure Hand zu nehmen; Espérance ist krank und ahnt nicht, was sich in den letzten drei Tagen zugetragen; der Marquis wird es nie erfahren, daß er mir sein Leben schuldet und Euch ist es bekannt, daß er mich nie geliebt."

Sie erstaunte über sich selbst, daß sie das Letzte so ruhig auszusprechen vermochte; war Alles, Alles in ihr zerbrochen, was sie an das Leben fesselte, seit der gestrigen Nacht? War die Vergangenheit mit ihren verschwiegenen und dennoch theuren Schmerzen mit einem Schlage versunken in dem Leide der Gegenwart?

Henri erhob sich von seinen Knieen; die letzten Worte Hortense's hatten ihn etwas beruhigt. Er erinnerte sich, daß die Stunde nicht fern sei, zu welcher er in die Nationalversammlung gehen müsse, aber es erschien ihm noch unmöglich, sich von der geliebten Frau zu trennen.

„Ich hatte gestern in der Eile unserer Vermählung nicht Zeit für Dich und Deine Bequemkeit in einer Weise zu sorgen, wie Du es beanspruchen kannst," sagte er in verändertem Tone, „ich erbitte wegen dieser Versäumniß Deine Nachsicht, Hortense. Was Du in Deinen Zimmern geändert zu haben wünschest, es soll sofort geschehen, die Dienerschaft meines Oheims ist angewiesen, Deinen Befehlen in Allem zu gehorchen, Du wirst jedoch auch den Wunsch haben, die Sachen, welche Du im Hotel Roquenville znrückgelassen, um Dich zu sehen;

gieb Deine Anordnungen, ob dieselben geholt werden sollen."

„Es kann geschehen, wenn Ihr es wollt, Henri die Sachen, welche ich mein eigen nenne, sind nicht zahlreich, es wird Euch nicht unbekannt sein, daß Ihr ein armes Mädchen heirathetet, ich besaß nichts, was ich nicht der Großmuth meiner Verwandten dankte."

Er lächelte, während er seinen Arm um die Lehne ihres Sessels legte, um das Vergnügen zu haben, wenigstens ihr lang herabfallendes Haar berühren zu dürfen.

„Ich dachte nicht an Geld und Gut, als ich Dich zu lieben begann, so wenig wie ich gestern und heute daran gedacht. Ich habe Dich, nur Dich allein gewollt."

„Ich besaß bisher eine Rente aus einer Schenkung, welche man mir bei meinem Scheiden von Arvillers für die dort geleisteten Dienste machte," sprach Hortense, „ich glaube jedoch, daß sie mit meiner Heirath erlöschen wird."

„Du sollst des Geldes jener Menschen auch nicht mehr bedürfen," erwiderte der junge Republikaner stolz, „ich werde Mittel finden, meiner Frau die Annehmlichkeiten des Lebens aus eigener Kraft zu verschaffen. Der französische Staat ist verpflichtet, seine Befreier glänzender zu stellen, als bisher seine Sklaven."

Es konnte ihm nicht entgehen, daß diese Worte seine Gattin unangenehm berührten.

„Der Mann der Revolution, Hortense, vergißt es, daß er eine Aristokratin zur Frau genommen," fügte er wie entschuldigend hinzu, „ich wollte Dich in Deinen Sympathien nicht kränken, die Dich noch lange Zeit zu Jenen ziehen werden. Vielleicht kommt jedoch Dir einst die Erkenntniß, daß wir es waren, die in ihrem Rechte, als wir die Grundlage jenes veralteten Gebäudes erschütterten, welches Frankreichs Staatswesen bildete; Du warest früher der Auflehnung gegen das Bestehende nicht fern, denn auch Du, ich weiß es wohl, hast unter dem Dünkel und der Verachtung derer zu leiden gehabt, die sich über Dich zu stellen wagten, weil ihnen der Zufall die Macht des Ranges und des Reichthums gegeben. Und nun lebe wohl, ich muß in die Versammlung, ein neues Gesetz berathen helfen, das gegen die Emigration erlassen wird."

Er zog sie an sich und küßte sie auf Stirn und Wangen; sie duldete es, ohne seine Liebkosung zu erwidern.

„Schont mich, Henri," flüsterte sie endlich abwehrend.

Er gab sie mit einem Seufzer frei.

„Werde ich nie von Deinen Lippen das trauliche ‚Du' zu hören bekommen, das ich so schmerzlich schon vermißt?"

„Lasset mir Zeit."

Er drang nicht länger in sie, sondern eilte davon, um noch zur rechten Zeit in die Assemblée zu

kommen, in welcher er heute nur mit halbem Interesse zu weilen vermochte, ungeduldig von Stunde zu Stunde den Moment ersehnend, der ihn zurück zu dem schönen kalten Weibe führen sollte, das er seit gestern seine Frau nannte.

Siebentes Kapitel.

In dem Hotel Roquenville war in früher Morgenstunde desselben Tages ein Billet an Hector abgegeben worden, der in sich steigernder Unruhe um das Ausbleiben Hortense's nicht wußte, an wen er sich zu wenden habe, um eine Erklärung ihres Verschwindens zu erhalten. Hastig erbrach er das ihm überreichte Schreiben, dessen Aufschrift die ihm wohlbekannten festen Züge seiner Hausgenossin trug; es lautete:

„Ihr vermochtet meinen Entschluß zu ahnen, Hector, der mich antrieb, die Rettung des Mannes zu erzwingen, den ich in hoffnungsloser Neigung jahrelang geliebt, doch Ihr wußtet nicht, bis zu welcher Höhe der Preis gestellt war, den ich für seine Befreiung zu zahlen hatte. Verbergt vor Espérance die Gründe, welche mich zu diesem Entschlusse getrieben, sowie Eure Ehre Euch gebieten wird, es vor jenem Andern zu thun und staunet nicht, verachtet mich nicht, wenn Ihr dieses leset: seit einer Stunde bin ich Henri Lablache's Frau." Hortense.

Hector ließ wie erstarrt das Billet zur Erde fallen; wohin hatte die Gewalt ihrer Liebe dieses Mädchen geführt? Es wußte nicht, ob er sie bewundern, ob er sie bemitleiden solle wegen dieses Schrittes, durch welchen sie in einem Heldenmuthe, dessen nur sie allein fähig, sich geopfert, um eines Mannes willen, der seiner Ansicht nach, nicht einmal die Liebe eines solchen Weibes, viel weniger noch dieses — dieses Opfer verdiente. Es war ihm, als müsse er in das Haus des Republikaners stürzen, ihm jene Frau wieder zu entreißen, die er einem Raube gleich sich zu erobern verstanden und es war ihm gleicher Zeit, als hätte er eher seines Schwagers Verderben vorgezogen, als das dieses heroischen Mädchens, dessen Werth der Verblendete niemals begriffen.

Espérance eine Mittheilung des Geschehenen zu machen, war noch nicht möglich; sie war noch krank; Hector wollte auch zunächst Hortense aufsuchen, um von ihr das Unglaubliche, das Unerhörte zu erfahren, bevor er seinen Angehörigen von der erhaltenen Nachricht Kunde gäbe. Armand erschien noch an dem nämlichen Tage in dem Hause seines Schwagers, theils ihm das widerfahrene Mißgeschick zu erzählen, theils sich nach Espérance's Ergehen zu erkundigen, deren Krankheit, durch den Schrecken über seine Gefangennahme veranlaßt, er erst heute erfahren. Er zeigte sich erregter über diesen letzteren Umstand, als über seine eigenen Erlebnisse, als deren bedrückendsten Theil er das Mißglücken seiner Sendung empfand.

„Hast Du Dich in den Tuilerien bereits gemeldet?“ fragte Hector, dessen Freudenbezeugungen bei dem Wiedersehen mit seinem Verwandten äußerst gering gewesen.

„Ich komme soeben von dort her,“ antwortete Armand. „Die Majestäten waren voller Gnade, ich empfing keinen einzigen Vorwurf, trotzdem ich meine Mission nicht zu erfüllen vermochte, nur Ausdrücke des Bedauerns über die Gefahr, in der ich schwebte und der Freude, mich aus derselben befreit zu sehen.“

„Erstaunt Dich dieser letztere Umstand nicht?“ bemerkte Hector. „Nicht Jeder, der dem Königshause einen Dienst zu leisten vorhatte, kam so günstig davon.“

„Ich denke, daß man es nicht gewagt, auf so geringe Beweise hin, mich vor das Gericht zu ziehen; die ganze Sache schien mir mehr ein Akt persönlicher Rache, als eine politische Verfolgung.“

„Es ist möglich,“ sagte Hector trocken, „doch thue mir den Gefallen, die Umstände Deiner Gefangennehmung vor Espérance möglichst wenig zu berühren, sie würde, so lange sie nicht völlig hergestellt, von Neuem darunter zu leiden haben.“

„Ich hätte dies ohnehin vermieden,“ erwiderte Armand, „die Erinnerung daran ist mir selbst zu wenig angenehm, um mehr als unumgänglich nothwendig, dabei zu verweilen.“

— — — — — — — — — — —

Hortense Lablache befand sich in ihrem Toiletten=zimmer, wohin vor wenigen Minuten zwei der Diener einen umfangreichen Korb gebracht, den Hochzeitskorb Henri's, welchen dieser, der Sitte ge=mäß, am Morgen der Vermählung seiner Gattin darzubringen hatte, welcher jedoch unter den eigen=thümlichen Umständen dieser Heirath so schnell nicht vorzubereiten gewesen. Jetzt war sie beschäftigt mit Hülfe ihres Kammermädchens all die reichen und zierlichen Garderobengegenstände auszupacken, welche Henri's Aufmerksamkeit für sie besorgt, aber sie that dies mehr aus einem Gefühl natürlicher Rücksicht für den Geber, als aus Freude an der fast zu luxuriösen Gabe. Die Ausrufe der Bewunderung ihrer jungeu Dienerin bemühten sich ihre Beachtung auf dieses oder jenes Stück zu lenken, das derselben ganz besonders verlockend erschien.

„An Alles, Alles hat der Herr gedacht, um Madame zu erfreuen," sagte die kleine Pariserin, „was er nicht wußte — und wie sollte der Bürger Lablache wissen, was eine vornehme Dame gebraucht — das mußte ich ihm aufschreiben und wie schön hat er Alles ausgewählt! Seht, Madame, die zarten Häubchen, die reizenden Fichus, die vielen zierlichen Schuhe. Ja, von dem Schuh von Madame habe ich dem Bürger das Maß völlig abstehlen müssen, als Ihr schliefet; er wollte ihn selbst mitnehmen, doch das ging ja nicht, weil Madame noch nicht eingerichtet war. Aber er hielt ihn in der Hand und sah ihn an, als könne er sich gar nicht davon

trennen; so kleine schmale Füße sieht man ja auch selten, wie Madame sie hat. Und wie er fortging, hat er den Schuh geküßt; das habe ich deutlich gesehen."

Hortense wandte sich erröthend ab unter den Worten ihrer geschwätzigen Dienerin, sie empfand es als eine Erleichterung, daß es jetzt an die Thür klopfte und einer der Diener mit der Meldung hereintrat, daß ein fremder Herr die Bürgerin Lablache zu sprechen wünsche.

„Sein Name?" fragte Hortense.

„Lieutenant Hector Roquenville."

„Er ist willkommen."

Sie begab sich in den Salon, der Diener eilte in das Vorzimmer zurück.

„Die Bürgerin Lablache erwartet Euch," sagte er zu dem Harrenden.

Hector schleuderte dem republikanischen Lakaien für seine Meldung einen Zornesblick zu und folgte dann dem Voranschreitenden in das Zimmer, in welchem Hortense ihn erwartete.

Eine lange Weile standen Beide stumm einander gegenüber, dann brach Hector zuerst das Schweigen.

„Hortense, o Hortense, warum habt Ihr das gethan?"

Sie zuckte die Achseln. „Es gab kein anderes Mittel ihn zu retten."

Der junge Garde du Corps stampfte unwillig mit dem Fuße.

„Mußte er gerettet werden um solchen Preis?

Edlere als er, starben, ohne daß diejenigen sich für sie geopfert, welche ihnen im Leben am nächsten standen; — hat er es verdient, daß Ihr Euch für ihn diesem Elenden dahingabet?"

„Henri Lablache ist jetzt mein Gatte," erinnerte sie.

„O, ich vergesse es nicht; wenn es in diesem Augenblicke noch Wünsche für mich gäbe, so wären es zwei: ihn niederzuschießen, der Euch jetzt sein eigen nennt, und jenen Andern, um dessenwillen Ihr dies gethan."

„Ihr sagtet mir bei unserer letzten Unterredung selbst, daß Ihr Euer Gewissen belastet fühlen würdet, thätet Ihr nichts, um den Marquis zu retten; Ihr konntet es nicht, so that ich es für Euch, da es in meine Hand gegeben war."

„Ja, ich empfand so," rief Hector aus, „ich war weichherzig und schwach genug, Mitleid, Theilnahme für ihn zu äußern, und ich beklage es, wenn ich Euch dadurch in Eurem Entschlusse zu bestärken vermochte. Doch jetzt — jetzt ist es mir eine wahre Befriedigung, ihn wieder hassen zu können, wie ich nie einen Menschen gehaßt."

Trotz ihres Kummers mußte Hortense lächeln.

„Ihr hasset ihn, weil Ihr ihn aus Gefahr befreit seht, und Eure Abneigung ihm keinen Schaden mehr zu bringen vermag, denn Ihr seid zu großmüthig, um ihm Uebles zu wünschen; Ihr hasset ihn, weil Ihr Ursache zu haben glaubt, einen Verdacht auf ihn zu werfen, den Ihr längst als un-

begründet erkannt, denn trotz Eurer Antipathie gegen Euren Schwager habt Ihr eine hohe Achtung vor der Lauterkeit seines Charakters. Ihr kennt überhaupt den Haß des Herzens noch nicht, der stark ist wie der Tod, weil er nichts Anderes mehr verlangt, als Tod für uns selbst oder Tod für diejenigen, welche unser besseres Sein in den Staub getreten."

„Und kennt Ihr einen solchen jetzt, Hortense?" fragte er ernst. „Ich lebte in der Meinung, daß Ihr nur des höchsten und edelsten Empfindens fähig seid."

„Zuweilen ja, glaube ich ihn zu kennen seit kurzer Zeit," erwiderte sie, die Hand auf ihr Herz pressend, „ich habe zuviel gelitten, um noch gut zu sein."

Er betrachtete sie gedankenvoll. Die Spuren der letzten Seelenkämpfe waren auf ihrem Angesichte deutlich ausgeprägt, aber sie hatten ihrer Schönheit nichts geraubt; sie hatten dieselbe durch jenen rührenden Hauch vergeistigt, welcher eine Frau hinreißend zu machen fähig ist.

„Wie geht es, Espérance?" fragte Hortense.

„Sie ist auf dem Wege der Besserung; seit gestern hat sie beständig nach Euch gefragt."

„Weiß sie, was mit mir geschehen?"

„Noch nicht, ich wollte erst von Euch erfahren, wie viel ich ihr mittheilen soll."

„Sagt ihr, Hector — und dies ist keine Unwahrheit, — daß ich den erneuten Bewerbungen Henri's

jetzt endlich Gehör gegeben, nachdem ich früher ihn halb abgewiesen; doch fügt zugleich hinzu, daß ich Euer Haus fortan nicht mehr besuchen könne, da ich eines Republikaners Frau geworden."

Hector ballte seine Hand. „Wie ist es Euch möglich mit diesem Manne zusammenzubleiben?"

„Er hat mein Wort; ich darf ihn um seinen Preis nicht betrügen."

„Daß Ihr ihn zahltet, o Hortense, daß Ihr ihn zahltet!"

Sie wandte sich ab. „Verschweigt ferner Espérance, daß Henri Lablache es war, der ihren Bruder gefangen nahm," sprach sie nach einer Pause. „Der Marquis wird dessen kaum erwähnen."

„Ich habe ihn bereits zur Vorsicht gemahnt um meiner Frau willen," erwiderte Hector finster, „ich werde ihm außerdem noch sagen, daß es für Espérance eine Pein sein würde, Euch, ihre liebste Freundin, als Gattin eines Mannes zu wissen, der sein Verfolger war; das genügt, um ihn zum Schweigen zu veranlassen. Doch er selbst, — darf er es erfahren, weshalb Ihr es geworden?"

Es kam wie ein Wehelaut von ihren Lippen: „Nein, nein!"

Abermals schwiegen Beide, von den widerstreitendsten Empfindungen bewegt; Hector warf einen Blick in dem Gemache umher, das, wie auch die übrigen Zimmer, jenen übertriebenen Luxus zeigte, in welchem Menschen sich gefallen, denen ein

großer Reichthum durch eigenes Verdienst zu Theil geworden.

„Die Verhältnisse Eures — Gatten scheinen Euch wenigstens vor weiteren Opfern zu schützen, die Euch diese ungleiche Heirath auferlegen könnte," bemerkte er, „Eure Zimmer sind reicher ausgestattet, als die Espérance's."

„Die Wohnung hier wird von Henri Lablache und mir nur vorübergehend benutzt," sagte sie, „wir sind im Hause seines Oheims Delavigne, der dieselbe, wie mir erzählt wurde, für seinen demnächst zu erwartenden Sohn bestimmt."

Hector wechselte die Farbe. „Wißt Ihr etwas von jenem Sohne, Hortense? Hat Henri Lablache Euch gesagt, wo er jetzt weilt?"

„Nicht das Geringste, weshalb fragt Ihr nach ihm? Für mich hat jener Fremde ja kaum Interesse. Bedenkt, auf welche Weise ich in die Familie Henri's trat."

Hector athmete auf; die Erinnerung an die räthselhaften Beziehungen, in welchen er selbst zu dem Besitzer dieses Hauses stehen sollte, waren ihm unendlich peinlich; wußte er doch immer noch nicht, als wessen Sohn er sich zu betrachten habe, als den des Republikaners und einstigen Epiciers als den des Aristokraten, dem er seine Erziehung, sein bisher an Glück so reiches Leben dankte.

„Lebt wohl denn, Hortense," sagte er, ihre Hand an seine Lippen führend, „Ihr sprachet in Eurem Briefe an mich die Bitte aus, daß ich Euch

nicht verachten möge, nehmt denn aus dieser Stunde die Ueberzeugung mit Euch hinweg, daß ich Euch als Heldin bewundere und daß ich vor keiner Frau noch größere Achtung empfand, als vor derjenigen, welche mir heute als die Bürgerin Lablache genannt wurde. Möge Euer Opfer denn auch in der Zukunft Euch nicht zu schwer darniederdrücken, möge Jener, welcher jetzt Euer Gatte heißt, Euer Leben, wenn auch nicht zu einem glücklichen, doch zu einem friedlichen zu gestalten wissen. — Und nun sagt mir, ob ich Espérance die Hoffnung erwecken darf, Euch wiederzusehen."

In Hortense's Augen waren Thränen getreten, die ersten, die sie seit jenem Augenblicke geweint, in welchem sie gelobte Henri's Frau zu werden. „Dank Euch für Eure Worte, Hector, und Dank Euch tausendfach für Euer Kommen, das mir bewies, wie Ihr in tiefster Seele treu zu Euren Freunden haltet," sprach sie bewegt. „Doch verlangt von mir nicht, daß ich ferner Euer Haus besuche, daß ich von Espérance's ahnungslosen Lippen den Namen fortan zu hören gezwungen sei, der mir gleichbedeutend mit einer Sünde gegen Henri ist, daß mich der Zufall mit ihm unter einem Dache zusammenführe, von dem ich mich in jener Stunde bitterster Todesqualen für immer losgerissen und der für mich gestorben sein muß, obgleich ich es war, die sein Leben erhielt."

„Ich begreife Euch, Hortense," sagte Hector ernst, „so gestattet mir wenigstens Euch Espérance

einmal zu bringen, wenn ihre Sehnsucht nach ihrer Freundin gar zu mächtig in ihr werden sollte; gestattet mir selbst von Zeit zu Zeit mich zu überzeugen, wie es Euch ergeht."

Sie vermochte nicht zu sprechen; sie nickte schweigend Gewährung. Er küßte noch einmal ehrerbietig ihre Hand und verließ das Gemach; auf der breiten Treppe, welche von dem Vestibule in das obere Stockwerk führte, kam ihm der Gatte Hortense's, Henri, entgegen, der ihn mit sichtlichem Erstaunen musterte.

Hector verstand vollkommen gut die stumme Frage, welche in diesem Blicke lag und er erkannte auch das Recht zu derselben an.

„Ich bin der Graf Hector Roquenville," sagte er seinen Hut lüftend, „und kam, um mich nach dem Befinden von Madame Lablache zu erkundigen; Ihr erinnert Euch meiner vielleicht von Arvillers her."

Henri machte eine leichte Verbeugung.

„Es ist mir angenehm zu gewahren, daß meine Frau," er betonte diese Worte, „von ihren früheren Freunden nicht vergessen ist, doch mache ich Euch darauf aufmerksam, Herr Graf, daß die Besuche von Aristokraten und Anhängern des Hofes im Hause eines Republikaners zu Mißdeutungen nach beiden Richtungen hin Anlaß geben könnten."

„Ich verstehe vollkommen," erwiderte Hector kalt, „Ihr wollt mir damit den Rath ertheilen, Mr. Lablache, diese Besuche nicht zu wiederholen?"

„Dies war meine Absicht,“ sagte Henri in gleichem Tone.

„Habt ihr den Wunsch, Eure Gemahlin in Gefangenschaft zu halten?“ fragte Hector ironisch.

„Durchaus nicht, doch sie ist jetzt eines Bürgers Frau; vergeßt das nicht, Graf Roquenville.“

„Und dies bedeutet Trennung von uns, Euren Feinden,“ ergänzte Hector, „seid unbesorgt, Mr. Lablache, sie wird gegen Euren Wunsch kein Glied meiner Familie wiedersehen.“

Die beiden Männer grüßten einander höflich-kalt und schieden; Henri eilte beflügelten Schrittes die Treppe zu seiner Wohnung hinan.

Die Vermählung Hortense's mit dem in der letzten Zeit viel genannten Republikaner wurde erst einige Tage später im Kreise der Roquenville'schen Familie bekannt, um dort die verschiedenartigsten Deutungen zu erfahren. Espérance weinte, als sie hörte, wessen Frau ihre geliebteste Freundin geworden, doch sie weinte ebensosehr über den Verlust derselben, als über den Mangel an Vertrauen, der sich, wie sie meinte, in dem Verhalten Hortense's aussprach, die offenbar doch schon längere Zeit mit Henri verlobt gewesen und es ihr so ganz verschwiegen, um sich endlich heimlich aus ihrem Hause zu entfernen.

Graf Octave Roquenville äußerte sein Erstaunen über die Wahl des auch von ihm geschätzten Mädchens unverhohlen; ihm erschien es am unbegreiflichsten, daß Hortense, welche in ihren Sympathien

und Anschauungen ihm stets als eine vollkommene Aristokratin erschienen, es über sich zu gewinnen vermocht, einen Mann aus dem Volke, einen Feind des Königshauses zu heirathen. Armand, der an diesem Tage seine Verwandten zu besuchen gekommen, hatte anfangs in Nachdenken versunken, geschwiegen und finster mit zusammengepreßten Lippen vor sich hin gestarrt, bei der letzten Bemerkung des Grafen Octave blickte er auf.

„Ich bin ebenfalls erstaunt, wohin sich die Wahl des Fräulein von Viomesnil zu verirren vermochte,“ sagte er, „doch was ihre Gesinnung als Aristokratin anbelangt, so hat dieselbe sie niemals gehindert, sich in die Denkungsart auch der unter ihr Stehenden zu versetzen. Ich erinnere mich sehr wohl, daß sie einst mit lebhaften Worten Henri Lablache mir gegenüber vertheidigte, daß in ihr selbst eine Art von Rebellion gegen das Althergebrachte und durch die Gewohnheit Geheiligte war.“

„Nun, dies ist aber keinesfalls der Grund, der sie bestimmte, Lablache zu heirathen,“ bemerkte Hector, sich zum ersten Male in das Gespräch mischend.

„Dann wäre derselbe in der verborgenen Neigung zu suchen, die sie, trotz der anfänglichen Abwehr seiner Bewerbungen, dennoch für ihn empfunden haben muß,“ sprach Armand gelassen, „er verfolgte sie mit seiner Liebe schon seit Jahren, es ist ja möglich, daß er in Paris sich ihr wieder genähert.“

„Sehr möglich,“ bestätigte Hector spöttisch,

„was Anderes, als aufrichtige Neigung sollte sie bewogen haben, ihn zu heirathen?“

„Ich begreife dennoch eine solche Neigung nicht,“ entgegnete Armand sinnend.

„Und warum nicht?“ fragte Hector, seinen Schwager mit nichts weniger, als freundschaftlichen Blicken ansehend. „Hatte Hortense nicht ebensowohl, wie jede Andere, das Recht, ihr Herz zu verschenken, an wen sie wollte? Nur schade, daß sie es an Niemand Besseren, als einen ihrer Unwürdigen gab.“ —

Armand bemerkte den Blick, den Hector auf ihn richtete, ohne jedoch seine tiefere Bedeutung zu verstehen. „Der Gegenstand der Neigung eines Weibes ist der Maßstab ihres inneren Werthes,“ sprach er kalt.

Hector machte eine Bewegung, als wolle er von seinem Sessel aufspringen; er bezwang sich mühsam, während er spitz erwiderte: „Hättest Du vielleicht sie an ihrem Vorhaben gehindert, da Du mit so erhabener Gleichgültigkeit den Stab über ihre Wahl brichst?“

„Vielleicht, wenn sie mir gestattet hätte, ihr einen Rath zu geben.“

„Und mit welchem Rechte durftest Du sie an einer Verbindung hindern, die sie doch wohl mit klarem Bewußtsein der Folgen ihrer Handlungsweise schloß? Henri Lablache liebt sie, er wird es an nichts fehlen lassen, sie glücklich zu machen, soviel in seinen Kräften steht. Welchen Ersatz wolltest Du ihr bieten, wenn

sie die Hand dieses Mannes zurückwies? Du, lieber Schwager, wolltest sie ja nicht."

Armand zuckte die Achseln.

„Ich bin es von Dir gewohnt, Stachelreden aller Art zu hören," sagte er mit seiner steten Beherrschung, die ihn zu Hectors unbeschreiblichem Aerger niemals verließ, „doch mache ich Dich darauf aufmerksam, daß ich Deine letzte Aeußerung ebenso wenig verstehe, wie Deine plötzliche Vertheidigung Henri Lablache's, obgleich ich ja gar nicht erwarte, daß Du ihn zu hassen Dich verpflichtet fühlst, weil er sich mir als Feind erwiesen."

Espérance, welche ihre Thränen inzwischen getrocknet, horchte auf.

„Als Dein Feind, Armand, — und in welcher Weise?"

Der Marquis erinnerte sich, daß er dem Versprechen zuwider gehandelt, welches er seinem Schwager gegeben, über diesen Punkt zu schweigen; er begriff es, daß dieser Umstand Espérance die durch Hortense erlittene Kränkung verschärfen mußte.

„Wir sind Gegner bereits von Arvillers her," sagte er ablenkend, „und bei einigen ferneren Zusammentreffen, die wir in Paris gehabt, hat sich unser Verhältniß nicht gebessert. Er haßt mich, — ich verachte ihn. — Das ist alles."

„Und einen solchen Mann vermochte Hortense zu heirathen," klagte Espérance, „um seinetwillen konnte sie uns aufgeben, welche sie so innig liebten,

o, sie hat es uns gewiß verheimlicht, weil sie voraussetzen konnte, wie betrübt wir darüber sein würden."

„Du kannst unmöglich über das urtheilen, was sie zu dieser Entscheidung bewog, Espérance," sprach Hector, „außerdem mußt Du Dir klar darüber sein, daß die Liebe, selbst der besten Freunde, nicht den eigenen Herd, die eigene Familie zu ersetzen vermag."

„Du bist wahrhaft rührend in Deiner Anhänglichkeit an das ehemalige Fräulein von Viomesnil, jetzt Madame Lablache, welche Dich mit ihrem besonderen Vertrauen ausgezeichnet zu haben scheint," sagte Armand ironisch.

„Ich werde nie aufhören, sie den Edelsten ihres Geschlechtes beizuzählen, die ich je gekannt," erklärte Hector fest, „wem sie als Gattin angehört, ist mir gleichgültig, sie bleibt für mich die Nämliche, die sie stets war."

„Es ist schade, daß Du kein Republikaner geworden; Deine Ansichten erläutern den ersten Artikel der allgemeinen Menschenrechte."

„Wenn es das Vorrecht von uns Edelleuten ist, auf Andere verachtend herabzusehen, weil vor ihrem Namen kein tönender Titel steht, ja, dann könnte ich es bedauern, nicht in einem Bürgerhause, statt zu Montseauvon geboren zu sein," rief der junge Mann heftig, doch er verstummte sogleich darauf, als sein Blick zufällig den seines Vaters traf.

Es sprach wie plötzlicher tiefer Schmerz aus den Zügen des Grafen Octave, wie verborgener

Vorwurf gegen den Sohn, der ihm soeben mit seinen unbedachten Worten einen Schlag versetzt — so erschien es Hector, der beschämt über seine Unbesonnenheit sofort hinzufügte: „Und da wir uns über diesen Gegenstand doch niemals zu einigen vermögen, so ist es besser, wir lassen denselben fallen, so wie ich Dich nur bitten kann, Hortense's Namen nicht mehr zu nennen, wenn Du nichts Anderes, als Verletzendes über sie zu äußern weißt."

„Ich komme Deinem Wunsche mit Vergnügen nach," sprach Armand, „ich wüßte in der That nicht, was mich veranlassen sollte, noch einmal das einstige Fräulein von Viomesnil zum Thema einer Unterhaltung zu machen."

Er ahnte es nicht, wie tief er dieser Frau verschuldet war, so wie er die jahrelange Liebe nicht geahnt, die sie für ihn in verschwiegener Brust getragen; er hatte in seiner Welt der Träume, halb der Erinnerung, halb der Gegenwart geweiht, für seine Umgebung, mit Ausnahme seiner Schwester, keinen Sinn gehabt. Und jetzt, da jenes Traumleben zu Ende, da sein Herz ruhiger zu schlagen begonnen, da in demselben kaum ein anderer Wunsch noch lebte, als dem Königlichen Paare zu dienen, sich ihnen opfern zu dürfen, welchen er seine Treue gelobt, jetzt hatte er abermals nur vorübergehend des schönen stolzen Mädchens gedacht, welches mehrere Jahre hindurch seine Hausgenossin gewesen. Er hatte sie geschätzt, er war ihr dankbar geblieben für ihr treues Sorgen um Espérance, aber er hatte

nicht geglaubt, daß seine Gefühle sich weiter erstreckten, sowie er sich auch nicht klar darüber war, weshalb ihn die Thatsache ihrer Verheirathung gerade mit jenem Manne, seinem Feinde, mit soviel innerer Empörung erfüllte.

Es war eigentlich lächerlich, daß es ihn fast schmerzte, sie als Henri's Frau zu wissen, die er so hoch geachtet, so aufrichtig verehrt. — So war sie dennoch nicht diejenige gewesen, die er in ihr vermuthet; sie hatte jene Neigung erwidert, welche ihm eine Beleidigung an ihrer Frauenhoheit erschienen; er hatte sich in ihr getäuscht, wie in so vielen Anderen, welchen er auf seinem Lebenswege begegnet; mochte sie nun ihren Pfad gehen, der sie für immer von ihren Anverwandten, ihren bisherigen Freunden trennte und als Frau des Republikaners trachten glücklich zu sein.

Mit dem Tode Mirabeau's, mit der Vereitelung seiner geheimen Mission an den Kaiser Deutschlands, begann das Königspaar den Vorschlägen mehr und mehr Gehör zu geben, welche ihm zur Flucht aus einem Lande riethen, in dem die Stellung eines Herrschers von Tage zu Tage eine unerträglichere zu werden drohte. Die Vorbereitungen zu einer solchen wurden in aller Stille getroffen, nur waren sie leider wieder so wenig durchdacht, so unzweckmäßig ausgeführt, daß sie von vornherein für diese Flucht sehr ungünstige Auspicien verhießen.

Wen die Götter zu verderben beabsichtigen, den pflegen sie mit Blindheit zu schlagen; Ludwig XVI.

und Marie Antoinette waren zu einem Verderben bestimmt, das die Verfehlungen ihrer verflossenen Jahre zu hart, allzu hart bestrafte, das sie die Sünden Jener büßen ließ, welche in einem langen ungetrübten Leben alle Genüsse, alle Freuden, allen Ruhm erschöpft, den das Dasein dem Sterblichen zu bieten vermag auf Kosten seiner Brüder, die derselbe zu seinen Zwecken auszunutzen versteht.

Was dem französischen Herrscherpaare am meisten fehlte, war jederzeit die völlige Uebersicht seiner augenblicklichen Lage und die Fähigkeit in dem geeigneten Momente auch die geeigneten Mittel derselben abzuhelfen, zu ergreifen. Es waren oft geringfügige Kleinigkeiten, welche diesen oder jenen Entschluß bestimmten, und einen dritten scheitern machten, es war zuweilen eine Frage veralteter Etiquette, welche eine Vorsicht versäumen, einer nahenden Gefahr trotzen ließ. Jene bekannte Flucht nach der Grenze lieferte hierfür die sprechendsten Beweise. Keine einzige Maßregel war mit Besonnenheit und Umsicht getroffen, kein Befehl genau genug gegeben, ein Mißverständniß zu verhüten, nichts war zuverlässig in diesem so gewagten Unternehmen, als allein die Treue der Wenigen, welche, in das Vorhaben des Königs eingeweiht, ihn auf seiner Flucht begleiten sollten.

Hector gehörte zu diesen aus dem Reste der Getreuen Erwählten; er sollte als Kutscher oder Vorreiter verkleidet einer der Vertheidiger des Herrscherpaares werden; die übrigen Rollen in

diesem gefahrvollen Spiele waren Edelleuten aus der Provinz anvertraut, unbekannten Namen, welche ihre Ergebenheit für den bedrohten König von ihren Besitzungen hinweg nach Paris getrieben, um, besser als die Auswanderer, nicht mit leeren Versprechungen, sondern mit der That ihm dienen zu können. Hector hatte den Entschluß gefaßt, Espérance erst im letzten Momente von der Trennung Mittheilung zu machen, um sie nicht nutzlos mit der Besorgniß um seine Person aufzuregen; er war durch die geheimen Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Unternehmen jetzt häufig von seinem Hause entfernt, zur stillen Betrübniß seiner jungen Gattin, welche doppelt seine Abwesenheit empfand, da ihr auch der Verkehr mit Hortense fehlte.

Yvonne's Freundschaft vermochte ihr die Verlorene nicht zu ersetzen, so wenig wie es ihr gelang der schönen Frau gegenüber zu einem wirklich wärmeren Gefühle zu kommen; sie blieb ihr innerlich fremd, wie viele Mühe sie sich auch gab die Aufmerksamkeiten der Herzogin mit offener Zuneigung zu erwidern, und ihr Herz war stumm und kalt, selbst wenn ihre Lippen sich zwangen auf die zärtlich kosenden Worte der neuen Freundin in gleicher Weise zu antworten.

„Ihr seid seit einiger Zeit verändert, meine liebe, kleine Espérance,“ sagte die Herzogin, als sie an einem drückend heißen Sommertage die junge Frau besuchte, „Euch fehlt der Aufenthalt in frischer Landluft, den Ihr früher genosset, oder die Zer-

streuung eines heiteren Verkehres, der jetzt in ganz Frankreich stockt."

„Das Erstere vielleicht, Yvonne," erwiderte Espérance, „doch ist es unmöglich mir solchen Wunsch zu erfüllen. Das Schloß von Hectors Vater ist vor wenigen Wochen von den aufrührerischen Bauern zerstört worden, Arvillers steht vielleicht ein gleiches Schicksal bevor und selbst wenn wir wirklich auf einer dieser Besitzungen einige Zeit hätten verleben wollen, Hector ist zu sehr an den Hof gebunden, um gerade jetzt die Erlaubniß zu erhalten, sich, wenn auch nur für kurze Wochen, davon zurückzuziehen."

Yvonne warf unter den halbgeschlossenen Lidern einen forschenden Blick auf die Sprecherin. „Ich höre, daß er jetzt mehr Dienstespflichten hat, als je?" fragte sie wie gleichgültig.

„Ja, er ist fast den ganzen Tag in den Tuilerien; es muß irgend etwas im Werke sein, das vorläufig in weiteren Kreisen Geheimniß bleiben soll." —

„Und davon machte Hector Euch nicht Mittheilung?" Die Frage schloß etwas Lauerndes in sich, das Espérance dennoch entging.

„Ich würde niemals meinen Mann veranlassen, einer Pflichtverletzung nach dieser Richtung hin sich schuldig zu machen," sprach sie einfach, „indem ich nach Dingen fragte, die er freiwillig mir nicht mittheilt."

„Ihr seid eine bewundernswerthe kleine Frau,"

sagte Yvonne, einen leichten Kuß auf ihre Wange hauchend, „und eine Ausnahme Eures Geschlechts. Ich bin nicht so gut als Ihr, Mignonne, mich von meinem Gemahl nicht trennen zu wollen, weil er es vorzieht hier zu bleiben, ich kam hierher Euch anzukündigen, daß ich im Begriffe bin Paris und Frankreich zu verlassen."

„Und wohin gedenkt Ihr Euch zu wenden, Herzogin?" fragte Espérance, die ein unbestimmtes Gefühl der Befriedigung bei der erhaltenen Nachricht nicht zu unterdrücken vermochte.

„Nach Coblenz oder Mainz, wo sich die Mehrzahl unserer Freunde, wo sich die Prinzen auch befinden; ich reise in wenigen Tagen ab, denn Paris beginnt mir unerträglich zu werden und in Kurzem tritt das Gesetz in Kraft, welches die Emigration verbietet."

„Der König hat es noch nicht bestätigt."

„Er wird diesem Heere von Advokaten und Proletariern nachgeben, wie er es stets gethan hat," erwiderte Yvonne achselzuckend.

„Und Euer Gemahl?"

„Der Herzog ist gesonnen hier auszuharren."

„Aber wer wird Euch begleiten? Euch auf Eurer Reise beschützen?"

Wieder war es ein eigenthümlicher Blick, der aus den Augen der Herzogin Espérance streifte.

„Ich hoffe unterwegs mit einem meiner Freunde zusammenzutreffen, der es als ein Glück betrachtet, mich beschützen zu dürfen."

Espérance wußte nicht, weshalb diese Worte wider ihren Willen sie so unangenehm berührten; sie hüllte trotz der Sommerhitze sich fester in den seidenen Shawl, den sie um die Schultern gelegt.

„Ich begreife nicht, wie man sich in so ernster Zeit von seinem Gatten trennen kann,“ sprach sie, „ich würde mich nie, nie von Hector trennen.“

„Und wenn er sich von Euch trennte, sich trennen müßte, weil seine Pflicht es ihm gebietet?“

„Ich hoffe zu Gott, daß diese Prüfung mir nicht auferlegt werde.“

Yvonne erhob sich, Espérance zum Abschiede umarmend. „Ich komme noch einmal vor meiner Abreise zu Euch, Mignonne,“ sagte sie, „wie werdet Ihr mir fehlen, trotz der alten Freunde, die mich jenseits des Rheines erwarten. Lebt wohl, theure Espérance, ich hoffe, daß wir uns in glücklicheren Verhältnissen wieder begegnen werden, die alte Freundschaft zu erneuern.“

Sie verließ das Haus, um den vor der Thür harrenden Wagen zu besteigen, der auf seinem Schlage, der Sitte gemäß, kein Wappen mehr zeigen durfte und gab dem Kutscher den Befehl in die Tuilerien zu fahren, wo sie sich bei der Gouvernante der königlichen Kinder, Marquise von Tourzel, melden ließ, mit der sie eine längere Unterredung hatte. Ihr Antlitz trug den Ausdruck sichtlicher Befriedigung, als sie das Schloß wieder verließ.

„Am 21. also,“ murmelte sie vor sich hin, „es wird rathsam sein, wenn ich am 18. bereits von

Paris abreise, will ich die Gelegenheit wahrnehmen unterwegs mich ihnen anzuschließen. Der König wird einer Frau nicht seinen Schutz versagen, die Königin will mir wohl, ich weiß es und Hector? Nun, es wird auf der Reise sich finden, ob das Gänschen von Arvillers den Sieg davontragen soll oder ich, und jedenfalls soll Mariette meinen Brief in ihre Wohnung legen, sobald er mit dem Könige abgereist."

Hector kehrte bald, nachdem die Herzogin seine Gattin verlassen, nach Hause zurück; er war sichtlich erregt und schien für die Plaudereien Espérance's kein Ohr zu haben, bis sie endlich besorgt nach dem Grunde seines befremdenden Wesens fragte.

Er nahm sie in seine Arme und küßte sie.

„Ich habe Dir eine Mittheilung zu machen, die Dich erschrecken wird, mein süßes Weib," sagte er zärtlich, „doch Du wirst tapfer sein, nicht wahr, und Dir die Zeit der langen Sorge, welche Dir bevorsteht, nicht durch nutzlosen Gram trüben, der mich doppelt schmerzen würde, da ich nicht bei Dir sein kann, Dich zu trösten, zu zerstreuen."

„Was willst Du damit sagen, Hector?" fragte Espérance, deren Herz stürmisch zu schlagen begann. „Was hast Du im Sinne, das mich so tief betrüben könnte?"

„Ein wichtiges, ein sehr gewagtes Unternehmen, meine Espérance, das Dir bisher ein Geheimniß bleiben mußte, weil meine Pflicht mich zu schweigen zwang. Die königliche Familie ist zur Flucht nach

Deutschland entschlossen, um dort sich mit den Emigrirten zu vereinen und mir wird die Auszeichnung zu Theil, auf dieser Reise einen ihrer Schützer abzugeben."

Espérance war tief erblaßt, doch war es nicht der Gedanke an eine Gefahr, welcher ihr Gatte entgegenging, der sie so eisig durchzuckte.

„Wann reisest Du?" fragte sie tonlos.

„In wenigen Tagen; wahrscheinlich am 21., wenn es bei den gegebenen Befehlen bleibt."

Er hatte eine Antwort auf diese Mittheilung erwartet, doch Espérance blieb stumm; wirre Gedanken waren durch ihr Hirn geeilt, um dennoch nur dem einen, überwiegenden Raum zu geben: daß Yvonne von Noailles in dem nämlichen Zeitraume Paris zu verlassen beabsichtigte, dem nämlichen Ziele zueilend.

„Der Gedanke einer Trennung von mir scheint Dir keinen Schmerz zu bereiten, Espérance," sagte Hector endlich verletzt, indem er sich erinnerte, in welche Aufregung seine Frau durch das Geschick Armands versetzt worden, das kaum gefahrvoller gewesen, als dasjenige, welchem er jetzt entgegenging. Sie blickte ihn einen Moment wie ungewiß an, um dann aufschluchzend ihre Arme um seinen Hals zu schlingen.

„Hector, o Hector, gehe nicht fort," rief sie in den Tönen tiefster Seelenangst.

Er suchte sie vergebens zu beruhigen. „Ich darf mich dem mir übertragenen Dienste nicht ent-

ziehen, Geliebte," sagte er weich, „dem Könige gehört meine Pflicht, ich darf jetzt, gerade jetzt nicht zurückbleiben, wo es sich um die ernsteste Gefahr handeln könnte. Es sind außer mir nur wenige andere Edelleute eingeweiht, auf deren Verschwiegenheit sich die Herrscher verlassen dürfen, an unserm Muthe, wie unserer Treue hängt vielleicht das Schicksal Frankreichs."

Espérance hob das thränenüberströmte Antlitz zu ihm empor.

„Und wer begleitet außer Euch das Herrscherpaar?"

Eine solche Frage in solchem Momente mußte befremdend wirken; Hector blickte etwas erstaunt, als er erwiderte: „Nur Madame Elisabeth, die königlichen Kinder und deren Erzieherin, Marquise von Tourzel."

„Hector, ist es nicht möglich, daß ein Anderer für Dich eintritt? Ich sterbe vor Kummer, wenn Du jetzt von hier gehst."

„Unmöglich, mein geliebtes Weib, denn es hängt meine Ehre daran und ein Soldat muß dieser selbst das Opfer seines Glückes bringen."

Sie drang nicht weiter in ihn, aber sie blieb auch theilnahmlos gegen seine Trostworte, wie seine Liebkosungen. Ein namenloses Weh hatte ihre Seele ergriffen, wie die Vorahnung eines unendlichen Schmerzes. Still und in sich gekehrt half sie Hector die Vorbereitungen zu seiner Reise vollenden, doch während sie mit sorgsamem Frauensinn die

Gegenstände auswählte, welche ihm während derselben von Nutzen sein konnten, stand unablässig Yvonne's Bild vor ihrer Seele, Yvonne gleichfalls ihre Vorbereitungen zu ihrer Flucht aus Frankreich treffend, vielleicht den nämlichen Weg einschlagend, den ihr Gatte zu nehmen gezwungen war.

Sie suchte mit Vernunftgründen ihr thörichtes Herz zu überwinden; wann hatte Hector ihr jemals Gelegenheit gegeben an seiner Liebe zu zweifeln? Es war ihr ja bekannt, daß er in der Herzogin Hause viele Freundschaft genossen, so wie es natürlich, daß er in Verehrung und Ergebenheit seiner Gönnerin gedachte.

Aber die Erzählung Yvonne's an jenem Empfangsabende in ihrem Hause, der Anblick jener blonden Locke war dennoch nie von ihr gewichen, sie mit Schreckbildern zu ängstigen, über welche sie in ruhigen Stunden zu lächeln geneigt war, — und doch, war es nicht seltsam, daß jenes weiche blonde Haar sie so erschreckend lebhaft an ein anderes gemahnen mußte, mit welchem ihre Hand so oft, so oft in zärtlicher Liebkosung gespielt, das Haar, das sie so gern in seiner natürlichen Farbe bewunderte, wenn ihr junger Gatte, von dem lästigen Puder es befreiend, sein Haupt in ihren Schooß legte?

„Es kann nicht sein," flüsterte sie, „nein nein, ich bin ängstlich und thöricht geworden, es kann nicht sein."

Und sie suchte durch die zartesten Beweise ihrer Liebe ihm den Zweifel abzubitten, der sich wider

ihn erhoben; sie suchte sich stets von Neuem zu überreden, daß sie mit demselben das schwerste Unrecht an ihm begehe.

In der Nacht des 21. Juni fand die geheime Abreise der königlichen Familie aus Paris statt; durch einen Seitenausgang hatten die Flüchtigen die Tuilerien verlassen, in einer entfernten Straße mit den sie erwartenden Getreuen zusammenzutreffen. Die königliche Familie nahm in der bereitstehenden großen Reisekutsche Platz, die verkleideten Edelleute schwangen sich auf den Kutscherbock, sowie auf die Pferde, um durch die augenblicklich menschenleeren Straßen von Paris der Freiheit entgegenzujagen.

Achtes Kapitel.

Espérance hatte die erste Nacht der Trennung von ihrem Gatten in Kummer und Aufregung durchwacht; sie zitterte bei jedem Geräusch, das von der Straße zu ihr heraufdrang, sie erwartete jeden Moment die Nachricht, daß die Flucht vereitelt, daß Hector gefangen, daß irgend etwas Entsetzliches geschehen sei.

Der Morgen brach im hellsten Sonnengolde über der Hauptstadt an, als die junge Frau bleich und überwacht aus ihrem Schlafzimmer trat, um müden Schrittes sich in ihr Boudoir zu begeben, das ihr heute so öde und vereinsamt erschien, da Hector nicht die Thüre desselben öffnete, sie am Morgen zu begrüßen.

Sie vermochte nicht es darin auszuhalten; es zog sie in das verlassene Zimmer ihres Gatten, das ihr dennoch von seiner Gegenwart erfüllt schien. Es war noch ungeordnet, seit Hector in der Nacht seine Reisevorbereitungen darin beendet, um sich an seinen Posten zu begeben; auf den Möbeln lagen

noch verschiedene Effekten, welche als unnütz im letzten Momente verworfen worden, auf dem Schreibtische eine Anzahl unwichtiger Papiere, die Hector zur Vernichtung bestimmt. Espérance ließ sich auf dem Sessel vor dem Schreibtische niedersinken und stützte den Kopf in die Hand, sich den Gedanken an den Fernen hingebend, den sie jetzt auf der Landstraße von Paris abwärts wußte, einem ungewissen Schicksale entgegeneilend.

Gleichgültig und zerstreut überflog ihr Auge die vor ihr liegenden Papiere, als plötzlich ihr Blick von einer ihr bekannten Handschrift gefesselt wurde.

Was war das? Ein rosenfarbenes Billet, das in seiner Aufschrift die Züge der Herzogin von Noailles, auf dem Siegel ihr Wappen trug. Die zitternden Hände der jungen Frau griffen in fiebernder Hast danach; kaum vermochte sie es so schnell zu entfalten, als ihr wildpochendes Herz den Inhalt desselben zu wissen verlangte.

Es war vom 17. Juni datirt und lautete folgendermaßen:

„Endlich, Geliebter, endlich ist die Stunde der Freiheit für uns gekommen, die wir so lange und so heiß ersehnt, endlich ist es uns gegönnt, drückenden Fesseln zu entfliehen, um in einem fernen Lande nur unserer Liebe zu leben. Die Abreise des Königs liefert den günstigsten Vorwand für Deine Entfernung von Paris; in Bar le Duc treffen wir zusammen, um die Reise nach Deutschland gemeinsam fortzusetzen. Die gut=

herzige Kleine, Deine Frau, wird unserem Glücke nicht mehr im Wege sein, wenn sie erfährt, daß wir nicht mehr von einander lassen können; sie wird entsagen um Deinetwillen, und ihrer Entsagung werden wir ewig dankbar sein. Ich reise morgen, um in Bar le duc Dich zu erwarten, lasse mich nicht zu lange Deiner Ankunft harren, bis zu welcher ich die Stunden zähle.

Ewig die Deine Yvonne."

Der Kopf Espérance's sank auf den Tisch vor ihr, als sie bis hierher gelesen; — so war es dennoch Wahrheit, — sie selbst getäuscht, verrathen von ihm, den sie so grenzenlos geliebt, der unter der Vorspiegelung einer Ehrenpflicht, von ihr geschieden, um sich auf seiner Reise mit der Frau zu vereinen, welche ihr Freundschaft geheuchelt, um mit desto sichererer Hand ihr Lebensglück zerstören zu können. Sie entsann sich plötzlich mit grausamer Klarheit all der kleinen Nebenumstände, welche ihrer Bekanntschaft mit Yvonne gefolgt, der verletzenden Kritik über sie im Garten zu Trianon, der Besuche, welche ohne ihr Wissen, Hector bei Frau von Noailles gemacht, dann der auffälligen Freundschaft, welche die Letztere ihr entgegen brachte, ihrer Erzählung der unglücklichen Neigung, welcher nur eine Frau sich entgegenstellte, die nicht den Muth besaß, ihrer Beider Glück zu weichen.

„Diese Frau bin ich, bin ich," stöhnte Espérance, beide Hände auf ihr Herz pressend, das unter diesem Schmerze zu brechen drohte.

Es giebt Schicksalsschläge in unserm Leben, welche uns betäubend darniederschmettern, unsere Thatkraft lähmen, unsere Gedanken verwirren und uns endlich nur ein dumpfes Gefühl des grenzenlosen Wehes zurücklassen, das uns die ganze Welt wie unser Dasein in Asche gesunken zeigt, und es giebt Schläge, welche unsere Energie herausfordern sich gegen dieselben aufzulehnen, gegen sie zu kämpfen mit dem Aufgebote unseres Stolzes, wie unserer Verachtung und über dieselben Sieger zu bleiben, selbst wenn in diesem Kampfe unser Herz uns bricht.

Espérance befand sich in diesem letzteren Falle; sie wurde nicht ohnmächtig, wie bei der Nachricht von der Gefangennehmung Armands; ihre Hand zitterte nicht, als sie das unselige Billet zusammenfaltete und es in ihrem Kleide verbarg; nur um ihre Lippen hatte sich ein herber Zug gelagert, der das junge Antlitz um Jahre gealtert erscheinen ließ und ihre Augen glühten in unheimlichem Feuer, das ihrem sanften stillen Glanze so widersprechend war. Sie ging in ihr eigenes Zimmer zurück, um mit eiliger Hand einige Zeilen auf das Papier zu werfen; dann klingelte sie ihrem Kammermädchen, das mit geröthetem Gesichte, offenbar verlegen vor ihrer Herrin erschien. Espérance achtete nicht darauf.

„Dieses Billet sofort an den Herzog von Noailles," befahl sie mit harter Stimme, „ich erwarte Monseigneur in einer halben Stunde."

Das Kammermädchen entschwand, ohne ein Wort

zu äußern; sie hatte nur einen scheuen Blick auf Espérance geworfen, der ihr verrathen, daß etwas Außerordentliches mit derselben vorgegangen. Stumm half sie einige Minuten später ihrer jungen Dame bei der Toilette, die kaum beendet war, als schon einer der Diener das Erscheinen des Herzogs ankündigte, der auf den Ruf der Gattin Hectors sofort gekommen.

„Mich schreckte heute von meiner Chokolade die erfreulichste Botschaft auf," redete er Espérance an, die Hand derselben an seine Lippen führend, „unsere liebe junge Gräfin wünschte mich eilends zu sprechen. Der Vorzug ist ein so großer, daß ich nicht anders konnte, als mich in meinen Wagen zu werfen und meine Dienste zur Verfügung meiner liebenswürdigen Gewalthaberin zu stellen." Er warf erst jetzt einen Blick auf die verstörten Züge der jungen Frau. „Ich hoffe, daß es kein Unglück ist, welches Euch betroffen," fügte er ernster hinzu.

Espérance lud ihn durch eine Handbewegung ein, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Ich bin genöthigt, Monseigneur," sagte sie, sich zur Beherrschung zwingend, „Euch zum Vertrauten in einer mich sehr schmerzlich berührenden Angelegenheit zu machen. Ich hielt es außerdem für meine Pflicht, Euch von derselben in Kenntniß zu setzen, da sie Euch gleicherweise nahe angeht, als mich selbst. Leset diesen Brief, den ich heute früh unter den vergessenen Papieren meines Mannes fand

und wollet mir dann Eure Ansicht über denselben mittheilen."

Der Herzog nahm das Billet, um es mit großem Gleichmuthe durchzulesen; er lächelte sarkastisch, als er es an Espérance zurückgab.

„Wenn ich den Schreibtisch der Herzogin zu öffnen Zeit und Lust hätte," bemerkte er, „so würde ich Dutzende von Briefen darin entdecken, welche als Antwort auf diesen gelten könnten, doch ich nahm mir diese Mühe nie. Einer der gewohnten Scherze von Madame de Noailles — nichts weiter auch dieses Billet, meine liebe Gräfin."

Espérance's Augen blitzten.

„Ihr nennt dies einen Scherz, Herr Herzog, und ich bedaure Euch, es als einen solchen aufzufassen, so wie ich jeden Ehemann bedauern müßte, dem eine schmachvolle Untreue seiner Frau nicht tiefer geht. Ich erhebe auch keinen Einspruch dagegen, wenn Madame de Noailles sich dergleichen Scherze erlaubt, die einer Frau von nur geringer Selbstachtung wie ein Preisgeben ihrer Ehre erscheinen würden, sofern Ihr Euch mit dem Benehmen Eurer Gemahlin einverstanden erklärt, — doch ich gestehe Euch kein Recht zu, mit so unerschütterlichem Gleichmuthe über eine Sache abzuurtheilen, welche nicht nur ein Zeitvertreib für Dame Yvonne, sondern ein Raub und ein Verrath der Freundschaft an einer andern Frau — an mir selbst ist."

„Ihr seid entzückend in Eurem gerechten Zorne und es hat Zeiten gegeben, da ich Eure Ansicht in

diesem Punkte vollkommen theilte," erwiderte der Herzog, „und dennoch — was verlangt Ihr in diesem Falle von mir zu thun?"

„Sagt Euch dies Eure eigene Ehre nicht?" fragte Espérance erstaunt. „Muß ich Euch daran erinnern, daß nicht ich allein die Beleidigte bin?"

„Meine liebe junge Gräfin," sprach der Herzog achselzuckend, „hätte ich mich mit allen Liebhabern meiner Frau schlagen wollen, ich versichere Euch, ich lebte längst nicht mehr. Die Herzogin und ich haben im ersten Jahre unserer Ehe einen Vertrag miteinander geschlossen, uns gegenseitig in nichts zu hindern oder zu stören und ich kann mich nicht entsinnen, daß wir dieses Abkommen je verletzt. Nur auf eine solche Weise war ein Zusammenleben zwischen zwei Menschen möglich, die gewohnt waren stets ihrem eigenen Ermessen zu folgen. Ihr werdet in dem Kreise Eurer neu gewonnenen Bekannten so manche finden, die es in gleicher Weise halten und sich wohl dabei befinden."

Die Röthe innerer Empörung war in das Antlitz der jungen Frau gestiegen; ihre Lippen bebten. „Es ist leicht möglich, Herr Herzog," sagte sie ernst, „daß eine solche Ansicht in den Kreisen heimisch, in welchen Ihr und ich verkehren, ja, daß sie dort bereits zur Mode geworden, da ich das Wort Sitte nicht dafür anzuwenden wage. Ich fragte nie darnach und kümmerte mich bis zur heutigen Stunde nie darum. Ich wuchs in meiner ländlichen Abgeschiedenheit in einer Einfalt und Unwissenheit auf,

die Ihr bemitleidenswerth finden möget, aber ich lernte dort, daß Ehre und Tugend eines Weibes höchster Schatz, ich lernte, daß die Ehe als ein heiliges, ein unlösliches Band zu achten sei, das man in frevelhaftem Spiele nicht einmal verletzen, viel weniger zu brechen sich erlauben dürfe; ich lernte, daß die Liebe und Treue zweier Menschen, welche den Lebensweg miteinander zu gehen entschlossen, die einzige Bürgschaft ihres Glückes seien und daß man sich die gegenseitige Achtung zu erwerben und zu bewahren habe durch gewissenhafte Erfüllung der von uns gelobten Pflicht."

„Ihr sprecht, wie die Jugend, die Unschuld und die glückliche Liebe zu sprechen pflegen, Gräfin Espérance," erwiderte der Herzog, „doch werdet einige Jahre älter und Ihr werdet anders denken. Ihr werdet einsehen, daß es Gefahren und Versuchungen im Leben giebt, denen auch der Beste zu unterliegen vermag, wenn ihn nicht Heldenstärke, in diesem Falle Heldentugend aufrecht erhält. Verirrung ist noch kein Laster; ein Straucheln auf schlüpfrigem Pfade noch kein Grund, sein Lebensglück deshalb verloren zu geben. Ich spreche jetzt für Euch, Espérance, für Hector, den Ihr in Eurem Herzen auf das Bitterste anschuldigt, obgleich sich Eure Worte, und mit Recht, gegen Yvonne richten, deren Thun und Treiben sich längst meiner Kritik entzogen. Von Anfang an habe ich die Koketterie meiner Frau Hector gegenüber gemißbilligt, denn ich will Euch wohl, Ihr junges, unerfahrenes Geschöpf, das zu seinem Un-

heile vielleicht den glatten Boden von Versailles und Paris betreten. Und auch Eurem Gatten will ich wohl, an dessen Ehrenhaftigkeit ich keinen Augenblick bisher gezweifelt und den ich, trotz jenes Briefes, für den weniger schuldigen Theil in dieser Sache halte."

„Euer nachsichtiges Urtheil über Hectors Untreue, die mir nach diesem Briefe kaum zweifelhaft erscheinen kann," sprach Espérance, „läßt sich nur aus der Erfahrung herleiten, welche ihr selbst aus Eurer Ehe bekennt. Seid Ihr, Herr Herzog, mit einem solchen Leben einverstanden, so kommt es mir nicht zu mit Euch darüber zu rechten; ich aber halte ein Bündniß für ein unwürdiges, ein entweihtes, das sich auf eine bis zu diesem Punkte gesteigerte Nachsicht gründet, sowie ich ein Zusammenleben für unmöglich betrachte, dem die beste Grundlage, das gegenseitige Vertrauen, fehlt."

„Und was gedenkt Ihr zu beschließen?" fragte der Herzog.

„Ich gedenke Eure Gattin zu überzeugen, daß ich die Seelengröße — ich könnte es ebenso wohl die Verachtung nennen — besitze, mich dort nicht hindernd in den Weg zu stellen, wo man meiner zum Glücke nicht mehr bedarf," sagte Espérance fest und kalt, „ich gedenke Hector die Wahl frei zu lassen zwischen Eurer Frau und mir, und auf die gegebene Erklärung seinerseits, daß in den Händen Jener allein sein Lebensglück ruht, meine Ehe mit ihm zu lösen. Euch aber, Herr Herzog, bitte ich

in diesem Falle ein Gleiches zu thun, es kann auch Euch nichts daran liegen, zweier Menschen Glück zu hindern."

Der Herzog starrte die junge Frau sprachlos an. „Ist dies Euer Ernst?"

„Ich bin nicht in der Stimmung zu scherzen, Monseigneur."

„Ungehört, ohne Prüfung, auf dieses Blatt hin wollt Ihr Euch von Eurem Gatten lossagen?"

„Dieser Brief genügt mir, um mir zu beweisen, daß ein Einverständniß zwischen Hector und Eurer Gemahlin waltete. Bestand dies nicht, so wäre es seine Pflicht gewesen mir denselben zu zeigen; statt dessen eilte er auf demselben Wege, wie die Herzogin, der Grenze zu, um offenbar in jener Stadt, die sie vorschlägt, mit ihr zusammenzutreffen. Ein Mann, der so zu handeln fähig, besitzt für seine Frau so wenig Liebe, wie Achtung und er zerreißt selbst das Band, das sie auf ewig an ihn fesseln sollte. Eure Gemahlin nannte mich einst, ohne daß ich wußte, wen sie meinte, das einzige Hinderniß ihres Glückes; ich mache ihr Platz, nicht um ihrer selbst, allein um Hectors willen; sie hat offenbar nicht darauf gerechnet, daß sie von Eurer Seite irgend einen Widerstand finden würde."

„Wenn sie darauf gerechnet, daß ich von ihr mich würde scheiden lassen, wie Ihr es großmüthig genug vorschlagt und wie die jetzigen Zeitverhältnisse es auch ermöglichen würden, dann allerdings hat sie falsch gerechnet," sagte Herr von Noailles sehr trocken.

„Jetzt verstehe ich Euch nicht, Herr Herzog," entgegnete Espérance unwillig.

Der Herzog strich sich mit der Hand über sein sorgfältig gepudertes Toupet. „Ich wiederhole Euch, Gräfin Espérance," sprach er vollkommen gelassen, „daß ich mich seit achtzehn Jahren um die Liebeshändel meiner Frau nicht gekümmert und mich weitere achtzehn Jahre nicht mit denselben beschäftigen werde, sollte uns das Schicksal so lange noch auf Erden neben einander hergehen lassen. Sie wünschte abzureisen, ich habe keinen Einwand dagegen erhoben, ich wünschte hier zu bleiben, sie war dessen zufrieden. Daß sie mit Hector unterwegs ein Stelldichein verabredet, konnte ich natürlich nicht ahnen, doch es würde mich auch dieses nicht in Erstaunen setzen, denn sie war trotz der fünfzehn Jahre, die sie vor ihm voraus hatte, sterblich in ihn verliebt. Ich habe stets daran gezweifelt, daß er es erwidert, sollte er indessen so verblendet gewesen sein, sich von ihr haben fangen zu lassen, so werde ich mich keiner Schuld an seinem Unglück theilhaftig machen, indem ich ihm Mittel und Wege eröffne, sich mit einer Frau zu belasten, wie es Yvonne von Polignac ist. Um mit einer solchen leben zu können, bedarf es mehr Erfahrung, als er besitzt."

„Das Blut erstarrt mir, wenn ich höre, in welcher Weise Ihr von der Frau sprecht, die Euren Namen trägt," sagte Espérance vor Zorn zitternd.

„Das meine ist es längst mit Bezug auf Yvonne," sagte Herr von Noailles ironisch, „es

glühte ebenfalls vor langer Zeit für sie; ich kann es nicht ändern, daß es in Folge all der Sturzbäder, welche meine Neigung durch sie erlitten, die Temperatur verloren."

Espérance sprang von ihrem Sitze auf. „Steht es so um die Heiligkeit der Ehe, wie Ihr mich heute belehret, Herzog," rief sie leidenschaftlich, „dann kann ich nur bedauern, daß ich in meiner jugendlichen Verblendung Besseres von einer Vereinigung mit dem Manne meiner Liebe erwartete. Und die Gesellschaft kann ich nur bedauern, in der die Giftpflanze solcher Anschauungen Wurzel fassen, ja, zur verderblichsten Blüthe emporschießen konnte. Den Staat beklage ich, dessen höchst gestellte Diener, dessen erste Edelleute und Vasallen den niedriger als sie Gestellten ein so schmachvolles Beispiel gegeben haben, und zum ersten Male in dieser Stunde vermag ich es zu begreifen, daß ein ganzes Volk sich in Empörung erhoben, die Fesseln derer abzuschütteln, die dieses Volk in ihrem Standesdünkel verachteten und die ihm selbst die Verachtung der heiligsten Familienbande und jeder Menschentugend lehrten, welche nicht nur ein Schmuck des Niedriggeborenen, sondern zumeist derjenigen sein sollte, die das Geschick auf die Höhen des Lebens stellte."

Der Herzog hatte sich gleichfalls von seinem Sessel erhoben, er blickte in offener Bewunderung auf das junge Geschöpf, das er nie anders als sanft und hingebend gekannt, und das jetzt ungeahnt eine Kraft entfaltete, vor der seine langjährige Menschen=

kenntniß verstummte. Achtungsvoll küßte er ihre Hand.

„Ihr haltet mich für frivol, für herzlos, Espérance,“ sagte er, „und ich leugne nicht, daß ich es in vielen Fällen bin. Das Leben hat aus mir das gemacht, was ich geworden, meine Erziehung, die Gesellschaft, in der ich mich bewegte, mich nicht mit andern Grundsätzen auszustatten gewußt, als die es sind, welche Euer reines Gemüth entsetzen. Wenn ich jedoch entschieden es verweigere, in eine Trennung von meiner Frau zu willigen, so handle ich nicht aus einem Gefühl der Rache gegen Yvonne, ich handle so um Euretwillen, meine theure, junge Gräfin, deren großmüthiges Opfer für Hector ein verfehltes und ein unverständiges wäre. Ihr seid zu schade, Espérance, um einer Verirrung Eures Gatten willen, Euch unglücklich zu machen für die Dauer Eures ganzen übrigen Lebens. Ihr, die Ihr den Muth besitzet, um seinetwillen ein solches Opfer zu wollen, Ihr habt auch die Kraft ihm zu verzeihen, wenn er von seiner Enttäuschung geheilt, zu Euch zurückkehrt.“

„Niemals, niemals!“

„Euer Zorn, den ich begreiflich finde, täuscht Euch über Euer eigenes Empfinden,“ sprach Herr von Noailles ruhig. „Gut denn, zürnt ihm, ein Jahr vielleicht, auch zwei, wenn Eure Liebe es vermag, doch dann wird Euer Herz Euch zurückziehen, zu ihm, dem es mit seiner tiefsten Neigung gehörte. Und glaubt mir, daß Euer Gatte diese Neigung

verdient, selbst wenn er wirklich in den Fallstricken Dame Yvonne's gefangen worden und suchet ihn daraus zu retten um seiner selbst und um Euretwillen."

Der Herzog hatte das Zimmer verlassen, in welchem Espérance in tiefem Sinnen zurückblieb. Sollte sie dem alten Edelmanne danken, daß er es ihr unmöglich gemacht, Hector ein vielleicht übereiltes Opfer zu bringen, sollte sie ihm grollen dafür? Sie wußte es nicht; sie fühlte sich von tausend Zweifeln gequält, vereinsamt und verlassen, sie sehnte sich nach einem warmen Worte des Trostes, des Rathes in ihres Herzens Oede, ihrem tiefen Kummer. Sie dachte einen Moment daran zu Hortense zu gehen, die sie stets so gut verstanden, die ihr auch jetzt rathen würde, was sie zu thun habe, doch Armand hatte ihr den Besuch im Hause Henri Lablache's untersagt; sie fragte sich, ob sie ihren Bruder von ihrem Unglücke in Kenntniß setzen solle und verwarf im nächsten Augenblick diesen Gedanken wieder. Armand, dessen Verhältniß zu Hector sich in den letzten zwei Jahren durchaus nicht gebessert, würde, von heftigen Zorne gegen seinen Schwager ergriffen, ihm vielleicht nachreisen, ihn fordern, o Gott! ihn vielleicht tödten.

Nein, nein, er sollte, er durfte es nicht erfahren, was sich inzwischen in ihrem Hause zugetragen; sie wollte schweigend ihr Leid in sich verschließen, sie wollte versuchen in Ergebung zu tragen, was Gott ihr auferlegt. Armand, der an dem nämlichen Tage

sie zu besuchen kam, erstaunte nicht, sie bleicher und stiller, als sonst zu finden; er schrieb dies ihrem Kummer über Hectors Scheiden zu und suchte sie in sanfter Weise darüber zu trösten, wie es schien, jedoch ohne Erfolg.

„Hat Hector nichts über Deinen Aufenthalt während seiner muthmaßlichen Abwesenheit entschieden, Liebling?“ fragte er. „Will er Dich hier in Paris lassen? Es mögen Wochen vergehen, bis er zurückkehren kann.“

„Wohl auch noch länger,“ sagte Espérance sich abwendend.

„Ich wage kaum Dir den Vorschlag zu machen, mich für die Dauer dieser Zeit nach Arvillers zu begleiten,“ fuhr der Marquis fort, „da mit der geheimen Abreise der Majestäten, die heute schon durch ganz Paris hallen wird, mein Dienst bei Hofe beendet, so hält mich hier nichts mehr, während meine Anwesenheit auf unserer Besitzung nothwendig erscheint. Der Pfarrer schreibt mir, daß sich die Gemüther unserer Bauern dort etwas beruhigt, ich wüßte auch in der That nicht, was sie von mir noch mehr verlangen sollten, als die Freiheiten, die ich ihnen seit Jahren gewährt und ihnen vor Kurzem erst bis zur denkbarsten Grenze erweiterte. So darf ich es versuchen, dorthin für einige Zeit zurückzukehren, doch Dich, meine Schwester, hier zu lassen, macht mir das Herz schwer.“

Espérance blickte einige Minuten nachdenklich zu ihm empor, um sich dann endlich schluchzend in

seine Arme zu werfen. „Nimm mich mit Dir, Armand,“ flüsterte sie, „lasse mich nicht hier.“

Er streichelte leise ihr Haar.

„Wie unbeschreiblich gern thäte ich es, süßes Kind, doch wird Dein Gatte damit einverstanden sein? Ich möchte nichts thun, was Dir seine Unzufriedenheit zuzöge.“

Espérance machte eine unwillige Bewegung. „Lasse mich mit Dir nach Arvillers zurückkehren,“ rief sie flehend, „o, wäre ich doch nie von Dir und von der Heimat geschieden!“

Er blickte befremdet auf sie nieder. „Was ist Dir, armes Kind?“ fragte er bewegt. „Was bringt Dich in solche Aufregung? Sieh, das Leben einer Frau rollt anders sich ab, als das des jungen Mädchens, das von Klostermauern oder von behütender Liebe geschützt, sein leichtes sonnenhelles Dasein vertändelt. Ich konnte es voraussetzen, daß auch meiner Espérance nicht jener Ernst des Lebens erspart bleiben werde, welcher die junge Gattin Gefahren, Sorgen, Prüfungen aller Art mit dem erwählten Manne theilen läßt, doch wußte ich, daß meiner Schwester tapferes und muthiges Herz auch diese siegreich überwinden würde. Die erste Trennung von Hector ist eine solche Prüfung; möge Gott ihn in Gefahren behüten, ihn glücklich zu Dir zurückführen.“

Sie erwiderte nichts.

„Darfst Du es wagen, mich nach Arvillers zu begleiten?“ fragte er, ihr heißes Gesichtchen zu sich

emporrichtend. „Ich opfere meine Wünsche um Eures häuslichen Friedens willen, wenn Du meinst, daß Hector Dich nicht gerne in meinem Hause wüßte, ich füge nicht einmal hinzu, wie gerne ich Dich nach so langer Zeit wieder einmal in demselben sähe.“

In ihrem Antlitz malte sich ein Zug fester Entschlossenheit. „Ich werde mit Dir gehen, Armand, denn ich will es,“ erklärte sie. „Sage mir, wann Du abzureisen gedenkest.“

„Ich werde noch einige Tage zu meinen Vorbereitungen bedürfen,“ antwortete er, „doch denke ich, am 25. oder 26. des Monats Dich abholen zu können.“

Sie dachte einige Minuten nach.

„Weißt Du, Armand, welchen Wunsch ich hätte?“

„Welchen, Liebling? Kann ich ihn erfüllen?“

„Vielleicht; ich möchte so gerne Hortense wiedersehen, ach, am liebsten sie mit uns nach Arvillers nehmen.“

Armands Stirn verfinsterte sich. „Was willst Du bei ihr, Espérance? Sie hat sich von uns losgesagt, als sie jenen Republikaner heirathete und damit bewiesen, daß sie nie mit ganzem Herzen zu uns gehörte.“

„Und wenn sie ihrem Herzen folgte, Armand, weshalb sollte sie mit einem Republikaner nicht glücklich sein?“ fragte Espérance nicht ohne Bitterkeit. „Ist es die politische Gesinnung eines Mannes, die das Glück der Ehe ausmacht, sind es nicht

vielmehr die Eigenschaften seines Herzens, wie die Festigkeit seines Charakters?“

„Besitzt Henri Lablache die Letzteren? Ich habe es nie gewahrt.“

„Ich hörte kürzlich, daß er Hortense anbete, daß er seine Frau auf Händen trage,“ bemerkte Espérance.

Der Ausdruck des Unwillens in des Marquis’ Angesicht trat stärker hervor bei diesen Worten; er war im Allgemeinen weit davon entfernt, irgend einem seiner Mitmenschen Böses zu wünschen, doch es war ihm, als hätte er es lieber gehört, daß dieses von ihm verabscheute Ehebündniß unglücklich ausgefallen. „Um so besser für sie,“ sagte er endlich, „ich fürchtete, daß sie diesen Schritt einst schwer zu bereuen haben werde.“

„Und darf ich nicht einmal zu ihr gehen, mich überzeugen, ob sie glücklich sei?“ bat Espérance. „Aus Rücksicht für Dich habe ich es stets unterlassen.“

„Ich kann auch jetzt Dir kaum dazu rathen, Liebling; Lablache soll den Verkehr der früheren Freunde seiner Frau nicht gern in seinem Hause sehen. Vielleicht fügt es der Zufall, daß Du Hortense wieder einmal begegnest.“

Espérance seufzte, sie empfand, wie nie zuvor, die Sehnsucht nach der Vertrauten früherer Tage, doch sie ehrte Armands Wunsch auch jetzt, obgleich sie seine Ansicht nicht theilte.

In fieberischer Hast begann sie ihre Vorbe=

reitungen zu der nahen Abreise; sie suchte sich durch den Gedanken an die Heimat, an alles noch zu Ordnende von den qualvollen anderen abzuziehen, welche sie an ihr, wie sie meinte, verlorenes Glück erinnerten. Und dann kam wie ein Donnerschlag für die zurückgebliebenen Anhänger des Königthums die erschreckende Nachricht, daß zu Menehould der königliche Flüchtling mit den Seinen entdeckt, daß man zu Varennes seine Weiterreise verhindert und daß man im Begriffe den gefangenen Herrscher Frankreichs zurück nach Paris zu führen. Und dann kam jener 25. Juni, an welchem unter der drückenden Gluth eines unbewölkten Himmels, in wirbelnden Staub gehüllt, eine große Reisekutsche langsam durch die Straßen der Hauptstadt schwankte, welche den unglücklichen König zurück in die Tuilerien, in die Hände seiner Richter und dann in die seiner Mörder brachte. Die Nationalgarde umgab als Bedeckung die Equipage der Gefangenen, um sie gegen die Ausbrüche der Wuth des Volkes zu schützen, das stundenweit schon vor der Hauptstadt zwei Reihen gebildet, um den traurigen Zug anlangen zu sehen, das in den Straßen von Paris in dichtgedrängten Massen stand, trotz des Erlasses der Nationalversammlung, welche Insulten gegen den König zu verhüten strebte, Schmähungen auf die Gefangenen schleudernd, Todesdrohungen gegen die Königin insbesondere, die auszuführen nur die bewaffnete Macht sie hinderte.

„Wer den König beschimpft, wird gehängt, wer ihn zu grüßen wagt, erhält Stockschläge,“ so lautete die Warnung, welche in zollhohen Lettern an den Straßenecken angeschlagen war. Das Volk nahm den zweiten Theil derselben wörtlich; es entblößte sich kein Haupt in der unabsehbaren Menge auf dem langen Marterwege, den die Gefangenen durch die endlosen Straßen bis zu dem vor vier Tagen verlassenen Palaste der Tuilerien zurückzulegen hatten.

In der Nähe der großen Terrasse stand neben Mr. de Guilhermy Armand von Brissac, mit einem Blicke wenigstens seinen unglücklichen Gebietern seine Theilnahme zu bekunden; beide Männer hoben grüßend ihre Hüte, als der Wagen sich näherte; ein Wuthschrei aus zwanzig Kehlen beantwortete die immerhin gewagte That, man wollte die beiden Edelleute zwingen, ihre Kopfbedeckungen wieder aufzusetzen, als, gleichsam von dem nämlichen Impulse beseelt, Beide ihre Hüte weit von sich schleuderten.

„Daß Niemand sich erdreiste, mir meinen Hut zurückzubringen,“ rief Mr. de Guilhermy drohend, und Niemand wagte es.

Die Kutsche hielt an den Stufen der Terrasse. Lafayette mit seinem Stabe näherte sich derselben. Die Königin, welche während der zahllosen Drohungen und Schmähreden, die ihr Ohr getroffen, mit keiner Wimper gezuckt, stieß einen Schrei aus, als sie ihn erblickte.

„Mr. de Lafayette, rettet, rettet die Gardes du Corps.“

Lafayette gab seiner Umgebung einen raschen Wink; während die königliche Familie den Wagen verließ, um unter einem Spalier von Bajonetten das Schloß zu erreichen, hatten sich einige der Nationalgardisten an die als Kutscher verkleideten Edelleute gedrängt, um im Falle eines Angriffes sie schützen zu können. Diese Vorsicht war nicht unnütz; kaum hatten die Gardes du Corps den Wagen verlassen, als sich die Volkswuth auf Jene stürzte, die nichts Anderes verbrochen, als ihr Blut und Leben für ihren Herrn und die Seinen zu wagen. Mit der größten Anstrengung nur gelang es den Mitgliedern der Assemblée, Pèthion und Barnave, zwei der Edelleute den Händen ihrer Angreifer zu entziehen, Hector fühlte in dem Augenblicke, als er von dem Wagen sprang, seine Hand von einer andern erfaßt und schaute, sich umwendend, in ein nur zu wohlbekanntes Angesicht unter dem dreieckigen Hute der Nationalgardisten.

„Sei ohne Sorge," flüsterte Delavigne, „ich beschütze Dich auch heute, wie ich Dich in der Nacht des 5. Oktober schützte, eher sollen jener Männer Füße über meine Leiche, als über die meines einzigen Sohnes gehen."

Und er bildete, zwei seiner Untergebenen heranwinkend, mit dem eigenen Körper ein Bollwerk vor dem des jungen Mannes, bis die Aufmerksamkeit des Volkes sich einem anderen Punkte zugewendet und es Hector möglich war, durch den Garten der Tuilerien in eine Seitenstraße zu entkommen.

Der junge Garde du Corps erreichte nur auf Umwegen seine Wohnung, zu der es ihn jetzt mit doppelter Gewalt zog, da er wenigstens für den Augenblick das Herrscherpaar in Sicherheit wußte. Es befremdete ihn, daß er das Haus so still fand, Espérance, zu der das Gerücht von der Verhaftung des Königs jedenfalls gedrungen, erwartete ihn sicherlich doch, — welche Freude mußte es ihr, trotz der traurigen Veranlassung, die ihn zurückführte, sein, ihn sobald wiederzusehen.

„Wo ist meine Frau?" fragte er hastig den im Vorsaal ihm begegnenden Diener, der mit einem Ruf der Ueberraschung seinen Herrn erkannte.

„Madame ist in ihrem Boudoir."

Hector eilte durch die Reihe der übrigen Zimmer dorthin. „Espérance, o Espérance."

Er wollte die in tiefem Sinnen in einem Sessel Ruhende in seine Arme schließen, sie erhob sich und trat mit kaltem Blicke zurück.

„Woher kommst Du, Hector?" fragte sie nur.

Hector blickte sie sprachlos an.

„Was ist Dir, Espérance?" brachte er endlich hervor. „Ist etwas vorgefallen? Was sollen diese Mienen bedeuten?"

Sie lächelte bitter. „Darüber wirst doch Du nicht im Unklaren sein," antwortete sie kalt, wie zuvor.

„Ich? Wie sollte ich ein Benehmen mir zu deuten wissen, für das mir jedes Verständniß fehlt? Wie sollte ich es mir erklären, daß dies, Espérance, der Empfang für Deinen Gatten ist, der in den

letzten Tagen mehr als einmal in Gefahr des Todes war? Nochmals, was ist vorgefallen, um Dich so zu verwandeln, daß ich geneigt bin, Dich für krank zu halten?"

„Ich bin nicht krank, ich habe keine Zeit, es jetzt zu sein, Hector; Du sollst sogleich alle für Dich nothwendigen Erklärungen erhalten, doch zuvor sage mir, woher Du kommst."

„Von Varennes, wo die königliche Familie, wie ganz Paris weiß, gefangen genommen wurde und jetzt von den Tuilerien," antwortete Hector, noch immer ungewiß, wie er sich das räthselhafte Wesen seiner Frau zu deuten habe.

Espérance blickte ihn fest an. „So warst Du nicht in Bar le Duc?"

„Nein, was sollte ich dort?"

„Du hattest nicht die Absicht, trotz der Gefangennahme des Königs Deinen Weg dorthin fortzusetzen?"

„Ich wüßte keinen Grund dafür."

„Auch diesen nicht?" fragte Espérance langsam mit Betonung, indem sie ihm das Billet Yvonne's reichte.

Hector überflog es, um mit gerunzelter Stirn, schweigend es auf den Tisch zu legen.

„Was hast Du auf dieses Billet hin mir zu sagen?" fuhr Espérance nach einer Pause fort.

„Nichts," entgegnete er stolz.

„Nichts, mir, Deiner Frau, die ein Recht besitzt, von Dir zu verlangen, daß Du Dich von

einem Verdachte reinigst, der in meinen Augen nach einem solchen Beweise auf Dir ruht?"

„Nach einem solchen Beweise?" wiederholte er verächtlich. „Wenn es kein schlechter Scherz, den Jemand sich mit Dir erlaubt, so ist es ein gegen mich gerichtetes Bubenstück. Wie ist dieser Brief in Deine Hände gekommen?"

„Ich fand ihn am Morgen nach Deiner Abreise auf Deinem Schreibtische."

„Ich sehe ihn in diesem Augenblicke zum ersten Male."

„Hector, er lag erbrochen zwischen den Papieren, die Du zum Verbrennen bestimmt."

„So vermag ich Dir nicht zu erklären, wie er dahin gelangt; ich erhielt ihn nicht."

Espérance verstummte einige Minuten; die Sprache Hectors war nicht die eines Schuldbewußten; trotz des Räthsels, das hier waltete, begann sie an ihres Gatten Untreue zu zweifeln, als sie sich plötzlich wieder der Worte Yvonne's, der Locke und all jener andern kleinen Nebenumstände erinnerte, welche ihr ein Liebesverhältniß zwischen Beiden wahrscheinlich gemacht.

„Hector," sprach sie weicher, als zuvor, „so tief mich auch Dein Eingeständniß schmerzen würde, daß Du jene Frau mir vorgezogen, ich würde es leichter ertragen, als Dein Leugnen. Habe doch Vertrauen zu mir, glaube mir, daß ich es eher über mich zu gewinnen vermöchte, Dir einen Fehler zu verzeihen, als mit diesem quälenden Zweifel belastet von Dir

zu gehen. Würde irgend eine Frau in der Welt es wagen dürfen, so zu schreiben, wenn sie nicht ein Recht besäße, eine derartige Sprache anzunehmen? Kannst Du es mir auf Deine Ehre versichern, daß Du der Herzogin nie Anlaß gegeben, sich von Dir geliebt zu wähnen?"

„Du verlangst Vertrauen von mir," entgegnete Hector finster, „und giebst mir mit Deinen Worten nur den Beweis, daß Du nie ein solches zu mir besessen, sonst würdest Du auf eine Probe, wie diese, nicht bis zu derartigen Zweifeln gelangen. Wann gab ich Dir in den zwei Jahren unserer Ehe Grund zu argwöhnen, daß ich je eine Andere geliebt, als Dich allein? Du sprichst von Verzeihung und hast sie von mir zu fordern, den Du mit Deinen Zweifeln auf das Tiefste beleidigst."

„So wäre es nicht wahr, daß Du sie in den ersten Monaten unserer Ehe ohne mein Wissen besucht," fragte Espérance, „nicht wahr, daß sie so wenig Schicklichkeitsgefühl besaß, um, während ich in Paris war, zu Dir in unser Haus zu Versailles zu kommen, nicht wahr, daß Du ihr eine Locke Deines Haares schenktest, die sie beständig bei sich trägt, daß sie sich von Dir geliebt glaubt und dies selbst gesteht?"

„Die Besuche, welche ich Frau von Noailles gemacht, waren ein Gebot der Höflichkeit, wie der Pflicht gegen sie," erwiderte Hector ebenfalls kalt, „ich konnte wegen eines Mißverständnisses, das Du mit ihr hattest, nicht sofort die Beziehungen zu

ihrem Hause abbrechen, das mir im ersten Jahre meines Aufenthaltes bei Hofe eine Heimat gewesen. Den Krankenbesuch, den ich zu Versailles von ihr erhielt, habe ich nicht herausgefordert, sondern auf ihre Anfrage hin gestattet und ihn verschwiegen, um den Ruf einer Dame, welcher ich tief verpflichtet, nicht müßigem Gerede preiszugeben. Ich wußte übrigens nicht, daß meine Frau sich Spione in ihrem eigenen Hause hält."

Espérance erröthete; sie hatte allerdings die Thatsache dieses Besuches durch ihr Kammermädchen erfahren, das zu jener Zeit in Versailles zurückgeblieben war.

„Soll wirklich dieses an sich so unbedeutende, wie unerklärliche Ereigniß mit dem Briefe in Deiner Hand einen Riß in unsere Ehe bringen?" sprach Hector vorwurfsvoll. „Ich hatte gehofft, Dich glücklich gemacht zu haben, so viel in meiner Macht lag. Wohl besitze ich große Fehler, mit welchen Du Geduld gehabt; ich habe Dich durch meine Heftigkeit oftmals betrübt, die ich sogleich darauf wieder heiß bereut, — doch einer Ehrlosigkeit gegen Dich habe ich mich niemals schuldig gemacht. Meine Empfindungen für die Herzogin brauche ich keinem Menschen zu verbergen; hat sie dieselben mißverstanden, so war ich doppelt verpflichtet, die Ehre einer Frau zu schonen, welche mir ihre Gunst in so hohem Maße zugewendet."

„Dies also gestehst Du dennoch zu?" bemerkte Espérance schmerzlich.

Hector stampfte mit dem Fuße. „Ich kann mich nicht mit Dir um Worte streiten," rief er aufbrausend, „ich kann nichts Anderes, als Dich fragen, ob Du mir nicht mehr genügend vertrauest, um von der Wahrheit der meinen überzeugt zu sein."

Die junge Frau rang ihre Hände. „O, wenn ich Dir noch glauben könnte, doch die Beweise gegen Dich sind stärker, als Deine Worte."

Hector schlug die Arme über der Brust zusammen. „So habe ich nichts weiter hinzuzufügen," sagte er düster, „ist Deine Liebe nicht stark genug, den Zweifel zu überwinden, dann war es auch die rechte nicht, denn eine Liebe ohne Glauben verdient den Namen einer solchen nicht."

Sie neigte stumm das Haupt, um nach einer Pause in erzwungen ruhigem Tone zu sprechen:

„Es scheint, als ob wir uns nicht verstehen, uns in diesem Punkte nie mehr verstehen werden, Hector; so ist es besser, wir wählen eine vorübergehende Trennung, vielleicht, daß wir uns in der Ferne wiederzufinden vermögen, da wir vereint mit jedem Worte weiter auseinander kommen. Ich war im Begriffe, heute Nacht mit meinem Bruder nach Arvillers abzureisen; so lebe wohl, Hector; möge Dich mein Scheiden lehren, wen von uns Beiden Du in Wahrheit liebst, ob Yvonne, ob mich."

Hector hatte nur ihre letzten Worte gehört; sein Antlitz war erbleicht unter denselben, sein Blick richtete sich starr und starrer auf seine Gattin.

„Nach Arvillers," stieß er hervor, „und mit

Armand willst Du dorthin? War dies der Grund, der Dich veranlaßte, mir so gegenüber zu treten? Gott, o Gott, laß mich nicht wahnsinnig werden über dem Gedanken, der in mir auftaucht und Du, Espérance, besinne Dich, ehe Du einen Entschluß ausführst, der verhängnißvoll für Dich und mich werden könnte."

„Ich begreife Dich nicht," erwiderte sie, „wenn ich in einem Zwiespalt meiner Seele Zuflucht suche bei dem einzigen Verwandten, den mir das Schicksal auf Erden ließ, so wüßte ich nicht, was Dich dabei so aufzuregen vermag. Wohl weiß ich, daß Du Armand stets gehaßt und ich habe es ertragen, ohne je Dir einen Groll darüber zu zeigen, doch jetzt, wo ich an Dir zu zweifeln lernte, wirst auch Du mich nicht zurückhalten, mich unter den Schutz meines Bruders zu begeben, dessen Liebe zu mir besser, als die Deine war."

Sie bereute fast augenblicklich das vorschnell gesprochene Wort, als sie die Wirkung bemerkte, welche dasselbe auf Hector hervorgebracht; doch er erwiderte nichts mehr. Ein langer Blick nur traf noch den ihren, ein Blick des Vorwurfes, wie des tiefsten Schmerzes; dann wandte er sich langsam ab.

„So gehe zu ihm — ich halte Dich nicht," sagte er tonlos, als er das Zimmer verließ.

Die Thür fiel hinter ihm zu; Espérance machte eine Bewegung, als wolle sie ihm nacheilen, ihn zurückrufen, ihm sagen, daß sie dennoch, dennoch ihn für schuldlos halte, — sie that es nicht. Der

Luftzug der sich schließenden Thür trieb von dem Tische, auf welchen sie ihn gelegt, den rosenfarbenen Brief auf, ihr entgegen; wie von einer Natter gestochen, sank sie in den Sessel zurück, — jetzt hörte sie auch die Thür mit lautem Klange in das Schloß fallen, — es war ihr Gatte, der das Haus verließ, — Espérance stieß einen dumpfen Schrei aus, — es war ihr, als habe mit ihm zugleich ihr Glück auf immer sie verlassen.

Hector war inzwischen, Zorn und Verzweiflung im Herzen, die Treppe hinunter in das Freie gestürmt, ohne ein bestimmtes Ziel, kaum eines bestimmten Gedankens mächtig. An der Ecke der Straße trat ihm die Gestalt eines breitschulterigen Mannes entgegen.

„Graf Hector!“

„Mr. Delavigne!“

Das Zusammentreffen gerade in diesem Augenblicke war ihm peinlich, doch konnte er nicht umhin, den Mann anzureden, der, wo er auch war, schützend seine Hand über ihn hielt.

„Ich danke Euch zum zweiten Male heute mein Leben, Mr. Delavigne,“ sagte er, „und freue mich, daß mir Gelegenheit wird, Euch dies auszusprechen.“

Delavigne schüttelte den Kopf. „Danket mir nicht, Hector; welch größere Befriedigung könnte es mir gewähren, als über Eurem Leben zu wachen, das jetzt mehr als je bedroht ist?“

„Mir liegt an meinem Leben wenig mehr,“

sprach der junge Mann bitter, „Ihr würdet mir einen Dienst erweisen, wenn Ihr das nächste Mal die Dinge ihren Gang gehen ließet.“

„Ihr seid mir zu theuer, um dies zu thun; ich habe mich an Euch geklammert mit all' der Liebe, welche ich der Todten weihte, welche Eure Mutter hieß, und Euer Sterben wäre mein eigener Tod.“

„Schon wieder höre ich von Euch das dunkle Wort, das eine Schuld oder eine Schwäche auf den wirft, welchen ich bisher als meinen Vater ehrte.“

„Ich könnte es in wenigen Minuten Euch erklären, wenn Ihr mir geloben wolltet, Euch dann von Jenem loszusagen, um mir zu gehören.“

„Das kann ich nicht.“

„Weshalb nicht?“

„Ich kann, wie heilige Rechte Ihr auch an mich haben mögt, nicht eines Republikaners Sohn werden, so lange ich meinem Könige diene.“

Delavigne lachte kurz auf. „Euer Dienst wird nicht mehr von langer Dauer sein, so wenig wie die Herrschaft Eures Königs.“

„Und wäre sie schon morgen zu Ende, so würde ich es vorziehen, eher zu seinen Füßen zu sterben, als in Eurem Hause in sorgloser Sicherheit zu leben,“ erwiderte Hector fest.

„Verzeiht mir,“ fügte er hinzu, als er den Schatten in dem Angesicht des Republikaners gewahrte, „ich wollte Euch nicht kränken, doch dürft Ihr von einem Soldaten des Königs andere Gesinnungen nicht erwarten.“

„Ich weiß es wohl,“ sprach Delavigne rauh, „und ich weiß auch, wer diese Gesinnungen in Euer Herz pflanzte. Aber sinkt jene Monarchie, der Ihr dienet, und seid Ihr frei geworden, Euren eigenen Weg zu gehen, dann werde ich dennoch zu Euch zurückkehren, mir eine andere Antwort zu holen, dann werde ich Euch die Beweise vorlegen, daß ich ein besseres Recht an Euch besitze als der, welcher Euch zu meinem Gegner erzog. Noch einmal mögt Ihr dann wählen zwischen ihm und mir.“

„Möge jener Tag für mich nicht mehr anbrechen, möge es mir vergönnt sein, zuvor einen ruhmvollen Tod zu finden, mit meinem Blute meine Treue für meinen Herrn zu besiegeln.“

„Bin ich Euch bis zu diesem Grade verhaßt?“

„Nein,“ antwortete Hector rasch. „Sollte ich jemals gezwungen sein, zwischen dem Grafen Roquenville und Euch zu entscheiden, so würde diese Entscheidung allein von dem Gebote der Ehre, der Gerechtigkeit mir vorgeschrieben sein, dem ich mich bestrebt habe stets zu folgen.“

„Dies ist mir genügend, Hector, lebt wohl und was es fortan sei, das Euch bedrohe, es wird von Euch gewendet werden, dessen seid gewiß.“

— — — — — — — — — — —

Der Herzog von Noailles war bei dem Grafen von Narbonne zum Diner geladen, als die Nachricht von der Rückkehr des Königs und seiner Begleiter in Paris anlangte. Mitten unter den lebhaften Aeußerungen der Empörung und der Besorgniß,

welche dieses Ereigniß hervorrief, nahm jedoch plötzlich das Gesicht des Herzogs den Ausdruck unverhohlener Schadenfreude an; er rieb sich vergnügt die Hände, als habe er soeben etwas außerordentlich Angenehmes erfahren.

„Was habt Ihr?“ fragte der Graf Desézes, welcher neben ihm saß, erstaunt.

„O nichts, nichts,“ erwiderte der Herzog lächelnd, um gleich darauf gegen den Wirth gewendet zu sagen: „Euer Koch ist ein Künstler, Graf, so vortrefflich wie heute hat mir noch nie eine Fasanenpastete geschmeckt.“

Und er legte sich zum dritten Male ein Stück davon auf seinen Teller, um mit ungewöhnlichem Appetite es zu verspeisen, während seine Lippen unhörbar vor sich hinflüsterten: „Diesmal hat Madame in Bar le Duc umsonst gewartet.“

Neuntes Kapitel.

Die vereitelte Flucht hatte die Sache des Königthums bedeutend verschlimmert und dem unglücklichen Herrscher den letzten Rest des Vertrauens geraubt, das man in ihn und seine Liebe für das Volk gesetzt. Die Revolutionspartei überzeugte sich, daß Ludwig es so wenig aufrichtig mit den Versicherungen seiner Anhänglichkeit an die Nation meine, wie die ihn umgebenden Höflinge und daß alle seine Versprechungen, alle seine Schwüre als in den Wind gesprochen zu betrachten seien. Die Erklärung, welche er der Nationalversammlung über seine Reise und die ihn dabei leitenden Absichten gegeben, wurde mit dem Lächeln des Mitleids aufgenommen; sie war freilich auch nicht dazu angethan, seine Gegner über seine wahren Wünsche zu täuschen.

Die Tuilerien wurden jetzt für die königliche Familie ein Gefängniß; Nationalgardisten bewachten alle Zugänge, selbst bis in das Schlafzimmer der Königin; die Gardes du Corps waren vorläufig vom Schlosse entfernt worden, die Edelleute des Dienstes eines Theils ihrer Funktionen beraubt.

Armand hatte daher sein Vorhaben ausgeführt, für einige Monate auf seine Herrschaft zu gehen, um wieder in Paris sein zu können, wenn jene unwürdige Gefangenschaft des Königs aufgehoben und man seiner Dienste wieder bedürfe.

Espérance hatte ihn begleitet; es war zu keiner Verständigung mehr zwischen den jungen Ehegatten gekommen, sie hatten sich getrennt, ohne ein Wort des Abschiedes, der Versöhnung, aber — war es dennoch ein Rest der alten Liebe, die unter dem gegenseitigen Grolle lebte? — sie hatten in stillschweigender Uebereinkunft gegen ihre Angehörigen über den Grund dieser Trennung geschwiegen; Hectors Vater erfuhr nur, daß Espérance's Gesundheit einer nachhaltigen Stärkung in der Landluft ihrer Heimat bedürfe, Armand jedoch, dem der stille Kummer in den Zügen seiner Schwester unmöglich entgehen konnte, war zu zartfühlend, um mit Fragen in sie zu dringen, bevor sie nicht selbst ihr Vertrauen ihm eröffnete.

Er hoffte, daß die Ruhe und Stille in den wohlbekannten und geliebten Räumen des einstigen Vaterhauses wohlthätig auf Espérance einwirken, daß die frische Landluft, nach der sie sich so oft gesehnt, neue Rosen auf ihre blassen Wangen hauchen würde, und war es dennoch eine augenblickliche Verstimmung, die sie bewog, den kaum heimgekehrten Gatten zu verlassen, sie würde sie durch ruhige Einkehr in sich selbst am besten überwinden lernen. — Hatte er nicht auch überwinden gelernt in diesen

letzten beiden Jahren, die er halb getrennt von ihr zu verleben gezwungen war, hatte nicht sein Herz plötzlich und unerwartet ein besseres Ziel gefunden, als es das Sehnen nach einem sündig geliebten Weibe gewesen? Der Ruf des Königs nach Versailles hatte ihn zu rechter Zeit ereilt; es war eine würdigere Lebensaufgabe für einen Mann, wie er, sich Jenen anzureihen, die sich den Bedrohten zu opfern bereit, als thatenlos auf seinem fernen Schlosse seine Tage zu vertrauern. Nur wenige Monate, und er kehrte zurück, von Neuem ihnen seine Dienste zu widmen; — zwei heiße Wünsche nur noch in seiner Seele: die Monarchie gerettet und seine Schwester glücklich zu sehen — als Gattin eines Andern.

Es lag wie Gottesfrieden über den Fluren von Arvillers; die Bauern hatten, zumeist durch Pater Vincents Einfluß besänftigt, ihre Empörungsgelüste endlich wieder bezwungen; es schien kein Haß mehr gegen den Gutsherrn vorhanden, der, was in seinen Kräften stand, gethan, um ihre Lage zu bessern; Espérance ging wieder in die Bauernhütten, wie in früherer Zeit, doch scherzte sie nicht mehr, wie sonst, mit den Kindern und man sah sie selten lächeln. Gedachte sie, daß sie in ihrem Grolle Hector dennoch unrecht gethan? Daß sie dem Scheine, welcher gegen ihn gesprochen, ihr Glück und ihrer Seele Frieden geopfert? Sie hatte stets im Stillen gehofft, er werde ihr folgen, er werde, unfähig die Trennung von ihr zu ertragen, plötzlich in Arvillers erscheinen,

ihre Verzeihung erflehen und sich von dem Verdachte reinigen, der auf ihm ruhte.

Aber er kam nicht; er blieb im glutherfüllten staubigen Paris, im Geheimen über seinem Könige und seiner Herrin wachend, in Verkleidungen der verschiedensten Art sich in die Tuilerien schleichend, um im Augenblicke der Gefahr in ihrer Nähe zu sein. Die Ausarbeitung einer neuen Verfassung, die der König abermals gezwungen wurde anzunehmen und zu beschwören, hob endlich die erniedrigende Maßregel auf, daß die Residenz der Herrscherfamilie gleich einem Gefängniß für Staatsverbrecher bewacht wurde. Das umfangreiche Schriftstück wurde Mitte September Ludwig XVI. vorgelegt; es enthielt so viele, theils widersinnige, theils unausführbare Gesetze, daß es wohl eines sich selbst achtenden Regenten angemessener gewesen, diese nicht durch seinen Eid zu sanctioniren, sondern eine Krone niederzulegen, welche als der Inbegriff alles Unerfreulichen bezeichnet zu werden verdiente. Doch der Herrschaft zu entsagen, selbst wenn sich diese nur noch als ein Phantom erweist, fordert eine Ueberwindung, welche wenigen Menschen gegeben; als Gesalbter des Herrn Schmach und Schande erdulden, erscheint Vielen würdiger, als mit einer Tradition zu brechen, auf wie schwachen Stützen dieselbe auch ruhe. Und so wurde von dem Könige eine Verfassung angenommen, die von vornherein als unhaltbar sich erwies und weder dem Reiche den Frieden, noch dem Könige die frühere Macht, nicht einmal das frühere Ansehen wieder zu geben

im Stande war. Glänzende Feste verherrlichten die Bekanntmachung derselben, der Hof zeigte sich zu wiederholten Malen, um durch sein Erscheinen zu beweisen, daß er der Beleidigungen nicht mehr eingedenk, die ihm seit Jahren von dem Volke widerfahren. Die Großmuth der Könige ist das Vergessen; Ludwig übte sie, wenigstens äußerlich, mit einer Selbstüberwindung, welche Bewunderung verdiente. Er erzog seinen Sohn in den gleichen Grundsätzen; er lehrte ihn, das Volk zu lieben, welches ihn stets von Neuem schmähte und verfolgte; er prägte ihm ein, daß er dereinst, wenn Gottes Gnade ihn auf den Thron führe, ihn nicht in dem zu rächen habe, was er erlitten; er mühte sich durch sein Benehmen auch seinen erbittertsten Gegnern zu zeigen, daß kein Groll mehr in seiner Seele wohne.

Die arme Königin vermochte sich zu dieser Höhe einer Denkungsart nicht zu erheben, welche ihr in dem einen Augenblicke wie Heldenthum, im nächsten jedoch wie tiefste Schwäche erschien, und es wäre übermenschlich gewesen, Anderes von ihr zu verlangen. Sie wußte jetzt ja, wie dieses Volk ihr gegenüber stand und ewig stehen würde, sie wußte, daß sie in den Augen dieser Menge Alles repräsentirte, was eine Monarchie an Unpopularität zu besitzen vermag. In ihrer Seele hallten noch die Schmähungen wieder, die sie auf ihrem Dulderwege von Varennes nach Paris gehört, Schmähungen, welche nicht allein der Königin, welche der Frau,

der Gattin, der Mutter galten, und selbst die Röthe des Unwillens, der Beschämung in die Wangen ihrer republikanischen Begleiter getrieben. Sie zeigte sich daher mit Widerwillen nur bei all den Gelegenheiten, welche ihr Erscheinen an der Seite des Königs zur Pflicht machten und ihre Lippen vermochten für die Vertreter jener von ihr verabscheuten Partei kein einziges Wort zu finden, welches ihre innersten Empfindungen der scharfen Beobachtung einer wachsamen Menge verhüllt hätte.

Es wäre für den König noch eine Möglichkeit der Rettung gewesen, wenn er mit voller Aufrichtigkeit sich an die Häupter der Gironde angeschlossen, welche dem wilden Treiben der Jakobiner entgegen, im Laufe des Winters ihm ihre Dienste angeboten, um Jene kräftig im Zaume zu halten.

Aber Muth und Geschicklichkeit das Rechte zu ergreifen, waren ebensowenig Ludwigs Eigenschaften, als volle Aufrichtigkeit, obgleich der Mangel der Letzteren weniger eine Schwäche seines Charakters, als seines Verstandes war.

Wer unter Höflingen sein ganzes Leben verbracht, wird selten die Neigung haben, die volle Wahrheit zu hören; das Gift verderblicher Schmeichelei ist bequemer, als der Anblick eines vielleicht unschönen, weil wahren Bildes und Fürstengunst ist ein zu hochgeschätztes Gut, um dem sittlichen Muthe es zu opfern, der allein in der Aufrichtigkeit ruht. So hatte auch Ludwig die gefährliche Gewohnheit angenommen unter die Herrschaft mittelmäßiger

Menschen sich zu beugen, weil sie seinen Ansichten schmeichelten, als sich der besseren Einsicht derer anzubequemen, die ihm einen wohlbegründeten Widerspruch entgegenstellten.

Er übersah, welch eine Fülle von Geist und Talent sich ihm in den Personen Derer anbot, die vor Kurzem aus dem Süden als die Führer einer neuen Partei gekommen, die in ihrem geistigen Uebergewicht im Begriffe war, sich an die Spitze aller übrigen zu stellen.

Er wies mit schroffer Kälte Vergniaud, den Bedeutendsten unter denselben zurück, dessen Beredtsamkeit die eines Mirabeau erreichte, dessen Charakter jedoch den des Letzteren an Werth übertraf; er verstand abermals nicht zu unterscheiden, daß diese Männer und sie allein es vermocht hätten, das schattenhafte Königthum noch zu halten, wie sie es kaum acht Monate später gänzlich stürzen sollten.

Das Jahr 1792 brach an, ohne der bedrohten Herrscherfamilie die von außen her erhoffte Rettung zu bringen; vielmehr schien es, als ob der Himmel selbst sich ihren Bitten verschlösse, indem er ihrer Gegner Kräfte stählte und diejenigen vernichtete, welche ihnen ihren Beistand zugesagt. Es bedurfte nur geringer Zeit, um jene von dem Königshause verschmähten Girondisten als die einzigen Gesetzgeber Frankreichs erscheinen zu lassen, welche für einige Zeit wenigstens den Uebermuth der Jakobiner und Cordeliers in seine Schranken wiesen.

Henri Lablache hatte seit der Ankunft seiner

früheren Freunde und Studiengenossen aus Bordeaux, die eigentlichen Freiheitsmänner verlassen, um sich den Ersteren anzuschließen; seine Seele, durch die Erfüllung seines heißesten Lebenswunsches, den Besitz Hortenses, in ein gewisses Gleichgewicht gebracht, verlangte nicht mehr so stürmisch, wie zuvor nach dem Umsturze aller Dinge, nach der Herrschaft willkürlicher Pöbelhaufen, seit er selbst ein häusliches Glück zu wahren hatte; er gehörte seiner Gesinnung nach den Republikanern an, doch nicht mehr Jenen, welche in jedem Vorzuge, den ein Anderer von dem Geschicke vor seinen Mitmenschen genießt, ihr eigenes Martyrium sehen. Er war daher jetzt als Mitglied dem Club der Feuillants beigetreten, welcher sich aus den Gemäßigteren der Freiheitsfreunde zusammensetzte und der außer den Girondisten auch die Mitglieder der ersten Versammlung, Barnave, die beiden Lameths, Duport und Andere zu den Seinen zählte. Hätte man ihn gefragt, ob er noch von dem glühenden Hasse, wie früher, gegen die Monarchie, gegen Adel und Clerus erfüllt sei, er würde mit einem entschiedenen Nein geantwortet haben. Das Glück des Herzens übt auf die Menschen verschiedene Wirkung aus; es macht den Einen selbstgerecht, vermessen, dünkelhaft, den Anderen besser und weicher, als er es je in seinem Leben gewesen; es macht ihn dankbarer, je schwerer die Kämpfe waren, mit welchen er sich den ersehnten Besitz errungen.

Henri gehörte zu den Letzteren; seine Auflehnung gegen das Bestehende war die seines empörten

Herzens gewesen; jetzt hatte er, wenn auch durch ein gewaltsames Mittel, das Ziel seiner Wünsche erreicht, und sein Herz schlug ruhiger als je; — besaß er doch sein angebetetes Weib und seit Kurzem seinen ersten Sohn, den ihm Hortense im Anfange des Jahres 1792 geboren. Er konnte nicht genug das junge Menschenwunder bestaunen, das aus den weißen Kissen ihn mit großen Augen anschaute, dessen winzige Händchen sich um seine Finger schlossen und in dessen Zügen er beständig eine Aehnlichkeit mit denen seiner Gattin suchte, der er dieses neue Glück verdankte. Der einstige Jakobiner versäumte oft die Stunde der Sitzung, um neben der Wiege seines Erstgeborenen länger weilen zu dürfen, um zu erwarten, daß das Kind erwachen und ihm ein Lächeln schenken solle und er dachte dieses Kinderlächelns noch inmitten der Rednerkämpfe, welche in der Assemblée zum Heile oder Unheile eines ganzen Landes geführt wurden.

Der Zauber des Familienlebens läßt sich in keines Menschen Seele ausrotten, welch wilde Leidenschaften auch seine Empfindungen zu überwuchern drohten; Danton, der über Tausende und Tausende ein Vernichtungsurtheil zu sprechen vermochte, war der ehrerbietigste Sohn, der zärtlichste Gatte, Lucile Desmoulins eine glückliche, von ihrem Manne durch Liebesbeweise verwöhnte, von ihren Freundinnen beneidete Frau.

„Er sieht Dir dennoch ähnlich,“ sagte Henri,

seinen Knaben, bevor er sich in die Assemblée begab, in die Arme nehmend, zu seiner Gattin.

Hortense lächelte ein wenig. „Das sagst Du jeden Morgen, wenn Du ihn von Neuem siehst.“

Er betrachtete mit strahlenden Blicken das kleine Wesen. „Weil es mir dann stets von Neuem auffällt, daß er Deine Züge trägt,“ antwortete er.

Hortense schaute von dem Kleidchen auf, an welchem sie arbeitete. „Weshalb soll er durchaus mir ähnlich sehen?“ fragte sie. „Ist es nicht genug, daß Gott ein Kind uns schenkte, gleichviel wie sein Aeußeres beschaffen ist?“

Henri näherte sich ihr und legte den Kleinen in ihren Schooß. „Nein, ich bin damit noch nicht zufrieden,“ sagte er, den Arm um die Schulter seiner Gattin schlingend, „ich will und wünsche, daß unser Kind Dir gleichen möge, Dir ganz allein. Es soll Dir ähnlich werden in seinem Aeußeren, wie in seinem Denken und Empfinden. Es soll Deines Charakters Stärke haben, wie Deines Herzens tiefe Güte, die um dieses Knaben willen fast seinen Vater lieben gelernt.“

Sie schlug die Augen voll zu ihm empor. „Ich habe es, Henri,“ sagte sie ernst, „Du bist mir in dem kurzen Jahre unserer Ehe sehr werth geworden und als diese Kinderaugen sich für mich erschlossen, da wußte ich auch, daß auf Erden noch ein Glück vorhanden, wie ich es nie zuvor geahnt.“

Er bedeckte ihre Hände mit Küssen. „Mein Weib, mein Weib,“ flüsterte er bewegt, um dann

halb scherzend hinzuzufügen; „Hatte ich somit nicht Recht zu wünschen, daß unser Sohn nur seiner Mutter gleichen möge, der Vollkommensten, der Edelsten der Frauen? Welche Eigenschaften besäße sein Vater, die ich ihm vererben möchte? Möge ihn sein Stern vor meines Sinnes Heftigkeit, vor meines Herzens wilder Leidenschaft bewahren, wenn er ihm keinen guten Engel entgegen zu senden Willens, der schützend seine Arme um ihn schlingt, wie es mir durch Dich geschehen.“

Hortense streichelte sinnend des Kindes Köpfchen. „Du bist von andern Männern weit verschieden, die ihre Söhne zu ihren Ebenbildern heranwachsen zu sehen wünschen,“ sagte sie.

„Vielleicht,“ lächelte er, „wenn diese Väter allzusehr mit sich selbst zufrieden waren, was ich nicht mehr bin, seit ich Dich mein eigen nenne. Nein, nein, möge unser Sohn besser werden, als ich es jemals gewesen und nur in Einem voll und ganz mir gleichen: in der Liebe zu seiner Mutter.“

Er küßte sie und das Kind lange und innig und verließ dann das Gemach, um sich zum Ausgange anzukleiden; auf der Treppe traf er mit seinem Oheim zusammen, der gleich ihm in die Assemblée sich begeben wollte.

„Wie geht es Dir, Henri?“ fragte Delavigne. „Du siehst vortrefflich aus.“

„Kann ich anders?“ erwiderte der junge Republikaner. „Ich bin unendlich glücklich. — Damit ist Alles gesagt.“

Bertrand seufzte.

„Du hast einen Sohn,“ sagte er. „Ich habe noch immer keinen.“

„Wie stehen Eure Angelegenheiten, Oheim?“ fragte Henri, der in dem Egoismus seines Glückes sich in der letzten Zeit wenig mehr um den steten Kampf seines Verwandten mit dem Grafen Roquenville gekümmert.

Delavigne machte eine unmuthige Bewegung. „Wie sie seit Jahren stehen,“ sagte er kurz.

„Habt Ihr Hector kürzlich gesprochen? Weiß er endlich, daß er zu Euch gehört, nicht zu dem Andern?“

„Er weiß es jetzt,“ sprach Delavigne düster, „und, wie Du mir es vorher gesagt, er verlangt Beweise dafür, die ich ihm erst zu schaffen vermag, wenn der Aristokrat, den er Vater nennt, völlig in meiner Gewalt ist. Doch, wie der Graf geartet, wird er lieber sterben, als mir seine Rechte an den abtreten, den er selbst als seinen Sohn liebt. Und ich — bin gezwungen, ihn zu schonen, weil Hector es so will, weil mir mein Sohn gedroht, er stelle sich sofort auf Jenes Seite, wenn ihm eine neue Gefahr nahte und er wolle lieber mit ihm, für ihn sterben, als mir Vaterrechte einzuräumen, die ich mir in solcher Weise erzwungen.“

„Ich glaube, daß er dessen fähig,“ bemerkte Henri, „er ist ein edler Charakter, zu jeder Aufopferung bereit, wenn es die gilt, welche er liebt; so hat ihn oft Hortense mir geschildert.“

„Ja, er ist es,“ sprach Bertrand, um dann

hinzuzufügen: „Weißt Du durch Deine Frau nicht, weshalb sich die Marquise von Hector getrennt? Sie ist bereits seit dem Sommer in Arvillers.“

„Ich weiß es nicht; Hortense steht mit ihren früheren Freunden in keiner Beziehung mehr.“

„Sei dessen froh, Ihr werdet um so zufriedener leben.“

„Das ist nicht schwer; Hortense ist ein Engel, für welchen ich sie stets gehalten.“

„Und Du der verliebteste Ehemann, den ich je gesehen,“ sagte sein Oheim unwillkürlich lächelnd, „nun, ich wünsche Dir Glück dazu; die Erinnerung an das Weib, welches unserer ersten und tiefsten Liebe sich würdig erwies, bleibt für uns der höchste Schatz, selbst wenn unser Haar längst weiß geworden. So wache über Deinem Glücke, daß der Neid des Schicksals es Dir nicht wieder raube.“

— — — — — — — — — — —

Hector befand sich in einem der Gemächer des Schlosses, wohin ihn, wie alle anderen Edelleute täglich die Besorgniß um das Geschick der königlichen Familie trieb, obgleich es keine regelmäßigen Dienstpflichten mehr waren, die ihn dorthin führten. Die Garde des Königs war, wie erwähnt, gegen Ende des verflossenen Jahres von den Girondisten aufgelöst worden, Nationalgarden und Schweizer, von einem Deutschen kommandirt, bewachten noch immer die Tuilerien, doch der freiwillige Dienst der in Paris befindlichen Edelleute schuf dem Könige eine zweite Leibwache, welche unter den verschiedensten Vor-

wänden in das Schloß kam, im Momente der Gefahr zur Vertheidigung bereit zu seien. Diese tapferen und dem Könige ergebenen Männer, ungefähr fünfhundert an der Zahl, lebten in Paris in den verschiedenen Hotel garnis, in tiefster Zurückgezogenheit; sie besaßen ein Paßwort unter einander, eine Karte, welche ihnen Eingang in das Schloß eröffnete; sie trugen ihre Waffen unter ihren Kleidern verborgen und hielten sich von jedem andern Verkehr, als mit ihresgleichen fern; sie bildeten den Rest des französischen Adels, dessen Religion, dessen Ehre in der Anhänglichkeit an ihren Monarchen ihren Ausdruck fand; sie waren von diesen Gefühlen beseelt von ihren Schlössern aus der Provinz herbeigeeilt, bereit für die erwählte Sache ihr Blut zu vergießen, gleichgültig, ob die Nachwelt den Namen Derer erhalte, die getreu gewesen bis in den Tod.

Heute war das Vorzimmer der Königin stiller, als sonst; Hector stand fast allein in dem weiten Saale in einer Fensternische, als das Rauschen eines Damenkleides ihn umschauen ließ; mit einem Ausrufe des Staunens, des Unwillens wich er vor der sich Nahenden zurück; — es war die Herzogin von Noailles, die bereits vor längerer Zeit aus dem Auslande zurückgekehrt. Er überhörte das Wort des Scherzes, mit welchem sie ihn anredete.

„Ihr hier?“ murmelte er mit sichtlichem Widerwillen.

„Ihr erstaunt offenbar darüber, Hector,“ lächelte Yvonne. „Mir wurde die Zeit entsetzlich lang in

diesem Brüssel, wo ich einige Monate verlebte, es zog mich hierher zurück, — wenn Ihr wollt, zu meiner Herrin oder zu Freunden, welche ich in der Ferne nicht vergessen."

„Ihr kamet offenbar, Euer Eigenthum von mir zurückzufordern," fragte Hector hohnvoll.

„Welches Eigenthum?" entgegnete sie unbefangen. „Ich verstehe Euch nicht, so wenig wie ich es begreife, warum Ihr Euch bei mir noch nicht sehen ließet, da Ihr, wie ich höre, jetzt allein seid."

„Ich meine jenen Brief, der dieses mein Alleinsein verschuldet und den ich nicht als mein Eigenthum zu betrachten vermag, da ich ihn nicht erhalten, sondern ihn in den Händen meiner Frau fand, welcher irgend eine niedrige Intrigue ihn überlieferte."

„Ihr sprecht in Räthseln, Graf Roquenville," erwiderte Yvonne, anscheinend befremdet, „ich schrieb seit Eurer Verheirathung nie an Euch, mit Ausnahme eines kurzen Billets während Eurer Verwundung in den Aufruhrtagen des Jahres 1789."

„Ihr schriebet jenen Brief nicht, den Espérance finden mußte, vielleicht finden *sollte*?" fragte Hector ironisch. „Wollt Ihr mir dieses nicht noch einmal wiederholen?"

„Ich schrieb ihn nicht, — ist Euch dies nicht genug? Es mag sich Jemand einen schlechten Scherz mit Eurer Frau erlaubt haben."

„Es handelt sich hier um mehr, als einen Scherz," sagte Hector ernst, „es handelt sich um das

Glück, den Frieden zweier Menschen, die sich einst gehörten, um ihren Lebensweg vereint miteinander zu gehen, bis der Tod sie scheide und die durch jenes Bubenstück jetzt von einander gerissen sind. Ihr leugnet, daß Ihr daran betheiligt gewesen, — bei Eurer Seele Seligkeit, könnt Ihr beschwören, daß Ihr um jenen Brief nicht wußtet?"

Sie war unter seinen Worten leicht erblaßt. „Wie tragisch Ihr diese Sache nehmt," versuchte sie zu scherzen, „einen Eid sogar soll ich ablegen, —"

Er ließ sie nicht zu Ende reden, denn er wußte genug; sein Auge ruhte auf ihr mit dem Ausdrucke unaussprechlicher Verachtung. „Ihr seid eine Frau," sagte er langsam, mit Betonung, „und eine Frau, die mich einst unerwidert geliebt, — dies schützt Euch vor jeder Beleidigung von meiner Seite."

Er wandte sich mit tiefer Verbeugung ab und verließ das Schloß; es war ihm unmöglich, länger noch hier zu verweilen, er eilte nach seinem ihm jetzt so öde erscheinenden Hause, um in dumpfem Schmerze sich in den nächsten Sessel zu werfen. Ein leises Klopfen an die Thür riß ihn aus seinem düstern Grübeln, es war sein Kammerdiener, der mit einer Meldung eintrat.

„Herr Marquis von Brissac wünscht den Herrn Grafen zu sprechen."

Armand! Nun, er kam eben recht; Hector wußte, daß er seit einigen Tagen wieder in Paris sei, in der nämlichen Absicht zurückgeeilt, wie die übrigen Edelleute, doch was wollte er von ihm,

wenn er ihm Espérance nicht zurückbrachte, Espérance, nach der jeder Gedanke seines Herzens, jede Fiber seines Wesens rief und der sich zu nähern dennoch sein Stolz ihm verbot, weil ihm ein solcher Schritt den Anschein eines Schuldigen gegeben.

Es war ein äußerst kalter Gruß, den beide Männer miteinander austauschten, dann sprach Hector die Frage aus: „Womit habe ich mir die seltene Ehre Deines Besuches erworben?"

Armand richtete sein großes blaues Auge fest auf seinen Verwandten. „Du hast nicht zu fürchten, daß ich Dich lange belästigen werde," sagte er, „mich hat nichts Anderes hergeführt, als die Absicht Rechenschaft von Dir zu verlangen, wie Du das Gelöbniß hieltest, das Du mir an dem Tage gabest, als ich Dir meiner Schwester Lebensglück anvertraute, damit Du es behüten solltest, als Dein höchstes Gut."

Hector lächelte ironisch. „Hat Espérance mich bei Dir verklagt? Ich konnte es erwarten, daß sie meine angebliche Schuld dem nächsten und für sie besten Richter überantworten werde; nur schade, daß ich immer noch nicht geneigt bin reuige Abbitte zu leisten, da ich mich keines Vergehens gegen Deine Schwester erinnere."

„Espérance hat Dich nicht verklagt," antwortete Armand, „sie hat ihren tiefen Kummer still getragen, sie hat mich vergebens Herz und Hirn zermartern lassen, welches die Ursache desselben sei. Erst als ich in sie drang, mich wieder nach Paris zu Dir zurück zu begleiten, hat sie mir eingestanden, was mich mit

Empörung gegen Dich erfüllte und was ich mich versucht fühle, an Dir zu rächen, der meiner Schwester Liebe mit soviel Untreue vergalt."

„So thue es," brauste Hector auf, „ich hindere Dich nicht, mich zu tödten, wenn Du meinst, damit Deiner Schwester die Genugthuung verschaffen zu können, welche ihr gekränktes Selbstgefühl, doch sicher nicht ihr Herz verlangt. Verblendete, die sie ist, und der ein leerer Schein genügt, mich zu verdammen, bevor sie ihn zu prüfen gut befand. An ihr ist es, mich um Verzeihung zu bitten, an ihr zu mir zu kommen, mich den Schmerz vergessen zu machen, den mir ihre Trennung von mir bereitete."

Armands stolze Lippe kräuselte sich. „Du willst, daß meine Schwester zu Dir komme," sprach er sarkastisch, „daß sie, die Tiefgekränkte, die Engelsreine, Dir ihre Liebe wieder antrüge, die Du in Deinem leichtfertigen Spiele mit Frau von Noailles verscherzt? Und Du bist gleichzeitig der Meinung, daß ich meiner Schwester Aehnliches gestatten werde? Erinnere Dich, Hector, daß Dir die Ehre zu Theil geworden, eine Brissac Deine Gattin nennen zu dürfen und daß noch nie Jemand, der den Namen Brissac trug, Ursache hatte, um Verzeihung zu bitten, da er sich nie vergangen."

„Ja, ich erinnere mich dessen," rief Hector zornig, „ich weiß, wie hoch ich jenen Vorzug zu schätzen habe, der mich zum Gatten Espérance's, zu Deinem Schwager machte, ich weiß jedoch auch, wie es um die stolze Tugend bestellt ist, mit der sich

die Euren vor anderen Sterblichen stets gebrüstet. Ich habe mir Espérance gegenüber vielleicht keinen andern Vorwurf zu machen, als den, daß ich sie zu sehr geliebt, daß ich sie mit dieser meiner Liebe peinigte, indem ich die Qualen der Eifersucht empfinden lernte, deren Gegenstand ich ihrem reinen Sinne dennoch zu verbergen verpflichtet war. Dies, — nur dies allein habe ich zu bereuen, doch nichts weiter und wenn Du in meinem Verkehr mit jener Frau, die ich nie anders, denn als eine ältere Freundin verehrte, Strafbares zu entdecken meintest, — wie wagst gerade Du es, — Du, mir einen Vorwurf daraus zu machen, der sich eines weit schwereren Vergehens schuldig wußte? Du, der die Todsünde im Herzen, die Sittenstrenge an der Stirn trug, — Du, der in verbrecherischer Neigung entbrannte für — die eigene Schwester!"

Es war, als wenn beide Männer ihre Rollen gewechselt, jetzt war Hector der Ankläger, Armand der Schuldige geworden, der marmorbleich, aber dennoch gefaßt vor seinem jungen Schwager stand.

„Ich wußte, daß es endlich bis zu diesem Punkte kommen würde," sprach er, „und ich erwartete seit langer Zeit den Vorwurf, den Du heute gegen mich erhebst. Doch, wenn Du für Dich die Entschuldigung in Anspruch nimmst, daß Espérance Dich auf den bloßen Schein hin verurtheilt, so darf ich dieselbe auch auf mich anwenden. — Ja, es ist wahr, ich gestehe es ein, daß ein Verhängniß, dessen Tragweite Du nicht zu ahnen ver-

magst, mich lange Zeit in einem Banne gehalten, der mich die Sünde vergessen ließ, welche sich in einer Neigung für die barg, die mir die Natur mit andern Fesseln an das Herz geschlossen, als es mein heißes Sehnen oft begehrte. Es war ein Verhängniß, das sie einer Andern so ähnlich werden ließ, die ich zuvor und ach, — gleich ihr in Sünde lieben mußte. Du wußtest nur die Thatsache, Du wußtest nicht, wie schwer ich dagegen gekämpft, um dennoch endlich Sieger in diesem Kampfe zu bleiben. Und wenn es eine Todsünde war, Espérance mehr zu lieben, als ich durfte, so ist diese unglückliche Neigung mein Eigenthum allein, wie meine einzige Schuld geblieben, — ich habe sie verborgen vor jedes Menschen Auge getragen und sie in ungezählten Nächten der Qual, der Reue abgebüßt.“ —

„O, ich bin überzeugt,“ sprach Hector spöttisch, „daß Deine Tugend auch hier über jeden Zweifel erhaben blieb. Ein Brissac ist ja keines Fehltrittes fähig, wie andere Sterbliche und Deinem Stolze schon muß es ein Martyrium gewesen sein, sich einer Sünde bewußt gefühlt zu haben, die Dich veranlaßt hätte vor Geringeren, als Du, sich in den Staub zu beugen, wie Du bisher verachtend auf sie herabgesehen. Ihr Tugendhelden steht ja so hoch durch Eure Größe über Andern, daß Euch zuletzt sogar das menschliche Fühlen selbst verloren geht, das durch den Panzer Eurer Selbstüberschätzung nicht mehr hindurchzudringen vermag. Mitleid, Theilnahme, Dankbarkeit, sie treten zurück vor Eurer

starren Unnahbarkeit, — was ist Euch Euer Herz noch, als das Behältniß Eures Hochmuthes, der im Bewußtsein seiner Vollberechtigung sich nicht einmal mehr Mühe giebt sich zu dem Empfinden Anderer herabzulassen? Für wen denn war Dein Herz noch einer weichen Regung fähig, außer jener einen, die Du zugleich als eine strafbare zu bekämpfen hattest? Für wen erschloß es sich in Freundschaft, in Vertrauen, ja nur in warmer Menschenliebe? Du lebtest in Deiner Welt der selbstgeschaffenen Träume und was Du Gutes thatest — es geschah nicht aus Neigung, nur aus einem Gefühle der kalten Pflicht; Du wandtest Dich von Allem, was Dein Leben zu beglücken vermocht hätte und schlossest Dein Auge gegen den Werth der Männer, wie gegen den Liebreiz der Frauen, die der Zufall, oder besser, eine höhere Fügung, Dir in den Weg geführt; Du verstandest sie einfach nicht, weil Du sie nicht begreifen wolltest, weil Du es Dir nicht eingestehen mochtest, daß es noch Menschen gebe, deren sittlicher Werth den Deinen in den Schatten stellen könnte. Dir war es ja so leicht mit einem einzigen Worte den Stab über sie zu brechen, wie Du es über Hortense thatest, als sie, um Dich vom Tode zu erretten, Henri Lablache's Weib geworden."

Seine Leidenschaft hatte ihn weiter geführt, als er selbst es gewollt; vieles war übertrieben in den Anklagen, die er seinem Schwager in das Antlitz schleuderte, aber seine Erbitterung gegen denselben war zu groß, um sich noch länger mäßigen zu lassen.

„Du beurtheilst mich hart, sehr hart," sprach Armand, dessen bleiches Gesicht sich jetzt geröthet, „und dennoch höre ich aus Deinen Worten nur Eines, das mich tiefer berührt, als alle andern, welche Dein mir begreifliches Vorurtheil gegen mich Dir erpreßt. — Du nanntest den Namen Hortense in einer mir räthselhaften Beziehung zu meinem Geschicke. Was hatte dieses mit ihrer Heirath zu thun? Wie gelangte sie dazu, einen solchen Schritt um meinetwillen zu begehen?"

„Weil sie Dich liebte, kurzsichtiger Träumer, dem das edelste, das reinste Frauenherz gehörte und der in seiner Verblendung achtlos ihres Werthes an ihr vorüberschritt, ohne je es zu empfinden, daß eine Liebe, wie die des hochherzigen Weibes, Dir allein zur Rettung aus dem hätte werden können, was Du selbst ein Verhängniß nennst. Denn sie — sie wußte um Deine Sünde und dennoch hat sie Dich in selbstverleugnender Treue weiter geliebt. Sie hütete Dein Geheimniß, wie ein Heiligthum, sie suchte auch in meiner Seele die schweren Zweifel zu zerstreuen, die sich wider Dich erhoben, denn sie hörte nicht auf, an Dich zu glauben."

Armand griff mit der Hand an seine Stirn. „Hortense liebte mich," sprach er halblaut, „und ich dachte, sie habe jenes Mannes Hand aus Neigung angenommen."

„Ach, Neigung," rief Hector ungeduldig, „sie verabscheute Henri, ja sie haßte ihn, als sie sein Weib um Deinetwillen geworden. Sie ging zu ihm,

als sich die Kunde Deiner Gefangennehmung verbreitete, sie bat für Dich und er versprach Dich frei zu machen um den Preis ihrer selbst. Was sie gelitten, danach frage nicht, als sie sich zu dieser Entscheidung zwang, die ich allein, aber bereits zu spät, erfuhr, — womit hast Du es verdient, daß sich ein Weib, wie dieses, für Dich opferte?"

„Ich habe es nicht verdient," sagte Armand tief erschüttert, „weshalb theiltest Du mir nicht dieses Unglaubliche mit?"

„Weil ich es ihr versprochen, darüber zu schweigen, weil sie Deinen Dank nicht begehrte, ja, weil sie vielleicht Deine Verachtung fürchtete, die, wie sie wußte, man sich ja so schnell erwerben konnte. Sie hat Dich nicht für sich gerettet, dessen erinnere Dich, — wie soll ich Dir es erkären, was sie zu ihrem Schritte bewog, Dir, dem das Wunder einer allgewaltigen Liebe ja doch ewig unbegreiflich wäre? Vielleicht gedachte sie daran, daß es dennoch Menschen gäbe außer ihr, die Dein Tod schmerzen würde, — vielleicht auch handelte sie nur unter dem Einflusse eines übermächtigen Gefühles, das ihr nicht Zeit, nicht Klarheit mehr zum Nachdenken ließ."

„Und ich — ich mußte sie so verkennen," sprach Armand vor sich hin, „ich mußte blind sein für ein solches Weib."

„Du warst es durch Dein eigenes Verschulden, Du legtest Dir geflissentlich die Binde vor die Augen, welche Dir Dein eigenes Glück verbarg, denn Du hättest Dich glücklich preisen können, sie Dir zu ge-

winnen, welche Dir Lablache durch eine Gewaltmaßregel entriß."

Der Marquis griff nach seinem Hute.

„Wohin willst Du?" fragte Hector.

„Zu ihr, zu ihr," rief Armand mit erstickter Stimme, „zu ihren Füßen die Verzeihung zu erflehen, die ich von ihr kaum noch hoffen darf."

„Ich rathe Dir mit einem solchen Schritte vorsichtig zu sein, ihn wenigstens vorher Dir reiflich zu überlegen. Lablache, der seine Frau mit heißer Zärtlichkeit liebt, will sie vor dem Verkehr mit uns bewahrt wissen; er wird sich klar darüber sein, warum."

Armand athmete schwer und mühsam. „Ich muß sie dennoch sehen, gleichviel wo und wie," sprach er endlich. „Du aber, Hector, vergieb auch mir, wenn ich mit einem Argwohn Dich gekränkt, den Deine Worte mir als grundlos erscheinen lassen. Was kann ich meiner Schwester von Dir sagen, wenn ich sie wiedersehe?"

„Daß sie zu mir kommen möge," entgegnete Hector fest, „wenn ihre Liebe zu mir stärker ist, als ihre ungerechten Zweifel. Daß ihr mein Herz, mein Haus offen ständen zu jeder Zeit, zu welcher sie sich gedrungen fühlt, an dasselbe zu klopfen, daß ich jedoch diesen ersten Schritt von ihr erwarte und ich denselben niemals unternehmen werde."

„Ich sagte Dir vorhin, daß eine Brissac nicht nöthig habe, um Verzeihung zu bitten, weil sie nicht schuldig sein kann," erwiderte Armand, „und ich nehme mein Wort zurück. Du hast in Deinen, zum

Theil gerechtfertigten, Vorwürfen mir gezeigt, daß man auch unbewußt eine schwere Schuld auf sich zu laden vermöge und daß man dort am meisten sündigen könne, wo man sich am unverletzlichsten glaubte. Du hast mich heute besiegt, Hector, und ich betrachte es als keine Schande, Dir dies einzugestehen. Nein es ist mir vielmehr eine Befriedigung, denn Du gabest mir in dieser Stunde Gelegenheit Deinen inneren Werth in höherem Grade zu erkennen, als in dem Zusammenleben der verflossenen Jahre. Habe Dank dafür und sage mir, daß Du meiner fortan, wenn auch nicht in Freundschaft, doch ohne Groll gedenken willst."

Er bot ihm seine Hand, die Hector ohne Zögern ergriff. „Ich hege keinen Groll mehr gegen Dich," sprach er, „was denselben in mir entfachte, Du weißt es jetzt; ist es uns möglich Freunde zu werden, so wird es Niemand mit lebhafterer Freude begrüßen, als ich selbst."

„Wir wollen es werden," erwiderte Armand ernst, „doch zuvor bin ich auch Dir noch eine Aufklärung schuldig und Du sollst sie in wenigen Tagen erhalten. In den verflossenen Monaten begann ich für Dich ein Bekenntniß niederzuschreiben, — das Bekenntniß eines Unglückes, welches über meinem Leben stand, doch, Hector, keiner Schuld. Du hattest ein Recht, dies von mir zu verlangen und vielleicht hörst Du dann auf, geringe von mir zu denken, wie Du es bisher gethan."

* * *

Zu derselben Stunde, in welcher Armand mit seinem Schwager diese stürmische Unterredung hatte, wanderte im Schloßgarten von Arvillers Espérance mit Pater Vincent auf und nieder. Es lag wie ein Schleier über den Zügen der jungen Frau, jener schwer zu beschreibende Ausdruck, den verschwiegener, lang anhaltender Kummer einem Frauenantlitz aufzuprägen pflegt. Doch zu dem Kummer, den Espérance empfand, waren in der letzten Zeit auch Selbstvorwürfe hinzugetreten, welche heimlich ihr zuflüsterten, daß sie unbesonnen und zu hart gewesen, — welche Hectors vermeintliche Schuld ihr in milderem Lichte, wenn nicht ganz und gar unhaltbar erscheinen und sie bereuen ließen, daß sie in vorschnellem Zorne zu einer Trennung geschritten, die ihr täglich selbst größeren Schmerz bereitete.

Sie hatte erst auf Armands inständiges Bitten ihm die Ursache ihres Zurückziehens von ihrem Gemahle mitgetheilt, sie hatte im Stillen gehofft, daß ihr Bruder durch irgend ein ihr unbekanntes Mittel es vermögen werde, sie von Hectors Schuldlosigkeit zu überzeugen, ihr zu beweisen, daß einem Ausgleiche zwischen ihnen nichts mehr im Wege stände. Doch der Marquis war zu parteiisch für seine Schwester eingenommen, um ihr dem Gatten gegenüber Unrecht zu geben, um so weniger, da er selbst in Betreff der Herzogin Hector seit lange in einem gewissen Verdachte gehabt. Er war deshalb mit dem Vorsatze von Arvillers abgereist, zunächst seinen Schwager zur Verantwortung zu ziehen, bevor er sich zu

weiteren Schritten in dieser Angelegenheit entschloß; eines Unwürdigen Händen wollte er seiner Schwester Glück nicht anvertraut sehen; eher sollte diese Ehe für immer getrennt werden, als daß Espérance einem Gatten angehörte, welcher der Auszeichnung sich nicht werth erwiesen, die ihm mit ihrer Hand geworden.

Espérance kannte diese Ansichten ihres Bruders und sie sah mit banger Sorge dem Ergebniß einer nun unausbleiblich folgenden Auseinandersetzung zwischen ihrem Gatten und Armand entgegen, die Beide sich nie geliebt und jetzt sich hassen würden um ihretwillen. Pater Vincent, der auf Armands ausdrückliche Bitte ein täglicher Gast im Schlosse war, versuchte vergebens die Veranlassung ihres Leides, ihrer sich steigernden Unruhe zu ergründen, ohne welche es ihm kaum möglich war, ihr den nothwendigen und auch oft begehrten Trost zu geben.

„Ihr macht mir mein Amt als Euer Beichtiger schwer, theure Gräfin," sagte er mild, „ich möchte trösten, — ich kann es nicht, denn ich weiß nicht gegen welche Krankheit der Arzt ein Mittel zu geben hat; ich möchte ermuthigen und ich weiß nicht, was Ihr fürchtet, nicht, was die Wolke auf Eurer Stirn, die Thräne in Eurem Auge bedeutet."

Espérance seufzte leicht. „Was ich fürchte?" wiederholte sie, „ist es Euch nicht genug, wenn ich Euch sage, daß meine Gedanken beständig in Paris weilen, wo ich umringt von täglichen Gefahren meinen Bruder, meinen Gatten weiß?"

„Die Sorgen, die für unsere Lieben uns bewegen, sind verschiedener Art," entgegnete der Priester, „die Gefahren, welche ihnen nahen, sollen wir sie mehr fürchten, wenn sie den Körper, oder wenn sie die Seele bedrohen? Und sind diese Sorgen nicht schwerer zu tragen, wenn wir sie fern von ihnen durchkämpfen müssen, für welche unser Herz bangt und zittert?"

„Ihr wollt damit sagen, mein Pater, daß Ihr erstaunt, mich fern von jenen Beiden zu wissen, die mir im Leben die Theuersten sind?" sprach Espérance mit melancholischem Lächeln.

„Ja, das wollte ich sagen," erwiderte Pater Vincent ernst und fest. „Ich sollte meinen, daß in der Stunde der Gefahr der Platz der Frau an der Seite dessen sei, zu dem sie einst gesprochen: wo Du hingehst, da will ich auch hingehen und wo Du stirbst, da sterbe ich auch."

„Und wenn es dunkle Mächte gäbe, welche zwischen jenen Andern und mich sich drängten und es uns unmöglich werden ließen, den Lebensweg fortan vereint zu gehen?"

„So giebt es eine stärkere Macht den finsteren Geistern gegenüber, die sie alle besiegt: die Macht unvergänglicher Liebe."

„Ihr, den die Leute weit und breit den Apostel der Liebe nennen, Ihr mögt so sprechen, weil Euer Herz nur milde Menschenliebe kennt; doch anders ist das Empfinden zweier Wesen, die sich mehr zu werden bestimmt, als wohlwollende Freunde, wie

Ihr es der ganzen Welt seid. Die Liebe Solcher kann Prüfungen erfahren, denen ihre Kraft nicht mehr gewachsen ist.“

„Kann sie das wirklich, theure Gräfin?“ fragte der Priester sanft. „Kann eine Prüfung, welcher Art sie sei, diejenige bezwingen, von der des Herrn Wort einst gesprochen, daß sie stark sei, wie der Tod, daß nicht alle Ströme die Liebe auszulöschen vermögen, noch die Wasser sie dämpfen, sie, die feurig, eine Flamme des Herrn, zum Siege geschaffen, nicht zum Untergange? Und ist das Leid der Prüfung durch die Schuld des Andern verursacht — ist größer als das Lieben, nicht das Verzeihen?“

Espérance schlug ihre Augen zu dem Sprecher empor. „Ich würde gern verzeihen, wenn ich klar in einer Sache sähe, die meine Seele bedrückt. Ich würde einem einzigen Worte der Reue willig mein Herz geöffnet haben, doch mir ward dieses nicht, nur kaltes Abweisen zu Theil.“

„Seid Ihr so überzeugt von jenes Andern Schuld?“

„Ich war es und bin es nicht mehr, trotz des Beweises, den ich dafür hatte. O, Pater Vincent, nur der leiseste Beweis des Gegentheils und ich würde zu ihm eilen, wo immer er auch sei.“

„Es ist dem Menschenherzen weniger Bedürfniß, als dem Verstande, sich auf Beweise zu stützen, wenn Beide mit dem Zweifel ringen,“ antwortete der Priester, „das Herz birgt neben seiner Liebe noch ein Zweites: den Glauben, ja wäre die Eine ohne den

Anderen denkbar? Des geliebten Wesens Handeln zu begreifen, selbst wenn es der ganzen Welt dunkel wäre und an dasselbe fest zu glauben, wo das Verständniß für uns aufhört, das ist die echte Liebe, meine Tochter, die Alles trägt, die Alles duldet, Alles über sich ergehen läßt und sie schließt ihren Lohn in sich selbst durch ihr zweifelloses Vertrauen."

„Mein Pater, seid gewiß, daß ich mir dieses selbst, wie oft schon, sagte," entgegnete Espérance, „doch kann ich jetzt noch einen Schritt der Annäherung wagen, da ich nicht einmal weiß, wie er entgegen genommen wird?"

„Ist es so schwer den eigenen Stolz zu überwinden?" lautete die ruhige Gegenfrage. „So schwer ein begangenes Unrecht einzugestehen, wenn wir dafür ein Glück einzutauschen hoffen?"

„Weiß ich es denn, ob das Unrecht auf meiner Seite, ob es nicht vielmehr auf der Hectors war?"

„So muß ich es Euch überlassen, Euch selbst klar zu werden, was größer in Euch sei: die Macht gekränkten Stolzes oder die Macht verzeihender Liebe, die Macht des gläubigen Vertrauens. Die Letztere bedarf der Beweise nicht, Espérance, in einem solchen Widerstreite, sie stützt mit der Kraft der Hoffnung sich auf das Herz dessen, dem sie einst gehörte; sie spricht zu ihm: ich kenne Dich ja besser, als Du selbst Dich kennst — die Wolke, die sich zwischen uns legte, sie wird und muß dem Sonnenschein der Liebe weichen, die auch Deine Fehler zu tragen gern bereit; — was einst sich fand, um für immer

einander zu gehören, es bleibt dennoch vereint, — ich Dein, Du ewig — ewig mein!"

Der Priester schwieg; die sinkende Sonne fiel in breiten Strahlen auf sein schmales, früh gefurchtes Angesicht und gab ihm einen Schein der in seinem Dienste geopferten Jugend wieder; Espérance schritt stumm an seiner Seite, doch dann plötzlich blieb sie stehen und ergriff seine Hand.

„Ich danke Euch, mein Pater, für Eure Worte," sagte sie ernst, „sie weisen mir den Weg, den ich zu gehen habe, meinen falschen Stolz, wie meine Kränkung, zu überwinden. Ich werde zurück zu meinem Gatten eilen, nicht ihm Verzeihung zu bringen, sondern die seine zu fordern, daß ich an ihm zu zweifeln vermochte."

„Gott segne Euch für diesen Entschluß, theure Gräfin; ich bin gewiß, daß er zu Eurem Heile führen muß."

Espérance begann schon am folgenden Tage ihre Vorbereitungen zu der Abreise zu treffen; sie war fest entschlossen zu Hector zu gehen, gleichviel, wie dieser Schritt für sie ausfiele, und sie machte sich tausend Vorwürfe seinen Versicherungen in der letzten Stunde ihres Zusammenseins so wenig Glauben geschenkt zu haben. Schon war der Tag festgesetzt, an welchem sie Arvillers verlassen wollte, als ein eigenthümliches Mißgeschick ihre Abreise um mehrere Wochen verzögerte. In dem Dorfe war eine Epidemie ausgebrochen, deren Ansteckung durch hereingekommene Landleute auch auf das Schloß

gebracht worden. Espérance trug den Keim der Krankheit an dem Lager einer ihrer Dienerinnen davon, die sie theilnehmend besucht; wenige Tage später war sie selbst erkrankt und unfähig ihren Vorsatz auszuführen, nach Paris zu eilen.

Während sie gepflegt von ihrer Kammerfrau, behütet von den ergebenen Dienern des Hauses Brissac, fiebernd in dem einsamen Schlosse zu Arvillers Tage und Stunden zählte, die bis zu ihrer Wiederherstellung vergehen müßten, zog sich in der Hauptstadt das drohende Ungewitter enger und enger über die Monarchie und ihre Vertheidiger zusammen.

Zehntes Kapitel.

Armand an Hector.

„Ich will für Dich, Hector, diese Bekenntnisse niederschreiben, nicht, um mich von einer Schuld zu rechtfertigen, die in Deinen Augen auf mir lastet, sondern um Dir einen Schlüssel zu meinem Wesen zu geben, das Dir, ich weiß es, nie sympathisch war und das Dir verhaßt werden mußte, seit Du in mir einen Feind, einen Nebenbuhler vermuthetest, der frevelnd in Deine heiligsten Rechte eingriff. Um Dir zu erklären, was mich zu dem werden ließ, das ich geworden, muß ich weit zurück in meine Jugend greifen, ich muß vor Deinen Blicken ein Bild erstehen lassen, in langen Jahren mir zu heilig, um seiner anders als nur im Gebet zu denken, welches der Verklärten, die in mir noch heute den Schauer tiefster Ehrfurcht weckt, die Grüße meines Herzens bringen sollte, das ihr, wie keines in der Welt zu eigen. Sie gab mir meines Lebens größten Schmerz, sie gab mir seine süßeste und reinste Wonne und in der Erinnerung an sie beginne ich diese Zeilen.

„Ich will mich bemühen kurz zu sein, Dir nur aus meinem Leben mitzutheilen, was Du wissen mußt, um das Nachfolgende zu begreifen. — Der einzige Sohn eines sehr ungleichen Elternpaares verlebte ich eine, wenn auch nicht unglückliche, doch vielfach getrübte Kindheit. Mein Vater war ein jähzorniger und dabei unzugänglicher, finsterer Mann, der in mir nur den Erben seines Namens, nicht das Kind der sanften, hochbegabten Frau liebte, die meine Mutter war. Er machte es mir unmöglich, Anderes für ihn zu empfinden, als Besorgniß vor angedrohten Strafen, später eingelernte Ehrfurcht und dennoch gleichzeitig eine tiefe, innere Abneigung, die sich in den Jahren reifenden Verstandes eher steigerte, als abnahm. Meine Mutter mühte sich stets das vermittelnde Element zwischen zwei Naturen zu bilden, die in einer Hinsicht zu gleich geartet, um sich zu ergänzen, in anderer zu verschieden, um sich verstehen zu können. Sie strebte darnach mich die Ungerechtigkeiten vergessen zu machen, deren Opfer ich unzählige Male wurde und sie bemühte sich auch mich meinen Vater lieben zu lehren, ohne zu einem andern Resultate zu gelangen, als daß ich alle schwärmerische Zuneigung, deren mein Herz fähig, auf sie selbst übertrug, die in meinen Kinderaugen Vollkommenste der Frauen. Sie lebte für ihren Sohn in demselben Maße, als sich auch ihr Herz mehr und mehr von einem Gatten zurückzog, der sie vernachlässigte und gab es je ein Gutes, ein Edles, das in meiner Seele Wurzel schlug, es

war meine Mutter, die den Keim dazu in mich gesenkt.

„Ich stand in meinem siebenzehnten Lebensjahre, als ich zu Toulouse, wohin mein Vater mich zu meiner Ausbildung gesandt, die Schreckensnachricht erhielt, daß ich meine theuerste Freundin auf Erden, meine Mutter, verloren, daß sie gestorben sei nach kurzer Krankheit, von mir gegangen, ohne Abschied, ohne Gruß, der ich ahnungslos des mich bedrohenden Schlages in der Ferne weilte. — Ich will Dich nicht mit einer Schilderung meines Schmerzes ermüden, der um so tiefer war, als meines Vaters Befehl es mir untersagte, sofort nach Arvillers zu eilen, an der Stätte wenigsten zu knieen, welche die geliebte Todte barg. Ich blieb auf der Hochschule mit meiner Trauer, meinem Sehnen, aus welchem ich jedoch nach einem halben Jahre mit einer Donnerbotschaft aufgeschreckt wurde, die geeignet, statt des Kummers, mich mit tiefster Empörung zu erfüllen; mein Vater theilte mir in einem kurzen trockenen Schreiben mit, daß er im Begriffe stehe, sich mit der eben erwachsenen Tochter des Grafen von Poix zu vermählen. Ich war durch diese Nachricht außer mir gebracht, mir erschien diese zweite Heirath gleich einem Verbrechen an meiner todten Mutter, an deren geheiligten Platz er jetzt eine Fremde führte, ein junges, kaum erblühtes Geschöpf, das in seinem Hause, seinem Herzen jenes geliebte Bild, ja, in weiterer Folge auch mich den einzigen Sohn seiner ersten Frau, verdrängen werde.

„Mir ist es deutlich in der Erinnerung geblieben, wie ich in jener Zeit meine Stiefmutter haßte, wie ich meinem Vater grollte und fest entschlossen war, jahrelang, vielleicht nie mehr in mein Elternhaus zurückzukehren. Es kam anders, als ich es damals beabsichtigte; als meine Studien beendet, rief mein Vater mich zu sich; er hatte die Absicht mich für mehrere Jahre zu längeren Reisen in das Ausland zu schicken, doch zuvor wollte er mich wiedersehen, mir persönlich die nöthigen Weisungen geben. So verließ ich denn im Mai des Jahres 1774 Toulouse, um, wie ich meinte, einige Tage nur auf meinem väterlichen Schlosse zuzubringen, wo mich die Gegenwart der mir verhaßten Stiefmutter unfehlbar bald hinwegtreiben mußte. Je näher ich meinem Ziele kam, desto lebhafter ergriff mich eine mir selbst unerklärliche Unruhe; ühlen wir nicht unser Schicksal voraus, das Schicksal, das so gleichbedeutend mit dem Schmerze ist? Erbebt nicht unsere Seele in ahnungsvollem Leide, wenn, uns selbst unbewußt, sich jene magische Kette um uns schließen soll, die unser Verhängniß — wie selten nur — zu unserem Heile bildet? Und Ihr Glücklichen, denen gute Geister jenen räthselhaften Ring geschlossen, habt Ihr ein Recht uns zu verdammen, die wir nicht die Kraft besaßen, jenes erste Glied der Kette zu zerreißen, obwohl wir wußten, daß sie unser Unheil bilden würde? — Ach, selbst des Lebens herbster Schmerz weiß sich unter einer Maske zu verbergen, uns über seine wahre Gestal

zu täuschen; schmeichelnd entlehnt er sich der Hoffnung lichte Farben, um dann endlich, wenn wir arme Träumer ihn an unser Herz geschlossen, als das vermeintliche Glück, sein trügerisches Gewand von sich zu werfen und uns zuzurufen: ‚Erkennst Du mich noch nicht? Ich bin es nicht, was Du ersehntest und was Du Irrender in Deiner blinden Leidenschaft Dir wähltest, — ich bin der Schmerz, Dein Meister jetzt und Du mein Sklave auf immerdar.‘

„Mir war es unmöglich in dem Wagen auszuharren, der mich nach dem Schlosse bringen sollte; ich schickte ihn mit meinem Gepäck voran und wählte durch den nahen Wald einen Weg, der mich durch eine Seitenpforte in den Park führte. Es war ein heller Frühlingstag, voller Sonnenschein, voller Vogelsang und voller Blumenduft. In meines Vaters Garten standen die Bäume in reichster Blüthe; sie streuten ihre weiß und rothen Blättchen durch all die weiten Gänge, auf den Rasenflächen spülten die zartgrünen Wogen des keimenden Grases die letzten Spuren des winterlichen schwarzen Bodens hinweg. Mir war die lang entbehrte Heimat nie so schön erschienen; ich schritt wie ein Träumender unter den blühenden Bäumen dahin, als ich plötzlich vor einem überraschenden Bilde wie angewurzelt, wie verzaubert stehen blieb. In einer Laube, über die halb erschlossene Syringen sich neigten, erblickte ich eine mir fremde märchenschöne Frau in zärtlicher

Besorgniß zu einem Kinde herabgeneigt, dessen ungeschickte kleine Füßchen auf dem kiesbestreuten Boden seine ersten Gehversuche machten. Sie hob es empor, als sie die nahenden Schritte hörte und stand nun vor mir, schüchtern und befangen, wie ich selbst. Des Kindes Jauchzen unterbrach die Stille, es streckte verlangend seine Händchen nach einem Zweige aus, den ich von einem blühenden Aprikosenbäumchen unterwegs mitgenommen. Ich gab ihm den Zweig und hörte noch immer wie im Traume, daß die fremde Frau zu mir sprach, was, ich weiß es nicht mehr, ich weiß auch nicht, was ich geantwortet, ich erinnere mich nur, daß einige Minuten später das kleine Mädchen von ihrem Arme auf den meinen verlangte und daß ich, der Beschäftigung mit Kindern völlig ungewohnt, es ziemlich ungeschickt zu mir empor gehoben, um sogleich darauf die runden weißen Händchen liebkosend in meinem Gesichte zu fühlen.

„Es war mir nicht bekannt, ob Gäste in meines Vaters Hause anwesend, ob die fremde junge Dame, die jetzt über mein Spiel mit der Kleinen in ein silberhelles Lachen ausbrach, zu den Ersteren gehöre; als die Mutter des Kindes, das ich auf dem Arme hielt, erschien sie mir dennoch zu jung, zu mädchenhaft zart. Ich hatte es in meiner Ueberraschung auch versäumt, ihr meinen Namen zu nennen; zwei einander noch völlig Unbekannte, schlugen wir, auf eine Aufforderung ihrerseits, den Weg nach dem Schlosse ein. Wenige hundert Schritte von dem-

selben kam uns eine ältere Dienerin entgegen, einen kleinen Wagen für das Kind herbeitragend.

„‚Verzeihung, Madame, daß ich warten ließ,‘ redete sie meine Begleiterin ehrerbietig an, ‚hätte ich gewußt, daß die Frau Marquise so früh zurück zu kehren wünschte, ich wäre schneller herabgekommen.‘

„Ich hörte nichts weiter; es war ein Glück, daß mir die Wärterin in diesem Augenblicke die Kleine abnahm, die ich fast zu Boden hätte fallen lassen; — das junge Geschöpf, das mir vor wenigen Minuten in der Laube entgegen getreten, das, selbst fast noch ein Kind, mit seinem Kinde spielte, war meines Vaters zweite Frau, meine Stiefmutter. Mein erster Impuls war vor ihr zu entfliehen, gegen die im gleichen Augenblicke alle lang gehegten Vorurtheile zurück kehrten; der Blick der großen dunkelblauen Augen, der fragend auf mir ruhte, hinderte mich daran.

„‚Ihr kanntet mich nicht und ich erkannte Euch doch sogleich,‘ sprach sie mit ihrer klaren sanften Stimme, ‚Ihr seid Armand, meines Gemahles Sohn, der sich so lange Zeit ließ, seine neue Mutter, sein Schwesterchen, kennen zu lernen. Seid mir willkommen in dem Vaterhause, das Euch, so hoffe ich, jetzt eine glückliche Heimat werden soll.‘

„Ich neigte mich, bezwungen von ihrer Güte, ihrer Anmuth auf ihre Hand. Nicht mehr ihr Gegner, — ein Besiegter, der allein des Siegers Gnade zu erbitten vermag. In diesem ersten Begegnen im Frühlingssonnenschein unter den blühen-

den Bäumen des Parkes von Arvillers, war das Schicksal zweier Menschenleben entschieden!

„Was soll ich Dir von der nun folgenden Zeit in meinem Elternhause erzählen? Kaum weiß ich selbst mich einzelner Thatsachen noch zu entsinnen; der Sonnenschein, mit welchem ich nach Jahren über seine Schwelle trat, schien nimmermehr zu weichen; er deckt noch heute mit seinem Glanze die Merksteine aller Erinnerungen jenes unvergessenen Jahres zu.

„Es giebt Zeiten, in denen wir meinen, unser Leben zu träumen; das sind die Zeiten, in welchen wir weder zurück, noch vorwärts blicken mögen; zurück nicht, weil die Vergangenheit uns einen Theil bereits des holden Heute raubte und vorwärts nicht, weil uns die Zukunft unmöglich Schöneres zu bringen vermag, als wir mit dem gegenwärtigen Tage genießen.

„Es war nicht mehr die Rede von meiner Abreise; mein Vater, der es mit sichtlicher Befriedigung gewahrte, daß sich ein besseres Einvernehmen zwischen meiner Stiefmutter und mir gestaltet, als er es anfangs gehofft, fand es bequemer, seinem Sohne die Unterhaltung seiner jungen Gattin zu überlassen, während er selbst, in Gesellschaft seiner Freunde, die eigenen Wege zu seinem Vergnügen ging.

„Er war nicht für die stillen Freuden des Familienlebens geschaffen, das unschuldige Geplauder Blanche's, meiner neunzehnjährigen Mutter, langweilte ihn, sein Töchterchen, die kleine Espérance,

war ihm gleichgültig, da ihn nur Söhne interessirten. Meine Anwesenheit in seinem Schlosse befreite ihn mit einem Male von seinen häuslichen Pflichten, ich durfte fortan Blanche die Trauerspiele von Racine, von Corneille vorlesen, welche sie so liebte, ich durfte mit ihr ausreiten und, ein echter Troubadour, ihren Gesang auf der Laute begleiten, die sie selbst mich spielen lehrte. Meine kleine Schwester hatte sehr bald ihre Kinderzärtlichkeit zwischen ihrer Mutter und mir getheilt; sie jauchzte mir entgegen, wenn ich mich blicken ließ und verlangte zappelnd von dem Arme der Wärterin zu dem großen Bruder, der sie auf seine Schulter setzte oder, neben ihr auf dem Teppich spielend, sein Haar den kleinen Händen zum Zerzausen überließ, während Blanche mit ihrem hellen Kinderlachen in den Jubel der Kleinen einstimmte. Waren wir nicht Beide noch Kinder, sorglose, unbedachte Kinder, die unter Blumen am Rande eines Abgrundes spielten? Ich war zwanzig Jahre alt, der fast beständige Begleiter der holdseligsten Frau des weiten Erdenkreises und um uns blühte und duftete der Sommer in nie geahnter, weltabgeschiedener Herrlichkeit.

„Es kam der Herbst, es kam der Winter, mit ihm die lauten Lustbarkeiten, welche Jagd und andere Vergnügen mit sich bringen; meine Stiefmutter hatte eine unbezwingliche Scheu sich in die Kreise der zu Arvillers versammelten Gäste zu mischen, oder mit meinem Vater aus Anlaß ähnlicher Zerstreuungen die benachbarten Güter zu be-

suchen und ich — ich war ebenso geneigt mich fern davon zu halten, weil ich schon damals gewohnt war, meine Ansichten in jeder Richtung denjenigen Blanche's zu unterwerfen. Mein Vater verlangte unsere Begleitung auch nicht oft; er war sich vielleicht bewußt, daß jene Festlichkeiten, die er mitzumachen liebte, in ihrem oftmals wilden Tone nicht für ein schüchternes unschuldiges Geschöpf, wie Blanche, geeignet seien; es trat kein Hemmniß zwischen uns in einem Verkehre, der uns mit jedem Tage theurer und unentbehrlicher zu werden begann. Aber noch täuschte uns die Ahnungslosigkeit der Jugend, die Reinheit unserer Gesinnung über die Gefühle, die uns zu einander zogen; noch waren Worte und Blicke unbefangen, die wir austauschten, noch waren wir uns nicht bewußt, gegen welche eherne Scheidewand unsere Empfindungen kurz darauf anstürmen sollten, um endlich wieder eingesargt zu werden, den Gestorbenen gleich, die keiner Auferstehung Morgen weckt.

„Der Jahrestag meiner Rückkehr von Toulouse erneuerte sich, die Pläne zu einer mehrjährigen Reise in das Ausland wurden für mich von Neuem aufgenommen, doch bevor dieselben zur Ausführung gelangen sollten, beabsichtigte mich mein Vater für einige Monate nach Versailles an den Hof des jungen Königspaares zu schicken, als Vorbereitung für eine Laufbahn, die mir später dort eröffnet werden sollte. Ich reiste ab, um erst nach meinem Scheiden von Arvillers zu empfinden, was ich dort

zurück gelassen und was mich in der neuen fremden Umgebung verfolgte, um mich mit unbezwinglicher Sehnsucht endlich zurück zu ziehen.

„Es war Spätherbst zur Abendzeit, als ich heimkehrte; mein Vater war, wie fast immer in diesen Monaten, auf der Jagd, in den Kaminen des Schlosses brannten mächtige Feuer und leuchteten meinem Wege durch die weiten Gemächer, die ich eilend durchschritt, um zu dem kleinen Cabinete im linken Schloßflügel — Du kennst es, Hector — zu gelangen, welches der Lieblingsaufenthalt meiner Stiefmutter war. Das Zimmer war nicht erleuchtet; Blanche liebte eine lange Dämmerstunde, träumend saß sie auch heute vor dem Kamine, dessen Flammen sie mit röthlichem Schein übergossen, den Kopf in die Hand gestützt, das liebliche Gesicht von leiser Trauer wie durchgeistigt. Das Oeffnen der Thür ließ sie aufblicken; sie sah mich, den man im Schlosse erst eine Woche später erwartete. ‚Armand!‘

„Ich höre noch den jubelnden Freudenton, mit dem mein Name von ihren Lippen kam; sie sprang empor, mir entgegen zu eilen — hatte ich sie, hatte sie mich zuerst umschlungen? Ich weiß nur, daß sie unter meinen Küssen erst wieder zur Besinnung kam, daß sie, vor mir entfliehend, halb ohnmächtig in ihren Sessel zurücksank. Und dann kniete ich vor ihr, um ihr zu sagen, daß ihr Bild und nur das ihre allein es gewesen, welches von dem glänzenden Hofe zu Versailles mich hierher zurück gezogen und dann hörte ich aus ihrem Munde das Geständ-

niß, daß jene Thränen, die ich auf ihrem süßen Antlitz gewahrt, mir gegolten, dessen Rückkehr sie nach Tagen und Stunden, ja nach den Pulsschlägen ihres eigenen Herzens gezählt. Die kleine Espérance kam in das Zimmer, mein jetzt fast vierjähriges Schwesterchen; Blanche nahm sie in die Arme, sobald die Dienerin sich zurück gezogen, um sie mir zu reichen.

„‚Sieh, Espérance,‘ sagte sie unter Thränen lächelnd zu der Kleinen, ‚das ist Armand, der heimgekehrt, Dein lieber, lieber Bruder — freust Du Dich nicht, — freust Du Dich nicht?‘

„Und als das Kind mich jauchzend wiedererkannte, als sich die kleinen Aermchen fest um meinen Hals schlangen, barg sie schluchzend ihr Angesicht in ihren Händen, — war es Glück, war es Schmerz, was sie so tief bewegte?

„Das frühere Leben sollte wieder beginnen, das unsere Beschäftigungen stets uns theilen ließ; ich ritt mit Blanche aus, ich las und musizirte mit ihr, ich zeichnete ihr Muster für die Stickereien, welche ihre geschickten Hände fertigten; mein Vater hinderte uns nicht, nach unserm Gefallen unsere Tage zu verbringen, wenn er nur unbelästigt seinen Zerstreuungen nachgehen konnte. Es war wie sonst zwischen uns uud dennoch anders, denn wir wußten jetzt, daß wir uns liebten. Nicht, daß wir es mit offenen Worten uns eingestanden, aber das Bekenntniß zitterte in jedem Blicke, der aus den Augen des Einen das Andere traf, es bebte in dem Drucke

der Hände, die für Sekunden in einander ruhten, es klang in den Liedern, die Blanche mir sang, in den gebrochenen, unruhigen Accorden, mit welchen ich ihre weiche Stimme begleitete. Ich konnte mit Espérance nicht spielen, ohne in ihren Zügen diejenigen zu sehen, die mir so unaussprechlich theuer ich konnte es nicht hindern, daß sich meine Lippen auf das Antlitz der Kleinen in wilder Liebkosung preßten, als suchten sie die Spuren der Küsse ihrer Mutter, aus deren Armen ich das Kind in die meinen gezogen. Die Traumesseligkeit des ersten Jahres, das wir zusammen verlebt, war vorüber; wir waren erwacht, um offenen Auges weiter zu träumen, — berauschende, verwirrende Träume, welche in dem selbstgeschaffenen Paradiese die Schlange, — den Gedanken der Sünde, bargen.

„Doch die Sünde blieb uns erspart, Hector, um dem Schmerze Platz zu machen; Gott wollte nicht, daß jenes Glück, das wir begehrten, ohne es uns einzugestehen, uns gleichbedeutend mit einer Schuld sein sollte, der die Verzweiflung der Reue folgt. Mein Vater, durch irgend einen diensteifrigen Freund aufmerksam gemacht, begann mißtrauisch zu werden; er stellte plötzlich seine Jagdausflüge ein, er blieb fast stets zu Hause, an seine Frau und mich das Verlangen stellend, ihm Gesellschaft zu leisten. In stillschweigender Uebereinkunft kamen wir diesem Begehren mit möglichster Gewissenhaftigkeit nach; hatten wir nicht ein Unrecht gut zu machen an ihm, der uns so sorglos vertraut? Ich

erzählte von meinem Aufenthalte in Versailles, Blanche sang zuweilen ein Lied, doch ihre Stimme klang bedeckt dabei und mein Vater trommelte stets ungeduldig den Takt mit den Fingern auf dem Tische, als ginge ihm der Vortrag nicht schnell genug zu Ende.

„Wir saßen eines Abends im März um den Kamin in dem großen Eßsaale; Blanche, welche in den letzten Monaten bleicher und stiller geworden, als ich sie je gekannt, knüpfte eine Jagdtasche, die sie zum Geschenke für meinen Vater bestimmt, Espérance war auf meine Kniee geklettert und spielte mit den Knöpfen meines Kleides, den Gehängen meiner Uhr, während ich ihre kindlichen Fragen mit möglichster Genauigkeit zu beantworten mich bemühte, die sie dazwischen an mich richtete. In der allgemeinen Unterhaltung war eine Pause eingetreten; laut und klar tönte plötzlich der Kleinen Stimme durch das Zimmer, indem sie ihr Händchen in meine Brusttasche senkte: ‚Nun zeige auch die schönen Blumen, die Maman heute in ihrem Haare trug.‘ Und triumphirend zog sie einen halbverwelkten Veilchenstrauß hervor, den Blanche bei der Mittagsmahlzeit getragen, und den sie, auf meine Bitte, mir in einem unbewachten Augenblicke geschenkt.

„Ich fühlte, wie mir alles Blut in das Angesicht stieg, vergebens suchte ich die Hand des Kindes mit den Blumen zugleich zu verbergen; ich sah die Todtenblässe des Entsetzens auf Blanche's Zügen,

doch auch den wilden Blick, den ihr mein Vater zuwarf, als er heftig aufspringend das Gemach verließ. Wenige Minuten später wurde ich durch einen Diener in sein Zimmer beschieden, in welchem er mit starken Schritten auf und nieder ging.

„‚Du kannst Dich bereit machen, übermorgen früh Arvillers zu verlassen, um Deine lange verschobene Reise nach Deutschland anzutreten,‘ redete er in rauhem Tone mich an. ‚Besser wäre es gewesen, Du hättest von Toulouse aus sie schon vor zwei Jahren unternommen.‘

„‚Es war Euer Befehl, mein Vater, der mich zurückhielt,‘ entgegnete ich mit aller Beherrschung, die mir zu Gebote stand.

„‚Ich habe es schon tausendmal bereut,‘ fuhr er auf, ‚denn ich bedarf keines Stellvertreters in meinem Hause, noch bei — meiner Gattin.‘

„‚Ihr selbst habt es gewünscht, daß ich meiner Mutter Gesellschaft leiste, wenn Ihr ferne seid,‘ sagte ich.

„‚Weil ich nicht ahnen konnte, daß mein Sohn das Vertrauen mißbrauchen werde, welches ich in ihn gesetzt,‘ rief mein Vater außer sich, ‚weil ich in ihm mir keinen Liebhaber für meine Frau zu erziehen beabsichtigt.‘

„Die letzte Anschuldigung gab mir die Fassung wieder, welche ich bei der Ankündigung meiner Verbannung fast verloren.

„‚Ihr irrt Euch, mein Vater,‘ sprach ich, ‚wenn Ihr solches von mir vermuthet, doch geschieht es um

Eurer Ruhe willen, daß Ihr mich aus Eurem Hause sendet, so werde ich gehen, um Euch eine Sorge, der theuren Frau jedoch, die Ihr mir zur Mutter gabet, jeden Vorwurf zu ersparen, den Ihr gegen sie zu richten vermöchtet.‘

„Für einen Augenblick schien diese Antwort meinen Vater zu entwaffnen, doch nur für einen solchen, dann lachte er kurz und heiser auf.

„‚Ich weiß genug von Euer Beider Thun, — geh mir aus den Augen.‘

„Ich ging, von der dumpfen Ueberzeugung durchdrungen, daß ich mit dieser Trennung Blanche für immer verließe; sie selbst schien dies zu ahnen; als ich aus dem Zimmer meines Vaters in das meine zurück mich begeben wollte, kam in dem halbdunklen Corridor eine licht gekleidete Gestalt mir entgegen geflogen.

„‚Du gehst, Armand, Du gehst fort, ich weiß es,‘ hauchte sie, ‚und ich — werde sterben ohne Dich.‘

„Ich durfte ihr kein Wort des Trostes entgegnen; ich schloß sie in die Arme mit der Verzweiflung eines ewigen Abschiedes und riß mich dann los, meine Vorbereitungen zu der übereilten Abreise zu treffen. Wir sahen uns nicht mehr allein; mein Vater hatte dafür gesorgt, seine Frau den Tag über bewachen zu lassen; in seiner Gegenwart durfte ich ihr am Abend die Hand küssen zum Lebewohl.

„‚Willst Du nicht auch von Espérance Abschied nehmen, Armand?‘ fragte Blanche mit zitternd r

Stimme. ‚Sie ist morgen noch nicht wach, wenn Du von uns gehst.‘

„Ich nickte stumm; sie ließ das Kind holen, das seine großen Augen verwundert auf die ernsten Gesichter um sie richtete. Blanche riß mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Kleine an sich, um ihr Antlitz mit Küssen zu bedecken, während ihre Thränen auf die Stirn des Kindes fielen.

„‚Geh hin zu Armand,‘ sprach sie endlich, ‚und sage zu ihm: Lebe wohl, mein lieber Bruder, — Gott sei mit Dir jetzt und immerdar.‘

„Espérance kam zu mir, die verlangten Worte zu sprechen, aber sie konnte sie nicht vollenden; waren es die Thränen ihrer Mutter, war es die Heftigkeit, mit der ich sie an meine Brust drückte, die sie so erschreckte, — sie klammerte sich laut schluchzend an mich. ‚Du sollst nicht fortgehen,‘ rief sie aus, ‚denn Maman weint.‘

„Es war das unglücklichste Wort, das aus dem Kindermunde kommen konnte; ich blickte nicht nach meinem Vater, der finster in einer Nische des Fensters stand; ich verließ mit der Kleinen auf dem Arme den Saal, sie in ihr Schlafzimmer zu bringen und an ihrem Bettchen knieend ein heißes Gebet für ihre Mutter zu sprechen. Am anderen Morgen bei Anbruch des Tages reiste ich ab, wohin, — es war mir in meinem augenblicklichen Gemüthszustande fast gleichgültig. Ich durchreiste die Schweiz, einen Theil Italiens; Deutschland, — Vergessen, Heilung einer Krankheit zu suchen, für die es weder Vergessen

noch Heilung giebt. Nachrichten aus der Heimat erhielt ich nicht; mein Vater schrieb mir überhaupt niemals; Blanche, ich war dessen sicher, durfte es nicht wagen. Mein Aufenthalt im Auslande war auf drei Jahre berechnet, nach welcher Zeit ich mich sofort nach Versailles an den Hof begeben sollte; die Rückkehr in mein Elternhaus war mir, so schien es, für immer verschlossen. Ich lebte nach Ablauf des ersten Jahres am Rheine; mich zog es nach dem Vaterlande, das sie barg, während ich in der Ferne irrte, ich wollte wenigstens der Grenze desselben näher sein. Die Geldmittel, die ich brauchte, erhielt ich durch Wechselbriefe, welche meines Vaters Advokat ausstellte, durch ihn erfuhr der Erstere stets, wo ich mich befand, wie es im Schlosse wohl auf ähnlichem Wege auch bekannt wurde.

„Es war zu Köln, als mich der mit mir reisende Diener durch die Meldung überraschte, daß von den Dorfleuten in Arvillers einer im Vorzimmer sei, der mich zu sprechen wünsche; er habe eine wichtige Botschaft aus der Heimat mir zu überbringen. Ich ließ ihn eintreten, es war ein Mann, den Blanche unter ihrer Dienerschaft gehabt, bis er durch eine günstige Heirath auf unseren Gütern selbst sich einen kleinen Besitz erwarb und somit das Haus verließ, dessen Herrin er nach wie vor ergeben blieb. Ich war erstaunt, erschreckt, ihn plötzlich hier zu sehen. Sein Erscheinen war mir wie die Ankündigung eines Unglücks, das im nächsten Augenblicke mich treffen sollte. Und so war es auch. Er

hatte, obwohl seiner Hände Arbeit dringender als je auf seinem Felde nothwendig gewesen, sein kleines Besitzthum seinem Schwager zur Bestellung anvertraut, um seiner Herrin einen Dienst zu leisten, den sie sonst Niemand in der Welt übergeben konnte.

„Was soll ich Dir über jene Botschaft, was über die Verzweiflung sagen, die mich darüber ergriff? Blanche war krank, seit lange schon; sie hatte es wahr gemacht, was sie mir in der Stunde der Trennung zugeflüstert; sie starb, weil ich von ihr gegangen, aber sie konnte ihren langen Todeskampf nicht enden, bevor sie mich nicht noch einmal gesehen. Sie hatte keine Bitte bei meinem Vater gewagt, mich zurückzurufen; jetzt aber, da sie ihre Tage gezählt fühlte, da selbst die Aerzte jede Nacht als die ihres Endes bezeichnen zu müssen fürchteten, hatte sie ihren treuen Valentin zu mir gesandt, mir zu sagen, daß sie leben wolle, bis ich heimgekehrt.

„Ich reiste noch in der nämlichen Stunde ab, ohne Aufenthalt, athemlos fast, meinem Ziele entgegen; mit jeder Minute der Zögerung eine Minute mehr des theuersten Lebens verrinnen wissend und meine Angst und Qual fast bis zur Raserei steigernd. Mitten in der Nacht kam ich nach einer mir endlos dünkenden Reise in Arvillers an; das Schloß war trotz der späten Stunde auf dem linken Flügel erleuchtet, die ernsten bleichen Gesichter der Dienerschaft sagten mir, warum.

„Ich fragte Niemand nach dem Ergehen Blanche's; sie wollte ja leben, sie mußte leben, bis ich bei ihr

war; ich begehrte auch nicht meines Vaters Erlaubniß sie zu sehen; mit dem Rechte allein, welches ein unermeßliches Unglück giebt, eilte ich nach ihrem Zimmer, in dessen Vorgemach zwei Dienerinnen wachten. Sie starrten mich an, wie eine Erscheinung aus der anderen Welt; ich schob die eine derselben, die mir den Eingang wehren wollte, bei Seite und öffnete die Thür.

„Das Krankenzimmer war nur matt erhellt, in dem Sessel neben dem Bette schlief die alte Kammerfrau, sonst war Niemand in dem Raume zu erblicken; Blanche selbst lag mit geschlossenen Augen in den weißen Kissen; ich stürzte auf sie zu, um neben ihr auf die Knie zu sinken. Sie schlug die Augen auf; ach, sie waren das einzige, was sie dem Bilde aus früheren Jahren noch ähnlich machte, — ein Schrei, halb Jubel, halb Klage entglitt ihren Lippen und ich lag schluchzend in ihren Armen.

„‚Ich habe Dich wieder, nun darf ich sterben,‘ waren die ersten Worte, die ich von ihr hörte; sie mühte sich, mein Hanpt emporzurichten, um in meine Züge zu sehen; mir brach es das Herz, die Veränderung zu gewahren, welche ein einziges Jahr in den ihren hervorgebracht. Ich vernahm, wie sie von Espérance sprach und ich versuchte, ihr zu antworten, ihr zu sagen, daß sie nicht sterben dürfe, daß sie leben müsse um meinetwillen, der sie bis zum Wahnsinn geliebt.

„Sie lächelte. ‚Um Deinetwillen lebte ich ja bis zu dieser Stunde, Armand,‘ flüsterte sie, ‚doch

jetzt laß mich ausruhen, des Lebens Last lag gar zu schwer auf mir.‘

„Ein Schritt ließ sich im Vorzimmer vernehmen, es war mein Vater, der nach kurzem Schlummer seine Gattin zu sehen kam; Blanche schlang mit dem Ausdrucke entsetzlicher Angst von Neuem ihre Arme um meinen Hals.

„‚Er wird Dich finden,‘ rief sie mit erlöschender Stimme, ‚er wird Dich tödten, weil ich Dich geliebt, — fliehe mit mir, Armand — in den Tod — mit mir — in die Freiheit.‘

„Es waren ihre letzten Worte, ich fühlte, während ihre Hände krampfhaft mich zu halten sich bestrebten, wie ihr Körper im Todeskampfe bebte und zuckte, ich fühlte jeden Athemzug, der sich schwer und schwerer ihrer Brust entrang, aber ich konnte mich nicht von ihr befreien, deren Kräfte in den letzten bangen Minuten sich zu verdoppeln schienen. Ich hörte, wie noch mehrere Personen in das Zimmer traten, — es war mir völlig gleichgültig; Entdeckung scheut nur der, der noch zu hoffen oder zu fürchten hat, das Unglück bedarf des verhüllenden Schleiers nicht mehr. Und dann plötzlich stockte der Athem in der ringenden keuchenden Brust, dann auch der Schlag des Herzens, an dem mein Haupt lag; — in der Umarmung der Todten, die mich auch jetzt nicht ließ, schwanden mir die Sinne dahin.

„Als ich nach Tagen und Nächten wilder Fieberträume erwachte, waren Wochen vergangen; man sagte mir, daß ich sehr krank gewesen, daß mein

Vater verreist und daß er angeordnet, ich solle, sobald ich hergestellt, die unterbrochene Reise wieder fortsetzen. Blanche ruhte schon seit fast einem Monat in der Kapelle unseres Schlosses; die Leichenfeierlichkeiten waren beschleunigt worden, weil mein Vater unmittelbar darauf abzureisen wünschte. Der alte Diener, der mich pflegte, erzählte mir, wie furchtbar der Eindruck für ihn gewesen, als er, an das Sterbebett seiner Gattin eilend, mich in den Armen derselben erblickt, er fügte jedoch auch hinzu, daß man gewaltsam nur mich, den Bewußtlosen, aus der Umschlingung der Todten zu lösen vermocht, daß die Hände Blanche's nicht anders von meinem Haupte zu entfernen gewesen, als bis man einen Theil meines Haares, in das ihre Finger sich vergraben, abgeschnitten und daß die starren bleichen Finger, die man nicht mehr zu öffnen gewagt, jene Locken mitgenommen in ihr Grab. Ich hörte das Alles nur an, als ob man mir die Geschichte eines Fremden erzählte; war es nicht gleichgültig, was mich fortan noch traf?

„Gab es denn noch ein Band, das mich an das Leben fesselte, seit sie gestorben aus Gram um mich? Doch ja, es gab noch eines, war es nicht ihr Vermächtniß — mein Schwesterchen, das ihre Züge trug, an das ich mich erst jetzt, erst jetzt erinnerte? Ich verlangte, daß man mir die Kleine bringen sollte, welche unter der Obhut ihrer Wärterin auf Arvillers geblieben und als ich sie in mein Zimmer eilen sah mit jenem jauchzenden

Freudenlaute, mit welchem sie mich stets begrüßte, als ihre Aermchen sich um mich legten und ich sie unter leidenschaftlichen Liebkosungen fast erstickte, da wußte ich, daß es noch einen Zweck des Lebens für mich gab und einen Sonnenstrahl in seiner Oede, — die Liebe zu Blanche's einzigem Kinde, meiner Schwester Espérance.

„Ihre Mutter hatte ihr den holden Namen gegeben; sie hatte, wie sie selbst es mir gestand, gehofft, durch dieses Kindes Anmuth sich das Herz des feindlich sich abschließenden Sohnes zu gewinnen, — ach, es hatte jenes Kindes nicht dazu bedurft, aber dennoch wurde sie ein Stern der Hoffnung mir und mehr noch — auch ein Stern der Gnade!

„Meinen Vater habe ich nie wiedergesehen, er konnte mir es nicht verzeihen, daß ich ohne mein Wollen ihn um sein Glück betrogen; auch ich vermochte fortan in ihm nur einen Fremden zu erblicken. Er ist einige Zeit später gestorben, mich in meinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre bereits zum Herrn von Arvillers und Erben seiner reichen Güter zu machen. Ich kehrte als Gebieter dorthin zurück, von wo ich als ein Verbannter geschieden, fortan kein anderes Ziel mehr vor Augen, als meine Pflicht meinen zahlreichen Untergebenen gegenüber getreulich zu erfüllen und meiner Schwester Erziehung zu überwachen, die ich einem Kloster in der Nähe anvertraut. Den Winter brachte ich mehrere Jahre hindurch in Versailles zu, — Du weißt es ja. Doch als mich jenes Treiben, in welchem ich weder meines

Schmerzes Vergessen, noch meines Geistes Genüge zu finden vermochte, anzuwidern begann, zog ich mich ganz nach Arvillers zurück, dort der Erinnerung an die Todte, der Sorge für ihre verwaiste Tochter zu leben. Sie blühte heran zu einer Lieblichkeit, die mich oft schmerzlich überraschte, denn aus ihren Augen blickten mich ihrer Mutter Züge an; ihrer Stimme Klang, ihr helles Lachen erinnerte mich an der Verklärten Silberlachen, ihre Anmuth rief mir die harmonischen Bewegungen Blanche's zurück und ich glaubte in ihrem Kinde oft sie selbst zu sehen.

„Ich mußte sie endlich in mein Haus zurücknehmen, ich mußte täglich die Qual und das Entzücken durchleben, sie mir nahe zu sehen, ihre schwesterliche Liebe, ja ihre unschuldige Zärtlichkeit weiter und weiter von mir abweisen, weil ich zu empfinden begann, daß ich sie nicht mehr mit der gleichen Reinheit zu erwidern vermöge, als sie mir dargeboten wurden. Verurtheile mich, Hector, wenn Du es kannst. Als ich mir klar geworden, daß Weg, den ich mit dieser Empfindung betreten, entweder zum Irrsinn oder zum Verbrechen führe, da erinnerte ich mich des Wortes Deines Vaters, der eine Verbindung zwischen Dir und Espérance wünschte und rief Dich in mein Haus, Dir Gelegenheit zu geben, meiner Schwester Herz Dir zu gewinnen. Wenn Du es meinst, daß ich die sünde nicht schon auf Erden büßte, die in dem Verhängniß einer solchen Neigung lag, Du würdest

milder richten, wenn Du die Kämpfe geahnt, die dieser Schritt mich kostete und Du Zeuge meines Schmerzes gewesen wärest, als sich mein Wunsch erfüllte und Espérance Dein eigen war. Ich sah es mit an, wie meiner Schwester Herz, das mir bis dahin allein — allein gehörte, sich mir abwendete, um in erster glücklicher Jugendliebe Dir entgegenzuschlagen und ich begünstigte Euer Beider Neigung, denn — ich hatte sie ja gewollt. Ich sah mit den Qualen eines Verdammten Euer Glück, — ich mußte es vernehmen, daß meine Schwester ihre Pflichten gegen Dich den mir gehörenden voranstellte, und ich mußte dessen zufrieden sein, denn — ich hatte es so gewollt.

„Ich durfte es Niemand eingestehen, nicht einmal ahnen lassen, was mich mein Opfer kostete, denn Todsünden finden kein Erbarmen vor den Richterstimmen dieser Welt, die nicht danach fragt, ob man ihr unterlegen, — die schon das Vorhandensein allein zu strafen bereit ist.

Es war in jener Zeit — für Euch die glücklichste Eures ganzen Lebens, wie sie mir die entsetzlichste war, — als ich jede Nacht in dem einstigen Zimmer Blanche's verbrachte, vor ihrem Bilde einem Schmerze mich hinzugeben, für den es auf Erden keine Abhülfe gab. Du hast das Geheimniß jenes Zimmers in der Nacht vor Deiner Hochzeit entdeckt, und dennoch warst Du in einem Irrthum befangen. Das Portrait, welches Du offenbar gesehen, als ich in der Verwirrung des Feuers den Vorhang zu

schließen vergessen, war nicht das Deiner Braut, es war das Bild ihrer Mutter, das auch wohl Jemand zu täuschen vermocht hätte, der Beide gekannt. Blanche war in ihrem siebenzehnten Jahre gemalt worden, in einer jener phantastischen Trachten, die keinem bestimmten Zeitalter angehören, mit lang herabfallendem Haare, wie in der Freiheit des Landlebens auch zuweilen Espérance vor Dir sich zeigte. Das Einzige, was ich jenem Bilde hatte hinzufügen lassen, war ein Kostüm, in welchem ich meine Schwester zu sehen liebte; ein Maler aus Bordeaux hatte das Portrait in dieser Weise verändert, als Espérance mit Hortense einige Wochen zum Besuch auf einem Nachbargute weilte; ich ließ nach einem Kleide meiner Schwester das Kostüm des Bildes übermalen, um mich in die Täuschung versetzen zu können, sie darin zu sehen, wenn ich sie für immer an einen Andern — an Dich, hergegeben.

„Ich habe oft geglaubt in jener Zeit der Verzweiflung, die Trennung nicht überdauern zu können, und ich habe sie dennoch überstanden, — welch eine Last von Schmerz vermag doch unser Herz zu tragen, was überwindet man im Leben nicht? Jener Ruf an den Hof des Königs rüttelte mich aus der Apathie des ersten Schmerzes, nachdem Espérance von mir geschieden; ich hätte ihn nicht angenommen, wenn ich nicht ahnend es vorausgesehen, wie groß die Gefahren, welchen die Monarchie entgegen ging. Was hatte mir das Leben noch zu bieten, als einen ehrenvollen Tod im Dienste des Königs, um den

jetzt die Treue wankte? Ich habe diese Aussicht fast mit Freuden begrüßt, sie war das Einzige, was mich dorthin zog, von wo Dein Argwohn mich am liebsten sofort wieder verbannt hätte, weil Du voraussetztest, ich käme um Deiner Gattin willen. —

„Nein, Hector, Du darfst fortan ruhig sein; ich hatte überwunden, soweit es überhaupt menschlicher Macht gegeben und ich darf ohne Reue in meiner Schwester Augen schauen. Sei ihrer werth, — dies ist an Dich meine einzige Bitte, und gieb ihr alles Glück, das ihrer Mutter versagt blieb und das in der Vereinigung mit einem geliebten Wesen auch mir der Himmel verweigerte. Sie hat es nie erfahren, was sie lange Zeit mir war und was sie mir nicht sein durfte; gedenke daran, Hector, daß ich meine Sünde allein getragen und auch allein gebüßt, — daß ich die Reinheit derer, welche Du Deine Gattin nennst, gleich einem Heiligthum gehütet, sie Dir gehütet, dem ich sie mit verzweifelndem Herzen als mein Theuerstes übergab und wenn ich Deine mir wohl verzeihliche Eifersucht durch meinen Tod für immer zur Ruhe brachte, so richte milder meine Verirrung, die sich zweimal zu dem Unerlaubten verlor und gönne mir ein Andenken in Deiner Gattin, ja auch Deinem Herzen.“

Ende des zweiten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.